

v. Balzac's

erzählende Schriften,

teutsch bearbeitet

von

Friedrich Seybold.



Erster Band.

Die Chouans, oder die Bretagne im Jahre 1799.

Mit Abbildungen.

Stuttgart und Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger u. Comp.
1835.

Die Chouans,

oder

die Bretagne im Jahre 1799.

Ein historischer Roman

von

Herrn v. Balzac.



Teutsch bearbeitet

von

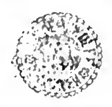
Friedrich Seybold.

Mit Abbildungen.

Stuttgart und Leipzig,

Verlag von L. F. Rieger u. Comp.

1835.



Erstes Kapitel.

In den ersten Tagen des Jahres VIII., im Anfang des Vendemiaire, oder, nach dem jetzigen Kalender, gegen das Ende des Monats September 1799, stiegen etwa hundert Landleute und eine ziemliche Anzahl Bürger, die am Morgen dieses Tages von Fouchères nach Mayenne abgegangen waren, den Hügel Pelerine hinauf, der ungefähr halbwegs zwischen Fougères und Ernée, einer kleinen Stadt, liegt, wo die Reisenden, welche diesen Weg machen, sich zu erfrischen pflegen.

Dieser Haufen, in mehr oder minder zahlreiche Gruppen getheilt, bot eine Sammlung so seltsamer Kostüme und eine Vereinigung von Individuen dar, die so verschiedenen Lokalitäten und Professionen angehörten, daß es nicht überflüssig seyn wird, hier deren charakteristische Unterscheidungszeichen zu beschreiben, um dieser Geschichte die lebhaften Farben zu geben, auf welche man

heutzutage so vielen Werth legt, obwohl sie, wenn man gewissen Kritikern glauben will, der Schilderung der Gefühle schaden.

Einige der Landleute, und zwar die größere Zahl, giengen baarfuß; auf dem Leibe trugen sie eine große Ziegenhaut, welche vom Halse bis an die Kniee ihren Körper bedeckte, und lange Hosen von sehr grober weißer Leinwand, deren schlecht gewobener Faden von der niederen Stufe der Industrie, auf welcher dieses Land stund, Kunde gab. Ihre langen platt herabhängenden Haare vermengten sich mit den Haaren der Ziegenhaut und versteckten so vollkommen ihre der Erde zugekehrten Gesichter, daß man leichtlich diese Haut für die ihrige halten und sie bei'm ersten Anblick mit den Thieren verwechseln konnte, deren Fell sie trugen. Aber unter diesem Wirrwarr von Haaren hervor sah man ihre Augen leuchten, wie Thautropfen im dichten Gras, und ihre Blicke, obwohl menschliche Einsicht verrathend, flößten mehr Schrecken als angenehme Empfindungen ein. Auf dem Kopfe trugen sie eine schmutzige Mütze von rother Wolle, ähnlich jener phrygischen Mütze, welche damals die Republik als Wahrzeichen der Freiheit angenommen hatte. Alle trugen über der Schulter einen dicken Knotenstock von Eichenholz, an dessen Spize ein langer leinener Queersack hieng, der aber nur wenige Habseligkeiten enthielt.

Andere trugen über ihrer Mütze einen groben Filzhut mit breitem Rande, welcher mit einer Art Stickerei von rother Wolle rund um den Hutkopf verziert war. Diese waren ganz in grobe Leinwand gekleidet, und ihr Kostüm hatte nichts von allem dem, was der neuern Civilisation angehört. Ihre langen Haare fielen auf den Kragen eines runden Wammses mit viereckigen Seitentaschen herab, das nur bis auf die Hüften gieng. Ein solches Wamms ist die eigenthümliche Kleidung der Landleute des Westen. Unter diesem Wammse trugen sie eine Weste mit großen Knöpfen von der nämlichen Leinwand. Einige von ihnen giengen in Holzschuhen, während Andere, aus Sparsamkeit, ihre Schuhe in der Hand trugen.

Diese, durch einen langen Gebrauch beschmutzte, durch Schweiß und Staub geschwärzte, weniger originelle Kleidung, als die zuerst beschriebene, hatte kein anderes historisches Verdienst, als zum Uebergang zu dem fast kostbaren Anzug zu dienen, welchen einige Leute trugen, die da und dort in dem Haufen zerstreut waren. In der That stachen auch ihre Pantalons von blauer Leinwand, ihre rothen oder gelben Westen, mit zwei Reihen metallener Knöpfe verziert, auffallend ab gegen die grobe Leinwand und die Ziegenfelle ihrer Gefährten. Einige von ihnen trugen von jenen Holzschuhen, welche die

Landleute der Bretagne selbst zu verfertigen wissen; doch die Meisten und fast Alle hatten schwere Nagelschuhe an, und Röcke von grobem Tuch nach altfranzösischem Schnitt, dessen Form die Landleute gleichsam heilig zu halten scheinen. Ihr Hemdkragen war mit silbernen Knöpfen befestigt, welche die Figur von einem Herz oder Anker hatten. Ihre Queersäcke schienen besser gefüllt, als diejenigen ihrer Kameraden, und fünf bis sechs von ihnen hatten eine Feldflasche um den Hals hängen, in der ohne Zweifel Branntwein war.

Einige Stadtbürger zeigten sich in der Mitte dieser Halbwilden, um gleichsam den lezten Grad der Civilisation dieser Gegenden zu bezeichnen. Sie trugen entweder runde Hüte oder Kappen, hohe Stiefel oder Schuhe mit Kamaschen, und boten in ihren Kleidungen eine ebenso auffallende Verschiedenheit dar, als die Landleute.

Etwa ein Duzend von ihnen trug jenes republikanische Wamms, das unter dem Namen der Carmagnole bekannt ist; Andere, ohne Zweifel reiche Handwerker, waren vom Kopf bis auf die Füße in gleichfarbiges Tuch gekleidet. Diejenigen, welche sich durch ihren Anzug am meisten auszeichneten, trugen Röcke oder Ueberröcke von blauem oder grünem Tuch. Einige wohl gepuderte und mit Zöpfen versehene Köpfe deuteten

auf jene sorgfältige Toilette, welche wohl erzogene oder begüterte Leute sich anzueignen pflegen.

Wer diesen so verschiedenartigen Haufen betrachtete, hätte ihn für die Bevölkerung eines kleinen Fleckens halten können, die durch eine Feuersbrunst oder einen andern Zufall aus ihrer Heimath verjagt sey. Der in den bürgerlichen Zwiespalt jener Epoche eingeweihte Beobachter aber erkannte ihn leicht für einen Trupp Konscribirter, die an den Ort ihrer Bestimmung abgiengen. Ein geübtes Auge konnte die wenigen Republikaner zählen, die sich unter dieser Truppe befanden. Man erkannte sie an ihrem muntern Wesen und raschen Gange. Die übrigen Individuen, Stadtbürger und Landleute, zeigten auf ihren Gesichtern und in ihrer Haltung die Eintönigkeit gemeinschaftlichen Unglücks. Sie beobachteten ein melancholisches Stillschweigen, das gleichwohl etwas Unheimliches und Ingrimmiges an sich trug; ein nämlicher furchtbarer Gedanke schien sie niederzubeugen, aber sie verhehlten ihn sorgfältig, denn auf ihren Gesichtern zeigte sich keine Spur davon. Die ungewöhnliche Langsamkeit ihres Marsches allein konnte geheime Berechnungen verrathen.

Von Zeit zu Zeit machten Einige von ihnen, welche Rosenkränze am Halse trugen, obgleich es damals gefährlich war, äußere Zeichen einer auf-

gehobenen Religion blicken zu lassen, einen Augenblick Halt, strichen ihre Haare aus der Stirne zurück, und blickten mit einer Art Mißtrauen oder geheimer Erwartung um sich. Sie warfen verstohlene Blicke auf das Gehölz, die Fußpfade und Felsen umher, und hielten gleichsam die Nase in den Wind, wie ein guter Jagdhund, der die Nähe des Wildes spürt. Als sie nur das eintönige Geräusch der Schritte ihrer schweigsamen Gefährten hörten, ließen sie das Haupt wieder sinken und schienen sich in das Schicksal zu fügen, wie Verbrecher, die man an ihren Strafort abführt, um dort zu leben und zu sterben.

Der Marsch dieser Colonne nach Mayenne, die ungleichartigen Elemente, aus denen sie bestund, und die verschiedenartigen Gesinnungen, von denen sie beseelt war, fanden ihre natürliche Erläuterung in der Gegenwart einer andern Truppe, welche an der Spize der Abtheilung marschirte. Diese andere Truppe bestund aus etwa 150 Soldaten mit Waffen und Gepäck unter der Anführung des Chefs einer Halbbrigade. Diese Benennung hatte den Titel eines Obersten ersezt, welcher als aristokratisch während der Revolution in die Acht erklärt worden war.

Diese Soldaten gehörten dem Depot einer Halbbrigade Fußvolk an, das zu Mayenne in Besazung lag. In diesen Zeiten bürgerlichen Zwie-

spalts hatten die Einwohner der westlichen Provinzen allen Soldaten der Republik den Beinamen der **Blauen** gegeben. Sie nannten sie so wegen ihrer blauen und rothen Uniformen, welche noch so wohl im Gedächtniß sind, daß es überflüssig wäre, sie zu beschreiben. Die Abtheilung der **Blauen** diente demnach diesem Haufen von Individuen, welche fast alle mit Widerwillen nach Mayenne zogen, um dort der militairischen Disciplin überliefert zu werden, als Bedeckung.

Diese Colonne war das mühsam erlangte Kontingent des Bezirks von Fougères. Das vollziehende Direktorium der französischen Republik hatte eine Aushebung von 100,000 Mann angeordnet, um schleunig die Armeen zu verstärken, welche damals in Italien von den Oesterreichern, in Deutschland von den Preußen (!?) geschlagen, und in der Schweiz von den Russen, denen Souwarow die Eroberung Frankreichs versprach, bedroht wurden.

Die westlichen Departements, d. h. die Vendée, die Bretagne und ein Theil der untern Normandie, seit drei Jahren nach vorhergegangenem vierjährigen Kriege durch die Bemühungen des Generals Hoche pacificirt, schienen diesen günstigen Augenblick ergreifen zu wollen, um den Kampf aufs neue zu beginnen.

Von so vielen Seiten zumal angefallen, fand

die französische Republik ihre ursprüngliche Thatkraft wieder. Da sie an den Gränzen keine Truppen entbehren konnte, errichtete sie in den westlichen Provinzen freiwillige Legionen, um den Chouans, wenn sie sich erheben sollten, die Spize zu bieten.

Die Departements Mayenne und Ille und Vilaine wurden damals von einem alten Offizier befehligt, welcher es gerathen fand, die Kontingente in der Bretagne, und besonders zu Fougères, welcher Bezirk ein Hauptherd der Chouanerie war, schnell beizutreiben, um dadurch die Streitkräfte dieser drohenden Distrikte zu schwächen. Obgleich nun die Bretagne dem Militairdienst abgeneigt war, so strömte doch das Landvolk von allen Seiten zur Konscription nach Fougères herbei. Diese ungewöhnliche Willfährigkeit weckte den Verdacht des republikanischen Befehlshabers, und er fand darin mit Recht einen geheimen Beweggrund. Diese Massen sammelten sich, wie es ihm schien, blos in der Absicht, ihn durch ihre Zahl zu erdrücken und seine kleine Abtheilung zu entwaffnen. Er wartete demnach nicht auf die noch rückständigen Konscribirten, sondern trat alsbald seinen Rückmarsch nach Alençon an, um sich den befreundeten Gegenden zu nähern.

Inzwischen machte der stets wachsende Aufstand dieser Landstriche den Erfolg seines Plans höchst

zweifelhaft. Er war am Morgen des Tages, an welchem unsere Geschichte beginnt, von Fougères abmarschirt und hoffte in einem angestrengten Marsche Mayenne zu erreichen. Ehe er Fougères verließ, hatte er heimlich seine Soldaten die Brodportionen fassen lassen, welche zum Unterhalt der ganzen Abtheilung nöthig waren, damit nicht die Aufmerksamkeit der Konscribirten auf die Länge des Marsches gerichtet werde. Zu Ernée, welches ein Etappenplaz war, wollte er nicht Halt machen, damit nicht die Konscribirten sich mit den auf dem Lande zerstreuten Chouans in Einverständniß sezten.

Die tiefe Stille, die unter dem Haufen der Konscribirten herrschte, und die Langsamkeit ihres Marsches diesen Hügel herauf erweckten das ganze Mißtrauen dieses Chefs einer Halbbrigade, Namens Hulot, welchen wir in der Folge Kürze halber Oberst nennen wollen. Er schritt nachdenklich und schweigend in der Mitte von fünf jungen Offizieren einher, welche ihren Anführer in seinen Betrachtungen nicht zu stören wagten. Als er die Spize des Hügels Pelerine erreicht hatte, wendete er sich schnell nach der Abtheilung der Konscribirten um, und als er sah, daß sie etwa noch 200 Schritte hinter der Bedeckung zurück war, brach er lebhaft in die Worte aus: „Was Teufels treiben denn diese Stuzer, daß sie so weit

zurückbleiben! — Ein munterer Konscribirter sollte voran marschiren, statt hinterdrein!"

Bei diesen Worten, welche mit lauter tönender Stimme gesprochen wurden, machte die ganze Abtheilung ohne Kommando Halt, und alle wendeten die Köpfe rückwärts. Der Oberst runzelte die Stirne und fuhr in scheltendem Tone fort: „Warum bleiben sie denn so dahinten, diese lahmen Teufel? Ist irgend ein Marienbild um den Weg, vor dem sie gerne niederknieeten?"

„Du fragst — warum?" sagte hinter ihm eine unbekannte Stimme.

Der Oberst drehte sich schnell um und erblickte zwei Schritte hinter sich ein Individuum, das noch seltsamer gekleidet war, als irgend einer der Konscribirten, die sich auf dem Marsche nach Mayenne befanden.

Der Unbekannte war ein Mann von untersezter Statur und breiten Schultern; sein Kopf war fast so dick, als der eines Ochsen, womit er auch einige Aehnlichkeit hatte. Seine kurze Nase, seine weiten Naslöcher seine aufgeworfenen Lippen, welche schneeweiße Zähne zeigten, seine großen schwarzen Augen, von drohenden Augenbraunen beschattet, seine herabhängenden Ohren und seine mähnenartigen Haare gehörten mehr dem Geschlechte der Pflanzenfresser an, als unserer schönen kaukasischen Raçe. Er gieng mit bloßem Kopf, und

sein Gesicht war der einzige sichtbare Theil seines Körpers. Vom Halse an war er in einen leinenen Kittel gewickelt, der ihm bis auf die Hüften gieng, und an welchen Ziegenfelle befestigt waren, die bis auf die Fußsohlen hinabreichten, so daß sich an ihm fast keine menschliche Form erkennen ließ. Seine Füße steckten in ungeheuren Holzschuhen. Seine langen glänzenden Haare fielen auf beiden Seiten auf Brust und Schulter herab. Statt des eichenen Knotenstocks, welchen die Konscribirten auf ihren Schultern trugen, hatte er eine ungewöhnlich dicke Peitsche in der Hand, welche noch einmal so lang war, als Peitschen zu seyn pflegen.

Die plözliche Erscheinung dieses seltsamen Wesens war überraschend. Der Oberst faßte sich jedoch schnell und wiederholte gleichsam mechanisch: „Ja, warum zögern sie so? Weißt du es?"

„Darum," erwiederte der Unbekannte mit einem Accent, dem man deutlich anmerkte, daß er das Französische nur mühsam sprach*), „darum, weil dort der Maine fließt, und weil dort die Gränze der Bretagne ist!"

Mit diesen Worten streckte er seine breite Faust nach der Gegend von Ernée aus, stieß seinen un-

*) Die Landleute aus der Bretagne verstehen so wenig Französisch, als ein Kamtschadale oder Hottentotte



geheuren Peitschenstiel auf den Boden und ließ ihn zu den Füßen des Obersten niederfallen. In den kurzen Worten, in der wildruhigen Haltung, in dem hohen Tone dieses Menschen, lag etwas, das Haß und Verlangen nach Rache verkündete. Er erschien hier als ein prophetischer Geist, als der barbarische Genius der Bretagne, der nach einem dreijährigen Schlafe wieder erwacht war, um auf's neue einen Bürgerkrieg zu beginnen, in welchem der Sieg nie errungen ward, ohne ihn mit doppeltem Trauerflor zu bezahlen.

„Das ist ja ein allerliebster Bursche!“ sagte der Oberst, als ob er mit sich selbst redete. „Er sieht mir so aus, als ob er der Abgesandte von Leuten wäre, welche sich anschicken, durch Flintenschüsse zu parlamentiren.“

Nachdem der Oberst diese Worte zwischen den Zähnen gemurmelt hatte, richtete er allmählig seine Blicke von dem Unbekannten auf das Terrain, von dem Terrain auf die Abtheilung, dann schnell wieder auf den Unbekannten, den er mit forschenden Blicken betrachtete.

„Woher kommst Du?“ fragte er ihn in barschem Tone, während er einen durchdringenden Blick auf ihn heftete.

„Vom Lande der Burschen!“ antwortete der Unbekannte mit größter Ruhe.

„Dein Name?“

„Bodenfest.“

„Warum führst Du noch einen Beinamen, wie die Chouans pflegten.?“

Bodenfest, — um ihn mit dem Namen zu bezeichnen, den er sich selbst beilegte, — blickte den Oberst mit einer so dummdreisten Miene an, daß dieser glaubte, er habe ihn nicht verstanden.

„Gehörst Du zur Konscription von Fougères?“ fragte der Oberst weiter.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Bodenfest; sezte sich ruhig am Wege nieder, zog aus der Tasche seines leinenen Kittels ein Stück schwarzes Brod und fieng mit einer so stupiden Gleichgültigkeit an zu essen, als ob Alles, was um ihn vorgieng, ihn im mindesten nicht beträfe. Die jungen Offiziere betrachteten ihn mit Verwunderung und verglichen ihn in ihren Gedanken mit einem nordamerikanischen Wilden, oder einem Hottentotten auf dem Kap der guten Hoffnung.

Der Oberst selbst hätte sich beinahe durch diese anscheinende Ruhe und Gleichgültigkeit täuschen lassen; als er aber einen zweiten Blick auf den Unbekannten warf, bemerkte er, daß seine Haare, sein leinener Kittel, sein Ziegenfell, mit Dornen, Laub und kleinen Stückchen Niederholz bedeckt waren. Als ein erfahrner Soldat schloß er daraus, daß dieser Landmann einen langen Weg durch Wald und Feld auf unbetretenen Pfaden

gemacht habe. Er warf hierauf dem Lieutenant Gérard, neben dem er stund, einen bedeutsamen Blick zu, drückte ihm kräftig die Hand und sagte halblaut: „Wir sind in die Wollschur gegangen, aber wir werden selbst geschoren zurückkommen."

Bei diesen Worten sahen die Offiziere einander verwundert an. —

Zweites Kapitel.

Die Bretagne ist unter allen Provinzen Frankreichs diejenige, wo die galischen Sitten die stärksten Spuren zurückgelassen hatten. Diejenigen Theile dieser Provinz, wo selbst in unsern Tagen das wilde Leben und der abergläubische Geist unserer rohen Vorfahren, so zu sagen, flagrant geblieben sind, heißen das Land der Bursche; wenn ein Bezirk von einer gewissen Anzahl Wilder, welche dem in dieser Erzählung auftretenden Bodenfest gleichen, bewohnt ist, so sagen die Bewohner des Landes von ihnen: die Bursche dieses oder jenes Kirchspiels.

Diese klassische Benennung ist gleichsam eine Belohnung für die Treue, womit sie sich bemühen, die Traditionen der galischen Sprache und Sitten beizubehalten. Ihr ganzes Leben enthält auch tiefe Spuren der abergläubischen Lehren und

Gebräuche längst vergangener Zeiten. Das Lehenwesen steht hier noch in vollkommener Achtung. Die Alterthümler finden in diesem Lande die Monumente der Druiden noch aufrecht. Der Genius der neueren Civilisation würde sich wundern, wenn er die Urwälder dieser Provinzen durchwandern müßte. Eine unglaubliche Wildheit, ein roher Eigensinn, aber zugleich eine vollkommene Wort-Treue, ein vollkommener Mangel unserer neueren Geseze, Sitten, Kleidung und Sprache, aber zugleich eine patriarchalische Einfachheit und heroische Tugenden machen die Bewohner dieses Landes wilder nnd ärmer an Einsicht, als vielleicht die Huronen und Mohikaner des nördlichen Amerika sind. Die Stelle, welche die Bretagne im Mittelpunkt Europa's einnimmt, macht sie für den aufmerksamen Beobachter vielleicht merkwürdiger, als Canada ist. Von Licht umgeben, dessen wohlthätige Wärme dieses Land nicht fühlt, gleicht es einer nassen Kohle, welche mitten im brennenden Heerde schwarz und dunkel bleibt.

Die Versuche einiger wohlwollenden Geister, diesen schönen Theil Frankreichs für das gesellschaftliche Leben und den Wohlstand des Gewerbfleißes zu gewinnen, die Versuche der Regierung selbst scheiterten an der Unbeweglichkeit einer ganzen Bevölkerung, welche hartnäckig an der Ausübung unfürdenklicher Gebräuche hängt.

Dieses Phänomen erklärt sich hinlänglich durch die Beschaffenheit eines Bodens, welcher noch von Schluchten, Waldströmen, Seen und Morästen durchschnitten, mit Hecken und Erd-Bastionen umgeben ist, die aus jedem Feld eine Citadelle machen, wo es an Landstraßen und Kanälen fehlt, ferner aus dem Geiste einer unwissenden Bevölkerung, welche an veralteten Vorurtheilen klebt, und unsere neuere Agrikultur beharrlich von sich weißt.

Die pittoreske Eintheilung dieses Landes und der Aberglaube seiner Bewohner schließen sowohl die Concentration der Individuen, als die wohlthätigen Folgen aus, welche sich aus der Vergleichung und dem Austausche der Ideen ergeben. Hier giebt es keine Dörfer. Die einfachen und leichten Gebäude, welche man Häuser nennt, sind sparsam durch das Land gesäet. Jede Familie lebt in einer Einöde. Die einzigen Zusammenkünfte der zerstreuten Individuen finden am Sonntag oder Festtag im Orte des Kirchspiels statt. Diese stillen Vereine, welche der Pfarrer, der einzige Lenker dieser rohen Gemüther, leitet, dauern nur einige Stunden. Wann der Landmann die gefürchtete Stimme des Priesters angehört hat, kehrt er in seine einsame Wohnung zurück. Er geht von ihr aus, um zu arbeiten, er geht in sie ein, um zu schlafen. Er erhält keinen andern Besuch, als

den des Pfarrers, welcher die Seele jedes Kirchspiels ist. Auf den Ruf dieser Priester hatten sich sechs Jahre früher, als diese Geschichte beginnt, Tausende von Menschen erhoben und in wahnsinnigem Glauben der Republik entgegen gestellt.

Die Gebrüder Cottereau, kühne Schleichhändler, welche diesem Kriege ihren Namen gaben, trieben ihr gefährliches Gewerbe von Laval bis Fougères. Aber die Aufstände dieser Bezirke hatten nichts Edles an sich, und wenn die Vendée aus der Straßenräuberei einen Krieg machte, so verwandelte dagegen die Bretagne den Krieg in Straßenraub. Die Proscription der legitimen Könige, die Abschaffung der katholischen Religion waren für die Chouans blos ein Vorwand der Plünderung, und die Ereignisse dieses Bürgerkrieges nahmen etwas von der wilden Natur der Bewohner dieser Gegenden an.

Die Beschreibung der Menschen, aus welchen die Abtheilung der Conscribirten bestund, das Bild von Bodenfest, der so plötzlich auf dem Gipfel des Hügels Pelerine erschien, geben in kurzem Umriß eine getreue Darstellung der Provinz und ihrer Bewohner. Eine geübte Einbildungskraft kann hienach den Schauplaz des Kriegs und dessen Werkzeuge ermessen.

Die Elemente des Kriegs waren überall, um und um. Hinter jeder Hecke, hinter jedem Baum

lauerten unsichtbare Feinde. Jedes eingezäunte Feld war eine Festung, überall, in Wald und Feld, war dem Gegner des Landes eine Falle gelegt. Der Ort des Treffens war auf jedem Punkt. In jedem Straßenwinkel, aus jedem verborgenen Orte starrten den Blauen Flintenläufe entgegen. Junge Mädchen, lachend und scherzend, lockten sie in den Hinterhalt. Sie dachten nichts Arges dabei, und wann der Schlag geschehen, wann Hunderte mörderisch gefallen waren, suchten und fanden diese unschuldigen und unwissenden Geschöpfe am Fuß der Altäre die verlangte Absolution. Solcher Verrath geschah mit Ueberzeugung, diese Wilden glaubten Gott und dem König zu dienen, wenn sie ihre Feinde auf jegliche Art vernichteten.

Das plötzliche Erscheinen dieses in Ziegenfelle gekleideten Chouans brachte dem Oberst die Ueberzeugung bei, daß der Friede gebrochen sey und der Bürgerkrieg aufs neue beginnen werde. Gleichwohl verlor er sein kaltes Blut nicht und überdachte die Maaßregeln, welche im Falle eines feindlichen Angriffs zu ergreifen seyn möchten. Inzwischen saß Bodenfest mit der gleichgültigsten Miene von der Welt am Abhang des Wegs und kaute mit seinen weißen Zähnen sein schwarzes Brod.

Bevor der Oberst irgend einen Entschluß faßte, warf er einen Blick auf die Stellung, in welcher

ihn seine Feinde zu überrumpeln gedachten. Als er sah, daß der Weg, auf dem er marschirte, durch eine Schlucht führte, die zwar nicht sehr tief, aber auf beiden Seiten von Wald bekränzt war, von welchem mehrere Fußpfade ausliefen, runzelte er die Stirne und sagte halblaut zu dem Hauptmann Mérle und dem Lieutenant Gérard, seinen Vertrauten: „Wir sind in einem Wespennest!"

„Was sezt Sie denn so in Furcht?" fragte Gérard.

„Furcht! Allerdings Furcht!" wiederholte der Oberst. „Ich läugne nicht, daß ich mich nicht gerne aus irgend einem Winkel niederschießen lasse, wie ein Hund."

„Wir sind also wirklich in Gefahr?" fuhr Gérard zu fragen fort.

„Stille!" versetzte der Oberst, „wir sind im Rachen des Wolfs. Glücklicherweise haben wir die Spize dieser Anhöhe besezt. Jezt will ich suchen, mir einiges Licht über unsere Lage zu verschaffen."

Der Oberst nahm die beiden Offiziere mit sich und trat dicht auf Bodenfest zu. Der Bursche stellte sich, als glaube er, daß er ihnen im Wege sey, und erhob sich schnell vom Boden.

„Bleib sitzen, Schnapphahn!" rief ihm der Oberst zu und stieß ihn auf seinen Sitz nieder.

Von da an behielt er den anscheinend sorglo-

sen Chouan stets im Auge. Hierauf trat er mit den Offizieren etwas seitwärts und sagte zu ihnen mit gedämpfter Stimme: „Ich kann Ihnen nicht länger verheblen, daß da unten zu Paris dem Faß der Boden eingeschlagen ist. Das Direktorium hat abermals einen Schlag gethan. Diese Pentarchen sind jezt um eine gute Klinge ärmer. Bernadotte will nimmer ziehen."

„Wer tritt an seine Stelle?" fragte lebhaft der Lieutenant Gérard.

„Milet-Mureau, eine alte Perücke."

„Man wählt da seine Zeit übel, um das Staats-Schiff auf den Wogen treiben zu lassen. An der Küste lassen die englischen Kreuzer Raketen steigen, und auf dieses Signal fliegen alle diese Maikäfer in der Vendée und Bretagne aus. Diejenigen, welche diese Gliedermänner in Bewegung gesezt haben, wählten den rechten Zeitpunkt, denn wir sind überall geschlagen."

„Wie!" fragte der Hauptmann Mérle.

„Ja wohl, unsere Armeen unterliegen auf allen Punkten," fuhr der Oberst mit noch leiserer Stimme fort. „Die Chouans haben bereits zweimal die Kuriere aufgefangen, und ich habe meine lezten Depeschen durch einen Expressen erhalten, welchen Bernadotte in dem Augenblick an mich abschickte, als er aus dem Ministerium trat. Vertrauliche Briefe haben mich von Allem unterrich-

tet. Fouché hat entdeckt, daß Verräther in Paris dem Tyrannen Ludwig XVIII. den Rath ertheilt haben, seinen Schnapphähnen in der Vendée und Bretagne einen Anführer zu schicken. Man hält Barras für einen Verräther an der Republik. Kurz, Pitt und die Prinzen haben einen Altadeligen in dieses Land geschickt, einen Mann von Geist und Herz, der die Vendéer und Chouans in eine Masse vereinigen und die Republik zu Boden schlagen will. Dieser Anführer hat in Morbihan gelandet. Ich habe dies zuerst erfahren und nach Paris berichtet. Er nennt sich, um der Landessitte zu schmeicheln, den Burschen. Ich weiß, daß er jezt in diesem Bezirke ist. Das plözliche Erscheinen dieses Wilden hier verkündet mir, daß er uns auf dem Nacken sizt. Wir werden zu thun haben, uns aus der Schlinge zu ziehen, aber nur Geduld, ich bin noch der Mann für einen solchen Ritter."

Als die beiden Offiziere diese politischen Neuigkeiten erfahren hatten, nahmen sie jene ernste und ruhige Haltung an, welche dem geprüften Soldaten im Moment der Gefahr eigen ist. Der Lieutenant Gérard wollte das Wort nehmen, um noch mehr zu erfahren, denn es schien ihm, daß sein Anführer nicht Alles mitgetheilt habe, was er wußte. Der Oberst gab ihm aber ein Zeichen,

das ihm Schweigen auflegte, und alle Drei beobachteten den auf der Erde sitzenden Bodenfest.

Bodenfest gab nicht das mindeste Zeichen von Bestürzung von sich, als er sich so unter der Aufsicht von Männern sah, die ihm an Einsicht so weit überlegen und an körperlicher Stärke gleich waren. Die Neugierde der beiden Offiziere, für welche diese Art von Krieg neu war, wurde lebhaft erregt, da sie einem Treffen entgegen sahen, das ein fast romantisches Interesse darbot. Sie fiengen an über die Lage der Dinge zu scherzen, aber bei den ersten Worten, die ihnen entwischten, unterbrach sie der Oberst mit ernster Miene: „Alle Teufel, Bürger! Auf einer offenen Pulver-Tonne ist nicht gut rauchen. Das heißt Wasser in ein Sieb füllen, wenn man am unrechten Orte seinen Muth zur Schau trägt!"

„Gérard," fügte er leise hinzu, indem er sich zum Ohr des Lieutenants neigte, „halten Sie sich in der Nähe dieses Straßenräubers und stoßen Sie ihm bei der mindesten verdächtigen Bewegung den Säbel durch den Leib. Ich will inzwischen Anstalten treffen, die Herrn Chouans gehörig zu empfangen, im Fall es sie gelüstet, uns einen Besuch abzustatten."

Hierauf wendete sich der Oberst an den Hauptmann Mérle: „Nehmen Sie einen Korporal und zehen ausgesuchte Leute und führen Sie diese Mann-

schaft auf den höchsten Punkt dieses Hügels, wo der Weg sich zu einem Plateau erweitert, und von wo Sie eine gute Strecke der Straße nach Ernée übersehen können. Wählen Sie eine Stelle aus, wo der Weg nicht von Wald flankirt ist, und von wo der Korporal eine Uebersicht der Umgegend hat. Vertrauen Sie diesen Posten dem Korporal Clef-de-Coeurs an, der ist einsichtsvoll. Es ist hier nicht zu spaßen, und ich gebe keinen Heller um unsere Haut, wenn wir uns nicht wohl zusammennehmen.

Während der Hauptmann Mérle diesen Befehl mit jenem Eifer befolgte, welchen der Drang der Umstände erforderte, gebot der Oberst durch eine Bewegung der rechten Hand den Soldaten, die um ihn her stunden und plauderten, Stillschweigen. Durch ein anderes stummes Zeichen deutete er ihnen an, ins Gewehr zu treten. Hierauf warf er seine Blicke in der Gegend umher, von einem Punkt zum andern, strengte Auge und Ohr an, um irgend ein entferntes Geräusch, irgend einen Waffenschall oder Fußtritte zu vernehmen, welche die Nähe des Feindes ankündigten. Sein schwarzes feuriges Auge schien das Dunkel der Wälder durchdringen zu wollen. Als er nichts sah und nichts hörte, suchte er im Sande nach Spuren dieses unsichtbaren Feindes, dessen Kühnheit und Gewandtheit er aus Erfahrung kannte.

Als er nichts wahrnahm, was seine Besorgnisse rechtfertigte, stieg er auf die kleinen Anhöhen, welche der Straße zur Seite lagen, um von da die Gegend zu überblicken. Da er jedoch hier dem Feuer eines versteckten Feindes ausgesezt war, und bei sich bedachte, wie nöthig seine Erfahrung für das Heil seiner Untergebenen sey, stieg er bald wieder herab. Sein Gesicht wurde noch düsterer, denn in diesen Zeiten war es den Anführern leid, wenn sie nicht selbst den gefährlichsten Posten einnehmen konnten.

Offiziere und Soldaten bemerkten die Unruhe eines Anführers, dessen Charakter sie achteten und dessen Tapferkeit ihnen bekannt war, und schloßen daraus auf die Nähe einer Gefahr. Sie warfen ihre Blicke bald auf die Gegend umher, bald auf das Gesicht ihres Anführers, um ihr Schicksal in seinen Augen zu lesen.

Schönfuß, ein junger Sergeant, der Spaßmacher der Compagnie, sagte halblaut: „Zum Teufel, in welchem Dreck stecken wir denn, daß dieser alte Schäferhund eine so saure Miene macht? Er sieht aus, als ob er mit sich selbst einen Kriegsrath hielte!"

Der Oberst warf einen strengen Blick auf den Sprecher, der ihm den unzeitigen Scherz verwies, und bald herrschte wieder tiefe Stille unter den Waffen. Man hörte nur die langsamen Schritte

der Konscribirten, die in einzelnen Abtheilungen den Hügel heraufstiegen, und unter deren Füßen der Sand krachte.

Der Oberst stellte sich in die Mitte der Straße und gieng mit sich selbst zu Rath. „Täusche ich mich vielleicht? Ist es übertriebene Vorsicht?“ dachte er für sich. Hierauf warf er einen Blick auf Bodenfest, der mit seiner ruhigen dummdreisten Miene da saß und an nichts Antheil zu nehmen schien, was um ihn her vorgieng. So sehr dieser Halbwilde sich in seiner Gewalt hatte, so entdeckte gleichwohl des Obersten scharfer Blick in seinen Zügen eine gewisse Ironie, welche ihm sagte, daß er wohl daran thun werde, Vorsichtsmaßregeln gegen einen Angriff zu ergreifen.

Der Hauptmann Mérle, der inzwischen des Obersts Befehle vollzogen hatte, kam jezt zurück. „Wir haben wohl daran gethan,“ rief ihm der Oberst entgegen, „die kleine Anzahl Patrioten, welche sich unter den Konscribirten befinden, in der Nachhut marschiren zu lassen. Nehmen Sie noch ein Duzend tüchtige Bursche, übergeben Sie den Befehl darüber dem Unterlieutenant Lebrun und führen Sie diese Abtheilung schnell zur Nachhut. Diese, mit den Patrioten vereinigt, sollen dann die Konscribirten zum schnellern Marsch antreiben, daß wir sie hier auf dieser Anhöhe sammeln können.“

Nachdem der Hauptmann abgegangen war, be-

rief der Oberst durch einen stummen Wink **vier** Mann zu sich, deren Unerschrockenheit und Gewandtheit er aus Erfahrung kannte. „Ihr habt mit mir unter Hoche gedient,“ sagte er zu ihnen; — „Ihr wißt, wie wir damals mit diesen Räubern, welche sich die Jäger des Königs nennen, umgesprungen sind! Ihr kennt ihre Art, aus dem Hinterhalt zu schießen! Wir sind alte Füchse und gehen nicht so leicht in die Falle. Wir werden uns von diesen Chouans nicht anführen lassen. Sie sind uns auf den Fersen. Wenn es nicht so ist, so will ich nicht Hulot heißen! Durchsucht einmal da links und rechts von der Straße den Wald; dazu braucht man Leute, die schon mehr dabei waren. Hütet euch, in einen Hinterhalt zu fallen, und macht mir Meldung, wie es steht.“

Die vier Soldaten giengen, je zwei und zwei, zur linken und rechten Seite ab. Ihre Kameraden sahen sie nicht ohne einige Unruhe im Dunkel des Waldes verschwinden. Der Oberst theilte diese Angst, denn er wußte selbst am besten, welchen gefährlichen Auftrag er diesen tapfern Leuten ertheilt hatte.

Jetzt kam der Hauptmann Mérle zurück und meldete dem Anführer, daß er seine Befehle vollzogen habe. Hierauf stellte der Oberst seine Truppe mitten im Wege auf, und marschirte

nach der Spitze des Hügels, welche seine kleine Avantgarde bereits besetzt hatte; er selbst schloß den Marsch, um alle Punkte der Gegend im Auge zu behalten.

Als er an den Ort kam, wo der Lieutenant Gérard den verdächtigen Chouan bewachte, so gab dieser, der — so gleichgültig er sich auch stellte, — doch allen Manövern des Obersten mit aufmerksamem und kundigem Blicke gefolgt war, zwei bis dreimal den hellen und durchdringenden Laut einer Eule von sich. Dieser Laut war das Signal, durch welches sich die Schleichhändler dieser Gegenden zur Nachtzeit verständigten. Davon erhielten sie den Namen Chouans, weil in der Landessprache eine Nachteule Chouin heißt. Da sich unter den Royalisten dieser Gegenden viele Schleichhändler befanden, so nannte man insgemein alle bewaffneten Anhänger des Königs Chouans.

Als der Oberst dieses verdächtige Pfeifen hörte, warf er einen forschenden Blick auf Bodenfest. Er stellte sich, als ob er sich durch das Ansehen von Einfalt, das sich dieser Chouan gab, täuschen lasse, um ihn als Barometer bei sich zu behalten, der ihm die Bewegungen des Feindes anzeige. Er hielt demnach den Arm des Lieutenants Gérard zurück, der sich schon fertig machte, den Chouan niederzustechen. Hierauf

stellte er zwei Soldaten einige Schritte von dem Spion auf und befahl ihnen mit lauter und vernehmlicher Stimme, ihn bei dem ersten Laut, den er von sich gebe, niederzuschießen. Troz dieser drohenden Gefahr gab Bodenfest kein Zeichen von Rührung von sich, und seine Züge blieben so unbeweglich und eisern, wie zuvor.

Drittes Kapitel.

Die kritische Lage, worin sich der Oberst Hulot mit seiner Abtheilung befand, war eine von denjenigen, in welchen das Leben frisch eingesetzt werden muß, und in einer solchen Lage ist es für einen thatkräftigen Mann Ehrensache, sich voll kalten Bluts und ruhigen Muths zu zeigen. Hier erst lernt man seine Leute kennen. Der Oberst, obwohl besser mit der drohenden Gefahr bekannt, als irgend einer seiner Offiziere, zeigte sich doch als den ruhigsten von Allen. Die Augen bald auf Bodenfest, bald auf den Weg und das Gehölz gerichtet, hielt er sich nicht ohne innerliche Besorgniß auf den Angriff der ohne Zweifel im Walde versteckten Chouans gefaßt, aber seine Miene blieb ruhig und unbewegt. Er

klopfte dem Lieutenant Gérard auf die Achsel, und sagte: „Es schien mir, als ob Sie mir vorhin etwas zu sagen hätten. Da jetzt unsere Anordnungen getroffen sind, so haben wir Muße, uns zu unterhalten.“

„Ich wollte blos fragen,“ erwiederte der Lieutenant,“ in welcher neuen Krisis wir uns denn befinden?“

„Die Sache ist nicht neu,“ versezte der Oberst mit gedämpfter Stimme. „Ganz Europa ist gegen uns, und diesmal haben die Könige gutes Spiel. Unsere Directoren sind unter sich entzweit, und während ein Lappen ihrer Regierung nach dem andern abfällt, lassen sie unsere Armeen ohne Hülfe. Wir sind in Italien geschlagen, Mantua ist geräumt, die Schlacht von Novi verloren. Massena vertheidigt die Päsſe der Schweiz gegen Suwarow; ich hoffe, daß er sie halten wird. Am Rhein sind wir auf die Vertheidigung beschränkt. Das Directorium hat den General Moreau zur Rhein-Armee geschickt. Wenn es so fortgeht, so werden wir von der Coalition erdrückt, und unglücklicherweise ist der einzige General, der uns retten könnte, da drüben in Egypten. Wie will er zurückkommen, da England Meister zur See ist?“

„Bonaparte's Abwesenheit beunruhigt mich nicht,“ — antwortete der Lieutenant Gérard,

dessen geistige Fähigkeiten durch eine sorgfältige Erziehung entwickelt worden waren. „Wir haben nicht blos die Aufgabe, das französische Gebiet zu vertheidigen, sondern wir müssen auch die durch unsere Revolution entwickelten Grundsätze der Freiheit erhalten. Frankreich ist bestimmt, in der einen Hand die Fackel der Aufklärung zu tragen, und in der anderen das Schwert zu ihrer Vertheidigung zu führen. Wenn Ihre Nachrichten wahr sind, so sind die Grundsätze und das Land in größerer Gefahr, als je seit 10 Jahren."

„Diese Hanswurste von Directoren" — fuhr der Oberst fort, — „haben sich mit allen Männern verfeindet, welche das Staatsschiff leiten können. Bernadotte, Carnot, bis auf den Bürger Talleyrand, sind alle abgetreten. Es bleibt uns nur noch ein einziger guter Patriot, Freund Fouché. Er richtet Alles mit seiner Polizei aus; er war es, der mich bei Zeiten von dem drohenden Aufstand in Kenntniß sezte."

„Wenn die Armee sich nicht ein wenig in die Regierung mischt," — sagte Gérard — „so werden uns diese Advokaten schlechter betten, als vor der Revolution. Diese Leute verstehen sich nicht auf die Regierung eines großen Reiches."

„Ich fürchte immer, daß sie mit den Bour-

bons unterhandeln möchten. Dann wären wir hier schön in der Patsche."

„Dahin wird es nicht kommen. Die Armee würde auch ein Wort darein sprechen."

„Je nun," — fiel der Hauptmann Merlein, — „wir wollen hier als gute Patrioten handeln, und die Chouans hindern, sich mit der Vendée in Verbindung zu sezen, denn wenn sie sich verstehen und England sich darein mischt, so möchte dießmal die Mütze der einen und untheilbaren Republik in ernstliche Gefahr kommen."

In diesem Augenblick hörte man in einer ziemlichen Entfernung das bekannte Eulengeschrei der Chouans. Der Oberst warf schnell einen Blick auf Bodenfest, dessen Gesicht aber so unbeweglich blieb, daß es fast leblos erschien.

Die Conscribirten waren in der Mitte der Straße wie eine Heerde zusammengetrieben; sie stunden etwa 30 Schritte hinter der in Schlachtordnung aufgestellten republikanischen Abtheilung. Die Soldaten und Patrioten, welche der Lieutenant Lebrun befehligte, bewachten ihre Bewegungen.

Jetzt kamen die beiden Plänkler zurück, welche das zur Linken liegende Gehölze durchsucht hatten. „Die Bombe wird also rechts plazen!" sagte der Oberst, da er die beiden anderen nicht zurückkommen sah.

Während die beiden Plänkler dem Oberst Bericht abstatteten, ließ er den verdächtigen Chouan aus den Augen. Plötzlich erhob sich Bodenfest, gab ein Eulengeschrei von sich, das in weite Ferne drang, und schlug die beiden Soldaten, welche ihn bewachten, zu Boden. In demselben Augenblick ertönte aus der Tiefe des Waldes ein wildes Geheul, und zugleich fielen Schüsse aus dem Gehölz, welche sieben bis acht Soldaten tödteten oder verwundeten. Bodenfest, von fünf bis sechs Schüssen begleitet, die ihn fehlten, kletterte mit der Behendigkeit einer Katze die Anhöhe hinauf und verschwand im Schatten des Waldes.

Bei dem ersten Geschrei, das die Chouans hören ließen, stürzten die Conscribirten dem Walde zu. „Feuer! Feuer!" — rief der Oberst. Die Compagnie gab eine Ladung, aber die Conscribirten hatten sich hinter Bäume gedrückt oder auf den Boden geworfen, und ehe man zum zweitenmal laden konnte, waren sie verschwunden.

Jetzt sah man die beiden Plänkler aus dem Walde kommen; ihr Gang war langsam und beschwerlich. Der am wenigsten hart Verwundete führte seinen Kameraden, dessen fließendes Blut im Gehen den Boden benetzte. Als sie ungefähr die Hälfte des Abhangs erreicht hatten, erblickte man plötzlich auf der Höhe Bodenfest's scheuß-

liche Larve; er zielte so gut, daß er die beiden Blauen mit einem Schuß abfertigte; sie rollten den Abhang herab in den Graben. Kaum hatte man seinen dicken Kopf erblickt, so richteten sich 50 Gewehre zumal auf ihn, aber ehe noch ein einziges losbrennen konnte, war er schon wieder hinter dem Abhange verschwunden.

Alle diese Ereignisse giengen in einem Augenblicke vor sich, und in demselben Augenblicke hatten sich die patriotischen Conscribirten und die Soldaten der Nachhut an die Abtheilung angeschlossen. Der Oberst kommandirte: „Vorwärts!“ Die ganze Abtheilung marschirte schnell auf den Gipfel des Plateau, welches die Vorhut besezt hielt. Hier stellte der Oberst seine Leute in Schlachtordnung auf; da aber die Chouans keine feindliche Demonstration machten, so hoffte er, daß die Befreiung der Conscribirten der einzige Zweck dieses Hinterhalts gewesen sey.

„Aus ihrem Geschrei“ — sagte er zu seinen beiden Freunden, — „schließe ich, daß sie nicht zahlreich sind. Wir wollen schnell aufbrechen und können vielleicht noch Ernée erreichen, ohne sie auf dem Nacken zu haben.“

Diese Worte hörte einer der patriotischen Conscribirten, trat aus den Reihen und sagte: „Mein Oberst, ich habe diesen Krieg schon mit-

gemacht und verstehe mich etwas darauf, erlaube mir zwei Worte."

„Das ist ein Advokat," — sagte der Oberst dem Hauptmann Merle in's Ohr, — „diese Leute meinen immer, sie seyen im Gerichtssaal."

„Nun, plaidire!" — erwiederte er dem jungen Conscribirten.

Dieser trat hart auf ihn zu und sagte halblaut: „Oberst, die Chouans haben ohne Zweifel für die Conscribirten, welche zu ihnen übergegangen sind, Waffen mitgebracht, und wenn wir ihnen den Rücken zeigen, so werden sie uns an jeder Waldecke empfangen und den lezten von uns niederschießen, ehe wir Ernée erreichen. Wir wollen also plaidiren, wie Du gesagt hast, aber mit Kugeln. Während des Treffens, das vielleicht länger dauern wird, als Du glaubst, kann einer meiner Kameraden die Nationalgarde und die Freicompagnien von Fougères holen. Dann sollst Du sehen, ob wir, wenn gleich nur Conscribirte, nicht zum Geschlechte der Adler gehören."

„Du hältst also die Chouans für stark?"

„Urtheile selbst, Bürger Oberst!"

Mit diesen Worten führte er den Oberst an einen Punkt des Plateau, wo der Sand wie mit einem Rechen aufgewühlt war; dann geleitete er ihn weiter auf einen Fußweg, welchem die Spuren des Uebergangs einer großen Anzahl von

Menschen eingedrückt waren. Gras und Blätter waren tief in den Boden getreten.

„Das sind die Bursche von Vitré," — sagte der Conscribirte; — „sie haben sich an die Leute von der untern Normandie angeschlossen."

„Wie heißest Du, Bürger? — fragte der Oberst.

„Gudin, mein Oberst!"

„Wohl, Gudin, ich ernenne dich zum Sergeanten über Deine Bürger. Du scheinst mir ein tüchtiger Bursche zu seyn. Suche Dir einen Deiner Kameraden aus, um ihn nach Fougères zu schicken. Du bleibst mir im Treffen zur Seite. Vor allen Dingen bewaffne Dich und Deine Conscribirten mit den Flinten und Patrontaschen unserer todten und verwundeten Soldaten. Ihr sollt hier nicht blos Flintenschüsse empfangen, sondern auch zurückgeben."

Der Abgesandte von Gudin schlug einen abgelegenen Fußpfad im Walde linker Hand ein, um so schnell als möglich Fougères zu erreichen. Die Soldaten machten ihre Waffen fertig zum Gefecht. Der Oberst gieng durch die Reihen, nickte mit dem Kopfe, lächelte ihnen zu und stellte sich dann mit seinen beiden Lieblings-Offizieren einige Schritte vor die Fronte, den Angriff der Feinde festen Fußes erwartend.

Jezt trat einen Augenblick tiefe Stille ein.

aber sie dauerte nicht lange. Etwa 300 Chouans, ebenso gekleidet wie die obenbeschriebenen Conscribirten, debouchirten aus dem Walde zur Rechten und marschirten unter furchtbarem Geheul, ohne sonderliche Ordnung, der schwachen Abtheilung der Republikaner gegenüber auf.

Der Oberst bildete seine Linie in zwei gleiche Abtheilungen, in deren Mitte er die in Eile bewaffneten patriotischen Conscribirten stellte, und sich selbst an ihre Spize sezte. Die Fronte des kleinen Haufens war von zwei Flügeln, je von 25 Mann gedeckt, welche unter dem Hauptmann Merle und dem Lieutenant Gérard zu beiden Seiten des Weges manövrirten. Sie waren bestimmt, die Linie der Chouans durch ein Flankenfeuer zu bestreichen und zugleich ihre eigenen Seiten zu beschüzen. Also geordnet, rückte die Abtheilung in tiefer Stille vor.

Nach etwa drei Minuten, welche der Marsch erforderte, machten die beiden Corps zumal Halt und gaben eine Salve in verderblicher Nähe. Im gleichen Augenblicke waren die beiden republikanischen Flügel, welchen die Chouans nichts entgegenzustellen hatten, in den Flanken des Feindes vorgerückt und hatten durch ein lebhaftes und wohlunterhaltenes Feuer Tod und Verwirrung in die feindlichen Reihen gebracht. Dieses geschickte Manöver stellte beinahe das numerische

Gleichgewicht zwischen den beiden Partheien her. Allein in dem Charakter der Chouans lag eine Unerschrockenheit und Standhaftigkeit, die jeder Probe gewachsen waren. Ihr Verlust erschütterte sie nicht, sie drängten sich näher zusammen und suchten die kleine Linie der Republikaner zu umwickeln oder zu durchbrechen.

Jezt erhob sich eines jener furchtbaren Gefechte mit den blanken Waffen, wo man sich Mann für Mann schlägt, und wo man nur selten einen einzelnen Schuß fallen hört. Hier entscheidet in der Regel, bei gleichem Muth, die größere Zahl. Die Chouans würden gleich bei'm ersten Anlauf den Sieg davon getragen haben, wenn nicht die beiden republikanischen Flügel unter Merle und Gérard zwei bis drei mörderische Lagen gegeben hätten, welche die feindliche Linie der Länge nach bestrichen. Sie hätten in dieser Stellung bleiben und mit dem Feuer fortfahren sollen; als sie aber ihre Kameraden in so heftigem Handgemenge mit der überlegenen Zahl der königlichen Jäger sahen, so stürmten sie mit dem Bajonett vorwärts, um an dem allgemeinen Kampfe Theil zu nehmen. Hiedurch wurde für einige Augenblicke das Gleichgewicht wieder hergestellt.

Jezt entbrannte ein Kampf, der mit der ganzen Wuth geführt wurde, durch welche sich

Bürgerkriege auszeichnen. Beide Theile schlugen sich mit lautlosem Ingrimm, und die Scene war düster und kalt wie der Tod. Ausser dem Klirren der Waffen und dem Krachen des Sandes unter den Füßen der Kämpfer, hörte man nur einzelne Schmerzenslaute der schwer Verwundeten und Sterbenden, welche zu Boden fielen und den Geist aushauchten.

In der Mitte der republikanischen Linie vertheidigten die zwölf patriotischen Conscribirten den Oberst, der den Gang des Gefechts überblickte und mit kaltem Blute seine Befehle ertheilte, mit solchem Muth, daß mehr als einmal ein lautes: „Bravo, ihr Rekruten!" aus den Reihen der alten Soldaten ertönte.

Der Oberst Hulot, dessen ruhigem Blicke nichts entgieng, bemerkte bald in den Reihen der Chouans einen Mann, der, gleich ihm von einer Leibwache umgeben, ohne Zweifel der feindliche Anführer war. Er gab sich Mühe, ihn näher in's Auge zu fassen, aber die rothen Mützen und die breitrandigen Hüte der Chouans entzogen ihn stets seinen Blicken. Er sah blos, daß Bodenfest dem feindlichen Anführer zur Seite stand und dessen Befehle in der Sprache des Landes mit rauher Stimme wiederholte, ohne jedoch nur einen Augenblick das Feuer seiner guten Büchse einzustellen.

Endlich riß ihn die Ungeduld fort, er schwang den Säbel in seiner starken Faust, feuerte seine Leibwache an und stürzte sich mit einer solchen Wuth auf das Centrum der Chouans, daß er es durchbrach. Jezt sah er zwar den feindlichen Anführer, aber die Krempe seines aufgeschlagenen Huts, auf dem eine große, weiße Kokarde aufgesteckt war, verbarg ihm dessen Gesicht. Von diesem ungestümen Angriff überrascht, machte jezt der feindliche Anführer eine rückgängige Bewegung, bei welcher er seinen Hut in die Höhe schlug. Jezt konnte der Oberst durch einen schnellen Blick das Signalement des Unbekannten nehmen.

Es war ein junger Mann, der kaum 25 Jahre zählen mochte; er trug ein grünes Jagdwamms mit weißem Gürtel, in welchem Pistolen steckten, plumpe Nagelschuhe, wie die gemeinen Chouans, Kamaschen, die bis zu den Knieen reichten, und Hosen von grober Leinwand; er war von mittlerem, aber kräftigem und gewandtem Körperbau.

Der feindliche Anführer, erzürnt, daß die Blauen bis zu ihm vorgedrungen waren, schlug seinen Hut nieder und gieng ihnen entgegen; er wurde aber sogleich von Bodenfest und einigen andern Chouans gedeckt. Der Oberst glaubte zu bemerken, daß er über der Weste ein breites rothes Ordensband trug. Von seinem Gesicht

konnte er sich in der Eile nur soviel merken, daß er feurige Augen, blonde Haare und ziemlich feine Gesichtszüge hatte, welche jedoch von der Sonne gebräunt waren. Sein Hals war blendend weiß und noch gehoben durch den Contrast eines schwarzen, nachlässig umgeknüpften Halstuches. Seine Haltung war etwas theatralisch. In der Faust, an welcher der ritterliche Handschuh nicht fehlte, führte er einen blitzenden Säbel. Seine Haltung war elegant und kräftig zugleich, und seine aus Ueberzeugung hervorgehende Begeisterung, noch gesteigert durch den Reiz der Jugend, stellte diesen Emigranten als das leibhafte Bild des französischen Adels dar, dessen glänzende Eigenschaften er repräsentirte. Er war der vollkommene Gegensatz von dem Oberst Hulot, der, wenige Schritte von ihm, das lebendige Bild jener energischen Republik darstellte, für welche dieser alte Soldat focht, und dessen ernste Züge, dessen abgetragene Uniform, mit den geschwärzten hinten hinabhängenden Epauletten, den Charakter und die Dürftigkeit des jungen Freistaats so lebhaft abzeichneten.

Die vornehme Haltung des jungen Emigranten entgieng dem Oberst nicht, und er rief ihm in seiner derben Soldatensprache zu: „Hieher, schöner Operntänzer, daß ich Dich in die Pfanne haue!“

Der royalistische Anführer, zornig über sei-

nen augenblicklichen Nachtheil, trat dem Oberst kühn entgegen, aber seine Wache kam ihm zuvor und warf sich mit Ungestümm auf die Blauen.

Jezt hörte man eine helle klare Stimme, die das Geräusch des Treffens beherrschte: „Hier ist der heilige Lescure gefallen! Wollt Ihr ihn nicht rächen?"

Auf diese magischen Worte stürmten die Chouans wie rasend vorwärts, und die Soldaten der Republik hielten sich nur mit Mühe in ihrer Schlachtordnung fest.

„Wenn dieser junge Mensch nicht wäre," — brummte der Oberst für sich hin, indem er Schritt vor Schritt zurückwich, „so würden sie uns nicht angegriffen haben! Diese Chouans sind nicht so schlachtlustig! Aber desto besser, so werden wir doch nicht am Wege niedergeschossen, wie tolle Hunde!"

„Fest, Kameraden!" — rief er jetzt seinen Leuten zu. — „Stand gehalten gegen diese Räuber! Gérard, Merle, zieht Eure Leute aus dem Handgemenge und schießt diese Hunde nieder!"

Dieser Befehl war schwer auszuführen, denn als der feindliche Anführer die Ordre seines Gegners vernahm, rief er mit lauter Stimme: „Bei der heiligen Jungfrau von Auray, laßt nicht ab! Folgt ihnen auf den Fersen, meine Bursche!"

Als nun die beiden Flügel sich aus dem Handgemenge zurückzogen, folgten ihnen die Chouans in überlegener Zahl auf dem Fuße. Sie stürzten mit wildem Geschrei hinter ihnen her.

„Schweigt doch mit Eurem Geschnatter, man hört ja nicht, wie man sich todt schlägt!" — rief ihnen der Sergeant Schönfuß zu und bot dem Feind die Spitze.

Dieser glückliche Scherz hauchte den republikanischen Soldaten neuen Muth ein. Man schlug sich jetzt auf drei verschiedenen Punkten, und das Feuer der Gewehre weckte alle Echo's dieser erst noch so ruhigen Thäler.

Viertes Kapitel.

Der Sieg hätte lange unentschieden bleiben — oder zulezt der Kampf aus Mangel an Streitern enden können, denn Blaue und Chouans zeigten gleichen Muth. Die Wuth der Streitenden stieg immer höher, als man plözlich fernen Trommelschlag hörte. Nach der Richtung des Schalls mußte das Corps, dessen Anzug er verkündete, eben durch das Thal von Couesnon marschiren.

„Das ist die Nationalgarde von Fougères,"

— rief Gudin laut aus. — „Vannier wird ihr unterwegs begegnet seyn.“

Der feindliche Aufführer vernahm diesen Ausruf und ertheilte mit leiser Stimme seinem barbarischen Adjutanten einige Befehle, welche dieser in der Landessprache wiederholte. Hierauf begannen die Chouans ihren Rückzug mit einer Geschicklichkeit, welche selbst den Anführer der Republikaner in Verwunderung setzte.

Die noch Unverwundeten stellten sich schnell in die erste Linie und boten dem Feind eine respektable Fronte dar. Die Verwundeten zogen sich auf einige Entfernung hinter diese Fronte zurück und luden ihre Gewehre. Hierauf stiegen sie auf den Gipfel der Anhöhe und besezten ihn. Nachdem sie auf diese Weise in Sicherheit gebracht waren, löste sich auf ein Zeichen des Anführers schnell die ganze Linie der Chouans auf und zog sich mit solcher Geschwindigkeit aus dem Gefechte, daß sie nicht den mindesten Verlust erlitten. Auf der Anhöhe stellten sie sich wieder auf und begannen auf's neue ihr Feuer.

Jetzt kam die Nationalgarde von Fougères auf dem Schlachtfeld an. Ihre Anwesenheit endigte das Treffen. Einige Nationalgardisten und etliche hizige Soldaten wollten in den Wald vordringen, aber der Oberst rief ihnen mit seiner

Donnerstimme zu: „Wollt Ihr Euch dort niederschießen lassen!"

Sie kehrten in ihre Reihen zurück, der Rest der republikanischen Abtheilung marschirte auf dem Schlachtfeld auf, das nicht ohne großen Verlust behauptet worden war; die Hüte wurden auf die Spitze der Bajonette aufgepflanzt, und wiederholt ertönte der donnernde Ruf: Es lebe die Republik!

Selbst die Verwundeten, am Rand der Straße sitzend, stimmten in diesen Ruf ein. Der Oberst drückte dem Lieutenant Gérard die Hand und rief freudig aus: „Hum! Das nenne ich wackere Bursche!"

Der Hauptmann Merle wurde beauftragt, die Todten neben der Straße begraben zu lassen. Andere Soldaten sorgten für den Transport der Verwundeten. Die Wagen und Pferde der umliegenden Maierhöfe wurden zu diesem Behuf in Requisition gesezt.

Die Nationalgarde von Fougères übergab, ehe sie zurückmarschirte, dem Oberst einen schwerverwundeten Chouan, den sie am Fuße des Hügels aufgefangen hatte. Der Oberst begann sogleich das Verhör mit ihm:

„Wie heißt Dein Anführer?"

„Der Bursche."

„Wer? Bodenfest?"

„Nein, der Bursche."

„Woher ist der Bursche gekommen?"

Auf diese Frage gab der Jäger des Königs, dessen wilde Züge durch den Schmerz verzerrt waren, keine Antwort, nahm seinen Rosenkranz zur Hand und sagte ein Gebet her.

„Der Bursche ist ohne Zweifel jener junge Adelige mit dem schwarzen Halstuch? Der Tyrann und seine Verbündeten, Pitt und Coburg, haben ihn geschickt."

Bei diesen Worten erhob der Chouan trozig sein Haupt und sagte stolz: „Geschickt von Gott und dem König!"

Er sprach diese Worte mit einer Energie aus, die seine Kräfte vollends erschöpfte. Der Oberst, der sah, daß es schwierig sey, einen sterbenden Mann zu verhören, dessen ganze Haltung einen finstern Fanatismus verrieth, runzelte die Stirne und wandte sich von ihm ab.

Zwei Soldaten, Freunde derjenigen, welche Bodenfest mit einem Schusse niedergestreckt hatte, legten jetzt ihre Gewehre auf den Chouan an. Er zuckte mit keiner Augenwimper und blickte starr in die Mündungen der Flinten. Die Schüsse fielen, und er sank mit dem Ruf: Es lebe der König!'

Inzwischen waren die Todten begraben und die Verwundeten auf die herbeigeschafften Wagen

gebracht worden. Hierauf setzte sich die Abtheilung nach Ernée in Marsch.

Im Gehen dachte der Oberst über die Ereignisse des Tages nach. Der junge Anführer der Chouans war ohne Zweifel ein neuer Abgesandter, den die Prinzen nach Frankreich geschickt hatten, um ihre Anhänger in Aufstand gegen die Republik zu sezen. Die Aussichten auf einen neuen Bürgerkrieg beunruhigten den republikanischen Anführer, und er wandte mehrmals den Kopf nach dem Plateau von Pelerine zurück. Man hörte noch den dumpfen Schall der Trommeln der Nationalgarde von Fougères, die in das Thal von Couesnon hinabstieg, während der Oberst mit seiner Abtheilung sich dem Thal von Pelerine zuwandte.

„Kann wohl einer von Ihnen errathen," — wandte er sich schnell zu seinen beiden Freunden, — „was die Chouans zu diesem Angriff bewogen hat? Für sie sind die Flintenschüsse ein Gewerbe, und ich sehe nicht ein, was sie bei denen gewinnen, die heute gefallen sind. Sie haben wenigstens einhundert zwanzig Mann verloren, und wir höchstens vierzig. Das ist eine schlechte Spekulation. Sie konnten den Angriff bleiben lassen."

„Sie haben aber doch dabei unsere hundert fünfzig Conscribirte erwischt," — wendete der Hauptmann Merle ein.

„Der Haupt-Angriff geschah ja erst nachher, als die Galgenvögel sich bereits flüchtig gemacht hatten,“ — erwiederte der Oberst. — „Nein, es steckt etwas anderes dahinter.“

Mit diesen Worten wendete er abermals den Kopf nach dem Hügel von Pelerine um.

„Seht da! Seht da!“ — rief er plözlich aus.

Die Offiziere blickten hin und erkannten troz der Entfernung Bodenfest, der mit einigen Chouans den Hügel auf's neue besezt hatte.

„Schnell vorwärts!“ — rief der Oberst seinen Leuten zu. — „Die Spitze der Abtheilung soll den Schritt verdoppeln! Treibt die Pferde an, daß wir aus dem Felde kommen!“

Diese Worte brachten die kleine Abtheilung in schnellen Marsch.

Inzwischen hatte sich Bodenfest mit einigen Chouans auf dem Hügel festgesezt. Er übersah von diesem Punct aus die beiden Thäler. Als er den Trommelschlag der Nationalgarde von Fougères nicht mehr hörte und die Abtheilung der Blauen in der Richtung von Ernée sich rasch entfernen sah, gab er einen gellenden Eulenruf von sich, auf welchen die Chouans, jedoch weniger zahlreich, sich wieder einfanden. Ohne Zweifel waren mehrere von ihnen beschäftigt, ihre Verwundeten in dem Dorfe Pelerine, das auf der andern Seite des Berges liegt, unterzubrin-

gen. Zwei bis drei Anführer der Jäger des Königs traten zu Bodenfest. Einige Schritte von ihnen saß der junge Edelmann auf einem Felsstück; sein Gesicht war düster und er schien über die Schwierigkeiten, welche sich seinem Unternehmen bereits entgegenstellten, in tiefem Nachdenken begriffen.

Bodenfest machte über seiner Stirne mit der Hand eine Art Schirmdach, um die Sonnenstrahlen von sich abzuhalten, und sah mit düsterem Ausdruck in seinen groben Zügen auf die Straße durch das Thal von Pelerine hinab, welches eben die republikanische Abtheilung durchzog. Seine kleinen stechenden Augen schienen erspähen zu wollen, was jenseits am fernsten Horizont vorgehe.

„Die Blauen werden den Kurier auffangen,“ — sagte derjenige der Anführer, der am nächsten bei Bodenfest stund, mit rauher Stimme.

„Bei der heiligen Jungfrau von Auray!“ — fiel ein anderer ein, — „warum hast Du uns schlagen lassen? — Geschah es etwa, um Deine Haut in's Trockene zu bringen?“

Bodenfest warf ihm einen giftigen Blick zu und stampfte den Kolben seiner Büchse auf den Boden: „Bin ich der Anführer?“

Nach einer Pause fügte er hinzu: „Hättet

Ihr Euch alle geschlagen, wie ich, so wäre kein Mann von diesen Blauen entkommen! Dann wäre der Ankunft des Postwagens nichts entgegengestanden."

„Glaubst Du wohl," — sagte ein Dritter — „daß sie den Wagen zurückgehalten oder eskortirt hätten, wenn wir sie ruhig hätten vorüberziehen lassen? Um seine Hunde-Haut zu retten, hat er uns so viel Blut abgelassen, und dazu verlieren wir noch die zwanzigtausend Franken in gutem Golde!"

„Hunde-Haut Du selbst," — schrie Bodenfest, trat drei Schritte zurück und legte auf seinen Gegner an. „Nicht die Blauen hassest Du, Du liebst nur das Gold. Du wirst ohne Beichte sterben, verdammter Kezer, der das ganze Jahr noch nicht kommunizirt hat."

Diese Beschimpfung machte den Chouan so zornig, daß er ganz blaß wurde. Ein Grinsen entstieg seiner breiten Brust, und er legte sein Gewehr auf Bodenfest an.

Jezt stürzte sich der junge Edelmann zwischen sie und schlug ihre Gewehrläufe mit seinem Karabiner nieder. Hierauf fragte er nach der Ursache dieses Streits, der in niederbretagne'scher Sprache geführt worden war, von welcher der royalistische Anführer kein Wort verstand.

„Herr Marquis," — erwiederte Bodenfest

— „sie haben um so mehr Unrecht, mir übel zu wollen, da ich Pillemiche abgeschickt habe, und vielleicht gelingt es ihm, den Postwagen aus den Klauen dieser Diebe zu retten.“

Bei diesen Worten deutete er auf die Abtheilung der Republikaner, die im Thale hinzog.

„Wie!“ — rief der junge Anführer zornig aus, — „Ihr bleibt also nur noch da, um einen Postwagen anzuhalten? Ihr seyd feige Memmen, die nicht einmal in dem ersten Treffen, in welchem ich befehligte, den Sieg davon tragen konnten! Aber freilich mit so niedrigen Gesinnungen siegt man nicht! Sind denn die Soldaten Gottes und des Königs Straßenräuber? Bei der heiligen Jungfrau von Auray! Wir führen Krieg mit der Republik, nicht mit den Postwagen. Wer künftig sich so schändlicher Angriffe schuldig macht, erhält keine Absolution und bleibt von den Gunstbezeugungen ausgeschlossen, welche den tapfern Getreuen des Königs vorbehalten sind.“

Auf diese strafenden Worte erhob sich ein Murren in dem Haufen der Chouans. Es ließ sich deutlich erkennen, daß der royalistische Anführer seine beschränkte und zweifelhafte Gewalt über diese wilden Horden auf's Spiel gesetzt hatte. Er schien dies selbst zu fühlen und gieng mit sich zu Rath, wie er sie wieder herstellen sollte, ohne sich zu viel von seinem Ansehen zu vergeben, als

plötzlich die allgemeine Stille durch den Trabb eines Pferdes unterbrochen wurde. Alle Köpfe wendeten sich der Gegend zu, von welcher der Schall kam.

Es war eine junge Dame, die queer auf einem kleinen bretagne'schen Pferde saß. Sobald sie den royalistischen Anführer erblickte, setzte sie es in Galopp, um bälder bei der Truppe der Chouans anzulangen.

„Was giebt es denn da?" — fragte sie und betrachtete bald die Chouans und bald ihren Anführer.

„Können Sie sich wohl vorstellen, Madame, daß diese Leute hier den Postwagen von Mayenne nach Fougères abwarten, um ihn zu plündern, und das in einem Augenblicke, wo wir, um unsere jungen Bursche von Fougères zu befreien, ein Gefecht geliefert haben, das uns viele Leute kostete, ohne daß wir die Blauen vernichten konnten?"

„Je nun, was ist da Uebles d'ran?" — fragte die junge Dame, welcher ein den Weibern natürlicher Takt die ganze vorhergegangene Scene vor Augen stellte. — „Ihr habt Leute verloren, an Leuten wird es uns nie fehlen. Der Postwagen führt ohne Zweifel Geld mit sich, und daran fehlt es uns immer. Wir begraben unsere Todten, sie kommen in's Paradies; wir nehmen das

Geld, es kommt in die Taschen dieser wackeren Leute. Was sind dabei für Schwierigkeiten?"

„Liegt denn in dieser Handlung nichts, worüber Sie erröthen?" — fragte der junge Mann halblaut. — „Fehlt es Ihnen denn so sehr an Geld, daß Sie auf der Landstraße plündern müssen?"

„Ich dürste so sehr nach Geld, Marquis, daß ich ohne Zweifel mein Herz dafür verpfänden würde, wenn es nicht bereits vergeben wäre," — erwiederte sie mit einem coquetten Lachen. — „Aber woher sind Sie denn, um zu glauben, daß Sie sich die Chouans dienstbar machen können, ohne sie da und dort die Blauen plündern zu lassen? Kennen Sie denn das Sprüchwort nicht: Er stiehlt wie eine Nachteule. Was ist ein Chouan anders als eine Nachteule? Im übrigen sehe ich nichts Unrechtes daran. Haben nicht die Blauen die Güter des Adels und der Kirche gestohlen?"

Ein Murmeln des Beifalls aus dem Haufen der Chouans folgte auf diese Worte. Der junge Marquis runzelte die Stirne, führte die Dame bei Seite und sagte zu ihr mit der Empfindlichkeit eines wohlerzogenen Mannes: „Werden diese Herren am bestimmten Tage nach Vivetière kommen?"

„Ja!"

„So erlauben Sie mir, daß ich dahin zurückkehre. Ich kann solchen Straßenräubereien durch meine Gegenwart die Genehmigung nicht ertheilen. Ja, Madame, Straßenräubereien sage ich. Man kann wohl bestohlen werden, aber selbst stehlen . . .“

„Je nun,“ — unterbrach ihn die Dame, — „so will ich Ihren Antheil an der Beute nehmen. Ich danke Ihnen dafür, dieser Ueberschuß wird mir wohl bekommen! Meine Mutter säumt so mit der Geldsendung, daß ich nimmer weder aus noch ein weiß.“

„So leben Sie wohl!“ — rief der junge Mann und gieng.

Sie eilte ihm nach. „Warum bleiben Sie nicht bei mir?“ — fragte sie und warf ihm einen Blick zu, der halb gebietend, halb bittend war.

„Haben Sie nicht gesagt, daß Sie den Postwagen plündern helfen wollen?“

„Plündern!“ — wiederholte sie, — „welche sonderbare Benennung! Lassen Sie ein Wort mit sich reden . . .“

„Nein,“ — erwiederte er, indem er ihr mit der oberflächlichen Galanterie eines Hofmanns die Hand küßte. „Wenn ich da bliebe, während man den Postwagen plündert, würden mich Ihre Leute umbringen, denn ich würde . . .“

„Sie würden Sie nicht umbringen,“ — ver-

setzte lebhaft die Dame, — „sondern Ihnen blos mit allem Ihrem Range schuldigen Respect die Hände binden, und nachdem sie von den Republikanern eine Steuer erhoben hätten, welche sie zu ihrer Ausrüstung, zu ihrem Unterhalt, und zum Ankauf ihres Pulvers nothwendig brauchen, würden sie Ihnen, wie zuvor, blinden Gehorsam leisten."

„Und Sie verlangen von mir, daß ich solche Leute befehlige? Wenn mein Leben nöthig ist für die Sache, welche ich vertheidige, so erlauben Sie mir wenigstens, die Ehre meines Commando zu retten. Wenn ich mich entferne, so kann ich diese Schandthat ignoriren. Später kehre ich zurück, um Sie zu begleiten."

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Die junge Dame horchte dem Geräusch seiner Tritte mit unverhehltem Mißvergnügen. Als nichts mehr von ihm hörbar war, blieb sie einen Augenblick nachsinnend stehen, dann eilte sie zu den Chouans zurück. Bodenfest half ihr vom Pferde; sie warf den Mund auf und sagte: „Dieser junge Mann da will den Großmüthigen gegen die Republik spielen! Geduld, noch einige Tage, und er wird seine Meinung ändern!"

„Wie er mich behandelt hat!" — fügte sie nach einer Pause hinzu.

Sie setzte sich auf das Felsstück, auf welchem

vorher der Marquis gesessen hatte, und wartete stillschweigend auf die Ankunft des Postwagens.

Diese junge Edeldame, durch heftige Leidenschaften in den Kampf der Monarchie gegen den Geist des Jahrhunderts geworfen, und durch die Lebhaftigkeit ihrer Gefühle zu Handlungen getrieben, deren Mitschuldige sie im eigentlichen Sinne nicht war, gehörte zu den wunderbaren Erscheinungen jener merkwürdigen Epoche. Gleich ihr spielten mehrere Weiber heldenmüthige oder tadelnswerthe Rollen in dieser stürmischen Zeit. Die Sache des Königthums fand keine thätigern und eifrigern Emissäre, als diese Frauen, aber keine der Heldinnen dieser Parthei bezahlte die Irrthümer ihrer Ergebenheit oder das Unglück einer dem weiblichen Geschlecht untersagten Stellung theurer, als diese Dame durch die furchtbare Beklemmung, welche sie empfand, als sie hier verlassen auf diesem Felsstück saß und dem edeln Sinn und der Rechtlichkeit des jungen royalistischen Anführers den Zoll ihrer Bewunderung nicht versagen konnte.

Allmählig fiel sie in eine tiefe Träumerei. Bittere Erinnerungen ließen sie die Schuldlosigkeit ihrer frühern Jahre zurückwünschen und bedauern, daß sie nicht lieber ein Opfer dieser Revolution geworden war, deren damals siegreichen Gang sie aufzuhalten versuchte.

Fünftes Kapitel.

Der Postwagen, auf welchen die Chouans lauerten, hatte die kleine Stadt Ernée kurz vor dem Anfang des Treffens der beiden streitenden Theile verlassen. Dieser Postwagen war ein altes zweirädriges Cabriolet, in dessen Hintergrund zwei etwas wohlbeleibte Personen kaum Platz finden konnten. Der Koffer auf dem Vordersitz dieser gebrechlichen Maschine war ausschließlich für den Postdienst bestimmt, und wenn die Reisenden einiges Gepäcke hatten, so mußten sie es zwischen ihre Füße nehmen.

Diesmal saßen, wohl oder übel, drei Reisende in dem Wagen. Sie waren in einem Gespräche mit dem Conducteur begriffen.

„Wie sollten denn die Chouans in diese Gegend kommen?" — sagte eben der Conducteur. — „Zu Ernée weiß man ja, daß der Oberst Hulot auf dem Marsche von Fougères hieher ist." —

„Hoho! guter Freund!" — erwiederte ihm der Jüngste der Reisenden; — „Du hast nur Deinen Briefkasten zu riskiren! Wenn Du, wie ich, dreihundert Thaler im Sacke hättest und als ein guter Patriot bekannt wärest, so würdest Du nicht so ruhig seyn."

„In jedem Falle seyd Ihr ein gewaltiger Schwäzer, daß Ihr hier von Eurem Gelde redet," — antwortete der Conducteur und schüttelte den Kopf.

„Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe," — fiel der zweite Reisende ein.

Dieser Reisende war schwarz gekleidet, etliche und vierzig Jahre alt, und schien irgend ein Pfarrer der Umgegend zu seyn. Er war sehr wohl genährt und hatte ein rothes Gesicht. Obgleich klein und dick, bewegte er sich doch mit vieler Leichtigkeit, wann er aus- und einstieg.

„Sie sollen nur kommen, diese Straßenräuber!" — rief der Mann mit den dreihundert Thalern aus, der nach seinem Anzug irgend ein reicher Landmann zu seyn schien. — „Ich schwöre Euch bei der Seele des heiligen Robespierre, daß sie übel empfangen werden sollen."

Mit diesen Worten deutete er auf ein Paar Pistolen in seinem Gürtel, und ließ seine grauen Augen von einem der Reisenden auf den anderen laufen.

„Die Chouans fürchten sich vor solchen Dingern nicht!" — sagte der Pfarrer mit einer gewissen Verachtung. — „Im Uebrigen, was geht uns Euer Geld an?"

So oft man das Wort Geld aussprach, wurde der Conducteur schweigsam.

Der Pfarrer hatte gerade Verstand genug, um zu zweifeln, daß der Patriot dreihundert Thaler bei sich trage, dagegen zu glauben, daß das Felleisen des Conducteurs wohl gespickt sey.

„Bist Du heute wohl beladen, Coupiau?" — fragte er ihn.

„Oh, Herr Gudin," — erwiederte der Conducteur, — „ich führe dießmal so viel als nichts."

„Desto besser für Dich!" — fiel der Patriot ein. — „Dann kann ich Maaßregeln ergreifen, im Fall eines Unglücks das Meinige zu retten."

„Ich bin Herr in meinem Wagen," — erwiederte der beleidigte Conducteur, — „und wenn ich euch wohl führe . . . . "

„Bist Du ein Patriot? Bist Du ein Chouan?" — unterbrach ihn lebhaft sein Gegner.

„Weder das Eine noch das Andere," — erwiederte Coupiau. — „Ich bin Conducteur, und, was noch mehr ist, ein geborener Bretagner; ich fürchte also weder die Blauen, noch die Edelleute."

„Du willst sagen: die Plünderleute," — sagte der Patriot ironisch.

„Je nun, sie nehmen nur wieder an sich, was man ihnen genommen hat," — fiel der Pfarrer ein.

Der Pfarrer und der Patriot sahen einander bedeutsam an.

Ganz hinten im Wagen saß ein dritter Reisender, der an dem ganzen Gespräch nicht den mindesten Antheil nahm. Keiner der Uebrigen schien diese stumme Person im Geringsten zu beachten. Dieser kleine dicke Mann, in seinen Winkel gedrückt, blickte bisweilen verstohlen auf seine Reisegefährten. Während dieses ganzen Streits gab er Zeichen des Mißtrauens und der Angst von sich. Er schien jedoch nur seine Reisegefährten zu fürchten und sich wenig um die Chouans zu kümmern.

In diesem Augenblicke begann das Gewehrfeuer auf dem Hügel von Pelerine. Der Conducteur ließ bestürzt den Wagen halten.

„Hoho!" — sagte der Geistliche, dem solche Dinge nicht fremd schienen, — „das ist ein ernstliches Treffen! Es sind dort oben nicht wenig Leute."

„Wenn ich nur wüßte, Herr Gudin, wer den Sieg davon trägt!" — rief der Conducteur aus.

Eine gewisse Bestürzung war in allen Gesichtern zu lesen.

„Wir wollen den Wagen in dem Wirthshause da unten verstecken und den Ausgang des Treffens abwarten," — sagte der Patriot.

Dieser Rath schien dem Conducteur so klug, daß er ihm beistimmte. Der Patriot half ihm den Wagen hinter einem Holzstoß verbergen, wo ihn Niemand sah.

Der Pfarrer ergriff diese Gelegenheit, den Conducteur zu fragen, ob er denn wirklich Geld mit sich führe.

„Hm!" — erwiederte dieser ausweichend, — „an Dem, was ich bei mir habe, würden Eure Hochwürden nicht schwer tragen."

Nach beendigtem Treffen zogen die Republikaner, um Ernée schnell zu erreichen, ohne Aufenthalt an dem Wirthshause vorüber. Der Pfarrer und der Wirth traten aus Neugier unter die Thüre. Plötzlich lief der dicke Geistliche auf einen Conscribirten zu, der zurückgeblieben war.

„He, Gudin!" — schrie er ihn an, — „Tollkopf, Du gehst also mit den Blauen? Hast Du auch bedacht, was Du thust?"

„Ja, mein Oheim!" — antwortete der junge Sergeant. — „Ich habe zur Fahne des Vaterlandes geschworen."

„Unglücklicher, Deine arme Seele ist verloren."

„Oheim, wenn der König an der Spitze seiner Armee gewesen wäre, so will ich zwar nicht sagen, daß . . ."

„Einfaltspinsel, was geht uns der König

an. Es ist nur die Frage, ob Deine Republi Abteien vergiebt? Sie hat Alles gleich und eben gemacht. Zu was willst Du denn jetzt kommen? Sey mit uns, wir werden heute oder morgen siegen, und dann wirst Du Parlamentsrath."

„Parlamentsrath!" — rief der junge Mann höhnisch, — „Adieu, Oheim!"

„Nicht drei beschnittene Louisd'or sollst Du von mir erben," — rief ihm der Oheim zornig nach. — „Du bist für immer enterbt."

„Schönen Dank!" — rief der Republikaner zurück.

So trennten sich Oheim und Neffe.

Während die kleine republikanische Abtheilung vorüberzog, hatte der Patriot den Conducteur in Cyder benebelt; als aber der Wirth berichtete, daß die Blauen gesiegt hätten, sprang er ganz freudig auf und zog seinen Wagen aus dem Schoppen. Bald waren die Reisenden wieder unterwegs, und man konnte den Postwagen, der im Thale von Pelerine fuhr, sowohl von den Anhöhen des Maine-Departements, als von den Hügeln der Bretagne erblicken.

Der Oberst Hulot war inzwischen auf einem Hügel angekommen, von welchem man in der Ferne das Thal von Pelerine noch übersehen konnte. Er kehrte sich um, um zu sehen, ob die Chouans noch immer sich auf der von ihm ver-

lassenen Anhöhe befänden; er erblickte das Leuchten ihrer Flintenläufe im Glanz der Sonne. Jetzt warf er einen letzten Blick in das Thal und wurde den Postwagen gewahr, welcher der jenseitigen Anhöhe zufuhr.

„Ist das nicht der Postwagen von Mayenne?“ — fragte er seine beiden Freunde.

Sie sahen hin und erkannten ihn ebenfalls als solchen.

„Wie kommt es denn,“ — fuhr der Oberst fort, — „daß wir ihm nicht begegnet sind?“

Sie sahen einander mit stillschweigender Verwunderung an.

In demselben Augenblicke hatte auch Bodenfest den Postwagen bemerkt. Er benachrichtigte seine Spießgesellen davon, und ihre laute Freude zog die junge Dame aus ihren Träumereien. Sie trat vorwärts und sah den Wagen, der sich mit unseliger Geschwindigkeit der Anhöhe näherte. Bald erschien er oben auf dem Plateau. Die Chouans stürzten aus ihrem Versteck hervor und umgaben ihn.

Der stumme Reisende fiel platt auf den Boden des Wagens nieder und versteckte sich unter dem Gepäcke.

„Ah, Ihr Herren!“ — rief der Conducteur von seinem Sitze den Chouans zu, — „Ihr habt gewiß diesen Patrioten da gerochen, er hat alle

Taschen voll Gold." Mit diesen Worten bezeichnete er ihnen den vermeintlichen Landmann.

Jezt erhob sich unter dem Haufen der Chouans ein allgemeines Gelächter, und sie schrieen wie aus Einem Munde: Pillemiche! Pillemiche! Pillemiche!

Mitten unter diesem Gelächter, welchem Pillemiche als Echo antwortete, stieg der Conducteur ganz beschämt von seinem Size. Als Pillemiche seinem Nachbar aus dem Wagen half, erhob sich unter den Chouans ein ehrerbietiges Gemurmel.

„Der hochwürdige Pfarrer Gudin!" — sagten mehrere Stimmen.

Bei diesem geachteten Namen flogen alle Hüte vom Kopfe, die Chouans knieeten nieder und baten um den Segen des hochwürdigen Herrn. Der Pfarrer ertheilte ihnen ernst und feierlich die Benediction.

„Er würde Sankt Peter selbst täuschen und ihm die Schlüssel des Paradieses stehlen," — sagte der Pfarrer und klopfte Pillemiche vertraulich auf die Schulter. — „Wäre er nicht gewesen, so hätten uns die Blauen aufgefangen."

Jezt nahm der Priester die junge Dame wahr und trat zu ihr.

Inzwischen hatte Bodenfest schnell den

Koffer des Postwagens geöffnet und zeigte mit wilder Freude einen Sack, worin, nach Form und Schwere, Goldrollen befindlich waren. Er schritt sogleich zur Vertheilung des Schazes. Jeder Chouan erhielt seinen Antheil mit solcher Pünktlichkeit, daß die Vertheilung nicht die mindeste Klage veranlaßte. Hierauf trat er zu der jungen Dame und dem Pfarrer und händigte ihnen etwa sechstausend Franken ein.

„Kann ich es mit gutem Gewissen annehmen?" — fragte die Dame den Pfarrer.

Sie fühlte in ihrem Innern das Bedürfniß einer Billigung von seiner Seite.

„Wie doch, Madame!" — versezte der Priester. — „Hat nicht die heilige Kirche ehemals die Einziehung der Güter der Protestanten gebilligt? Um so mehr Grund ist vorhanden, das Eigenthum der Revolutionärs wegzunehmen, welche Gott läugnen, Kirchen und Kapellen zerstören, den Altar umstürzen und seine Diener verfolgen."

Der Pfarrer fügte der Lehre das Beispiel hinzu, indem er unbedenklich diese neue Art von Zehenten annahm, welchen ihm Bodenfeſt darbot.

„Im Uebrigen" — fuhr er fort, — „kann ich jezt Hab' und Gut der Vertheidigung Got-

tes und des Königs widmen, denn mein Neffe ist mit den Blauen fortgezogen."

Der Conducteur heulte und schrie, er sey ein verlorener Mann.

„So komm' mit uns," — rief ihm Bodenfest zu, — „dann bekommst Du auch Deinen Antheil an der Beute!"

„Man wird glauben," — sagte mit kläglicher Stimme der Conducteur, — „daß ich mit Euch im Einverständniß war, wenn ich keine Spuren gewaltsamer Beraubung aufweisen kann."

„Ist es weiter nichts?" erwiederte ihm Bodenfest lachend, und auf ein Zeichen seiner Hand wurde der alte Postwagen von zwanzig Schüssen durchlöchert.

Auf dieses unerwartete Feuer ließ sich aus dem Innern des Wagens ein so lamentabler Schrei hören, daß die abergläubischen Chouans schreckenvoll zurückwichen. Bodenfest hatte jedoch das blasse Gesicht des schweigsamen Reisenden erblickt, der aufgesprungen und dann in die Ecke des Wagens zurückgefallen war.

„Du hast noch ein Geflügel in Deinem Hühnerkorbe?" — sagte Bodenfest leise zu dem Conducteur.

Pillemiche, der diese Frage hörte, blinzelte mit den Augen zum Zeichen des Einverständnisses.

„Ja!" antwortete der Conducteur; „aber, wenn ich in Eure Reihen übertreten soll, so mache ich zur ersten Bedingung, daß Ihr mich diesen Mann wohlbehalten nach Fougères bringen laßt. Ich habe mich dazu im Namen der heiligen Jungfrau von Auray verpflichtet."

„Wer ist dieser Mann?" — fragte Pillemiche.

„Ich kann es Euch nicht sagen!" antwortete der Conducteur.

„Laß doch!" fiel Bodenfest ein und stieß Pillemiche am Ellenbogen an. „Er hat bei der heiligen Jungfrau von Auray geschworen, und muß seinen Schwur halten."

„Aber," fuhr der Chouan, zu dem Conducteur gewendet, fort, „fahre fein langsam den Berg hinab, daß wir Dich noch einholen können. Ich will die Schnauze Deines Reisenden sehen, und wir werden ihm dann einen Paß geben."

Jezt hörte man den Galopp eines Pferdes, das sich rasch näherte. Bald erblickte man den jungen Anführer der Royalisten. Die Dame versteckte schnell den Geldsack, welchen sie in der Hand hatte.

„Sie können dieses Geld unbedenklich behalten," sagte der junge Mann, dem die Bewegung ihrer Hand nicht entgangen war. „Hier ist ein Brief, den ich unter den zu Vivetière für mich

angekommenen Briefschaften gefunden habe. Die Ueberschrift ist von der Hand Ihrer Mutter."

Hierauf blickte er den Chouans nach, die im Dunkel des Waldes verschwanden, warf einen Blick auf den Postwagen, der die Anhöhe hinabfuhr, und fügte hinzu: „Troz meiner Eile bin ich nicht zeitig genug angekommen. Möge sich mein Verdacht nicht rechtfertigen!"

„Es war das Geld meiner armen Mutter!" rief die Dame, nachdem sie den Brief geöffnet und die ersten Zeilen gelesen hatte.

Ein halb ersticktes Gelächter ließ sich aus dem Walde hören. Der junge Mann selbst konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er auf den Geldsack blickte, den die Dame in ihrer Hand hielt und der ihren Antheil an der Plünderung ihres eigenen Geldes in sich faßte. Die Dame selbst fieng an zu lachen: „Nun, Marquis, gelobt sey Gott! Dießmal ziehe ich mich ohne Sünde aus der Sache!"

„Sie legen selbst in Ihre Gewissensbisse einen leichten Sinn!" sagte der Marquis in ernstem Tone."

Sie erröthete und sah ihn mit einer so wahrhaftigen Zerknirschung an, daß er sich entwaffnet fühlte.

Der Pfarrer gab den von ihm bezogenen Zehnten der Dame zwar höflich, aber doch, wie

es schien, nicht ohne inneres Widerstreben zurück. Hierauf folgte er dem royalistischen Anführer, der auf dem nemlichen Wege zurückritt, auf dem er gekommen war.

Ehe die junge Dame ihnen folgte, winkte sie Bodenfest zu sich.

„Brechet alsbald gegen Mortagne auf,“ — sagte sie ihm mit leiser Stimme. — „Man schreibt mir, daß eine starke Geldsumme nach Alençon für die Blauen unterwegs sey. Wenn ich heute Deinen Kameraden mein eigenes Geld gelassen habe, so geschah es nur unter der Bedingung, daß Ihr mich dafür entschädigt. Vor allen Dingen darf der Bursche nichts von dieser Expedition erfahren; er würde sich ihr vielleicht entgegensezen. Wenn ein Unfall eintritt, so werde ich ihn schon zu besänftigen wissen.“

„Madame,“ — sagte der Marquis, hinter den sie sich auf das Pferd sezte, indem sie dem Pfarrer das ihrige überließ, — „unsere Freunde zu Paris warnen mich, auf unserer Hut zu seyn. Die Republik will List und Verrath gegen uns anwenden. Pichegru fordert mich auf, in meinen Verbindungen jeder Art vorsichtig zu seyn. Die Republik hält mich für gefährlicher, als alle Vendéer zusammen, und rechnet auf die Schwächen meiner Menschheit, um sich meiner Person zu bemächtigen.“

„Mißtrauen Sie etwa mir?“ — ragte die Dame und klopfte leicht mit ihrer Hand auf sein Herz.

„Glauben Sie denn, daß ich Sie hier trage?“ — erwiederte er lachend.

„Also,“ — fiel der Pfarrer ein — „wird uns die Polizei von Fouché gefährlicher werden, als die mobilen Kolonnen und die Anti-Chouans.“

„Allerdings, Hochwürdiger!“

„Ha, ha!“ — rief die Dame in munterer Laune — „Fouché will also Weiber gegen Sie ausschicken!“

Unter diesen Gesprächen verloren sie sich in einem Labyrinth verworrener Waldwege.

Inzwischen hatten Bodenfest und Pillemiche jenseits des kleinen Dorfes Pelerine in einem Hohlweg den Postwagen auf's neue angehalten. Coupiau war nach schwachem Widerstand von seinem Size herabgestiegen. Der schweigsame Reisende, von den beiden Chouans aus dem Wagen gerissen, knieete am Wege.

„Wer bist Du?“ — fragte ihn Bodenfest mit rauher Stimme.

Der Reisende schwieg. Pillemiche munterte ihn durch einen Kolbenstoß zur Antwort auf. —

„Ich bin“ — erwiederte er, indem er dem

Conducteur einen bedeutsamen Blick zuwarf, — Jakob Pinaud, ein armer Leinwandhändler."

Coupiau machte ein fast unmerkliches Zeichen der Verneinung; er glaubte dadurch seine Versprechungen nicht zu brechen. Dieses Zeichen war für Pillemiche hinreichend; er legte auf den Reisenden an und Bodenfest verkündete ihm kategorisch folgendes furchtbare Ultimatum: „Du bist zu fett, um die Sorgen der Armen zu kennen. Wenn Du Dich noch einmal umsonst nach Deinem wahren Namen fragen läßst, so wird Dir mein Freund Pillemiche hier durch einen einzigen Flintenschuß den Garaus machen. Jezt sage, wer Du bist?"

„Ich bin d'Orgemont von Fougères." —

„Ah! Ah!" — riefen die beiden Chouans zumal aus.

„Ich habe Euern Namen nicht genannt, Herr von Orgemont," — sagte Coupiau. — „Die heilige Jungfrau wird mir bezeugen, daß ich Euch wohl vertheidigt habe."

„Weil Ihr Herr von Orgemont von Fougères seyd," — sagte Bodenfest mit einem fast ehrerbietigen Wesen, „so wollen wir Euch unverlezt abziehen lassen. Da Ihr aber weder ein guter Chouan, noch ein wahrer Blauer seyd, so wollen wir Euch, obwohl Ihr die Güter der Abtei Juvigny an Euch gekauft, doch nur

300 Stück Sechslivres-Thaler als Lösegeld ansezen. Dafür ist Eure Neutralität nicht zu theuer bezahlt."

„Dreihundert Sechslivres-Thaler!" — wiederholte der unglückliche Mann in kläglichem Tone. — „Lieber Herr, da wäre ich ein geschlagener Mann. Das gezwungene Anlehen von hundert Millionen dieser satanischen Republik hat mich bereits zu Grunde gerichtet."

„Wie viel hast Du daran Deiner Republik bezahlen müssen?"

„Tausend Thaler, mein lieber Herr!" — erwiederte der Banquier in jammervollem Tone und hoffte dadurch einen Nachlaß zu erlangen.

„Du siehst also, guter Freund, daß wir billiger sind. Sind denn die dreihundert Thaler zu viel für Deine Haut?"

„Wo soll ich sie denn nehmen?"

„Aus Deiner Kasse, und zwar unbeschnittene, sonst wollen wir Dir die Finger beschneiden."

„Wo soll ich Euch bezahlen?" — fragte der Banquier.

„Dein Landhaus ist nicht weit von dem Maierhof Gibarry, wo mein Vetter Galope-Chopine, sonst auch der große Jakob genannt, wohnt! Dem kannst Du das Geld einhändigen," — sagte Pillemiche.

„Das ist nicht in der Regel," — erwiederte der Banquier.

„Was liegt uns an Deiner Regel," — versetzte Bodenfest. — „Wenn innerhalb 14 Tagen das Geld nicht bezahlt ist, so werden wir Dir einen kleinen Besuch abstatten und Dich von allen Leiden dieses Erdenlebens kuriren."

„Was Dich betrifft, Coupiau," — fuhr Bodenfest fort — „so sollst Du von nun an Zuführer heißen."

Die beiden Chouans entfernten sich. Der Reisende stieg wieder in den Wagen, der schnell Fougères zueilte.

„Wenn Ihr Waffen gehabt hättet," — sagte Coupiau, — „so konnten wir uns vertheidigen."

„Dummkopf," — erwiederte ihm der Banquier „ich führe in meinen Stiefeln 10,000 Franken in Gold mit, da bewegt man sich schwer!"

Der neu-benamte Zuführer krazte hinter den Ohren und blickte rückwärts, allein seine beiden neuen Spiesgesellen waren bereits verschwunden. —

Sechstes Kapitel.

Der Oberst Hulot hielt mit seiner Abtheilung zu Ernée an, um seine Verwundeten im Hospital dieser kleinen Stadt abzugeben. Hierauf marschirte er, ohne daß seine Bewegung irgend ein Hinderniß erfuhr, nach Mayenne. Hier erfuhr er die Plünderung des Postwagens.

Wenige Tage darauf langten so viele patriotische Conscribirte zu Mayenne an, daß er die Rahmen seiner Halbbrigade damit ausfüllen konnte.

Bald verbreiteten sich viele, nicht sehr befriedigende Sagen über den Aufstand. Die Empörung war vollständig auf allen Punkten, die während des lezten Krieges den Vendéern und Chouans zum Heerde des Bürgerkriegs gedient hatten. In der Bretagne hatten die Royalisten Pontorson genommen, um sich mit dem Meer in Verbindung zu sezen. Die kleine Stadt Saint-James, zwischen Pontorson und Fougères, war in ihre Hände gefallen. Sie schienen für den Augenblick daraus ihren Waffenplaz und den Centralpunkt ihrer Magazine und Operationen machen zu wollen. Von dort konnten sie ohne Gefahr mit der Normandie und dem Morbihan communiciren. Die untergeordneten Anführer durchzogen die dem Königthum günstig gesinnten Provinzen, um An-

hänger zu werben und Einheit in den Aufstand zu bringen. Diese Umtriebe trafen mit den Umtrieben in der Vendée zusammen, wo unter der Leitung von vier berühmten Anführern, dem Abbé Bernier, d'Autichamp, Chatillon und Suzannet, gleiche Bewegungen Statt fanden.

Das Haupt dieses weitverzweigten Planes, der sich langsam, aber furchtbar entwickelte, war der sogenannte Bursche, welchen Beinamen die Chouans dem Marquis von Montauran bei seiner Landung an der französischen Küste gegeben hatten. Die von dem Oberst Hulot den Ministern mitgetheilten Nachweisungen bestätigten sich ihrem ganzen Inhalt nach. Der Oberbefehl dieses von außen geschickten Anführers war alsbald überall anerkannt worden. Der Marquis gewann sogar so viele Herrschaft über die Chouans, daß er ihnen den wahren Zweck des Kriegs begreiflich machen und sie überzeugen konnte, daß sie durch Plünderung und andere Ausschweifungen ihrer Sache nur schaden würden. Der unternehmende Charakter, der kühne Muth, das kalte Blut und die Fähigkeiten dieses jungen Edelmannes weckten auf's neue die Hoffnungen der Feinde der Republik und schmeichelten der finstern Ueberspannung der Einwohner dieser Landbezirke so sehr, daß selbst die Lauen mitwirkten, um zur

Wiedererrichtung der Monarchie entscheidende Ereignisse herbeizuführen.

Der Oberst Hulot erhielt auf seine wiederholten Berichte und Begehren keine Antwort aus Paris. Dieses befremdende Schweigen schien auf eine abermalige revolutionäre Krisis hinzudeuten.

Bald darauf verbreitete sich die überraschende Nachricht von der fast wunderbaren Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten und den Ereignissen des 18. Brumaire. Jetzt begriffen die Befehlshaber im Westen das Stillschweigen der Minister. Gleichwohl wünschten sie von der auf ihnen lastenden Verantwortlichkeit befreit zu seyn, und waren begierig, zu erfahren, welche Maaßregeln die neue Regierung ergreifen würde.

Die Armee vernahm mit Vergnügen die Ernennung des Generals Bonaparte zum ersten Consul der Republik. Dieß war das erstemal, daß Einer aus ihrer Mitte an die Spitze der Regierung gelangte. Frankreich vergötterte den jungen General. Die Nation nahm einen neuen Aufschwung. Die ersten Handlungen des Consuls verminderten diese Hoffnungen nicht, und selbst die Freiheit hatte keine Ursache, sich darüber zu betrüben.

Der erste Consul erließ eine Proklamation an die Einwohner des Westen, welche wunderbare Wirkung auf die Patrioten that. „Ein gottloser

Krieg" — sagte er darin, — „setzt zum zweitenmal die westlichen Departements in Brand. Die Werkzeuge, welche diese Unruhen hervorrufen, sind entweder durch brittisches Gold erkaufte Verräther oder Straßenräuber, welche in der allgemeinen bürgerlichen Zwietracht nur die Nährung und Straflosigkeit ihrer Schandthaten suchen. Solchen Menschen ist die Regierung weder Schonung, noch Mittheilung ihrer Grundsätze schuldig. Es giebt aber durch ihre Vorspieglungen verführte Bürger, welche dem Vaterland theuer sind. Solchen Bürgern sind wir die offene Wahrheit schuldig. Ungerechte Gesetze sind erlassen und vollzogen worden; willkührliche Handlungen haben die Sicherheit der Bürger und die Freiheit der Gewissen beunruhigt; man hat die großen Grundsätze der staatsgesellschaftlichen Ordnung verlezt. Die Consuln erklären, daß, da die Regierung freie Ausübung der Religion gewährt, das Gesetz vom 11. Prairial des Jahrs III., welches den Bürgern den Gebrauch der zum Gottesdienst bestimmten Gebäude überläßt, vollzogen werden soll. Die Regierung sichert Allen, die zu ihrer Pflicht zurückkehren, vollkommene Verzeihung zu; alle diejenigen aber, welche sich der Volks-Souveränität noch länger widersezen, werden der Strenge der Kriegsgeseze anheimfallen."

„Nun," — sagte der Oberst Hulot nach

der öffentlichen Verlesung dieser Proklamation, — „das ist sehr liebreich und väterlich, aber Ihr werdet sehen, daß kein einziger royalistischer Straßenräuber seine Meinung ändern wird.“

Er hatte Recht, diese Proklamation diente zu nichts, als Jeden mehr an seine Parthei anhänglich zu machen. Bald darauf erhielten Hulot und die andern Befehlshaber im Westen Verstärkungen. Der Kriegsminister sezte sie in Kenntniß, daß der General Brune den Oberbefehl der Truppen in den westlichen Departements übernehmen werde. Der Oberst Hulot, dessen Erfahrung man kannte, erhielt vorläufig den Befehl in den Departementes der Orne und Mayenne. Die Regierung entwickelte in allen ihren Theilen eine längst vergessene Thatkraft. Ein Umlaufschreiben der Minister des Kriegs und der Polizei kündigte an, daß kräftige Maaßregeln getroffen und zur Verfügung der Militärbefehlshaber gestellt seyen, um den Aufstand mit der Wurzel auszurotten. Allein die Chouans und Vendeer hatten bereits die Unthätigkeit der Republik benüzt, das flache Land in Aufruhr zu sezen und sich dessen ganz zu bemächtigen.

Jezt erließ der erste Consul eine neue, an das Heer gerichtete Proklamation, worin es hieß: „Der Westen ist von Straßenräubern, von Emigranten und englischen Söldnern erfüllt. Die

Armee besteht aus sechszigtausend tapfern Soldaten, und ich hoffe bald zu erfahren, daß die Anführer der Rebellen aufgehört haben zu seyn. Soldaten, der Sieg muß durch Opfer und Beschwerden erkauft werden! Welchen Rang in der Armee Ihr auch bekleiden möget, die Nation wird Euch dankbar seyn. Um sich ihrer Dankbarkeit würdig zu machen, muß man weder Wind noch Wetter, weder Schnee noch Eis, weder Hize noch Kälte fürchten. Laßt dem Feind Tag und Nacht keine Ruhe, bis er vernichtet ist! Macht einen kurzen und entscheidenden Feldzug. Seyd menschlich, aber unerbittlich gegen die Feinde der Republik. Nationalgarden, vereinigt eure Anstrengungen mit denen der Armee! Wenn sich in euren Reihen Feinde des Volks befinden, verhaftet sie! Verfolgt die Feinde bis in ihre lezten Schlupfwinkel, und wer ihnen Schuz gewährt, komme mit ihnen um!"

„Welch' ein Gevatter!" — rief der Oberst Hulot begeistert aus. — „Er läutet die Messe ein und spricht sie! Das heiße ich reden!"

„Ja, aber er spricht in seinem eigenen Namen, und ganz allein!" — sagte der Lieutenant Gérard, dessen politischer Blick weiter reichte, und der über die Folgen des 18. Brumaire Unruhe zu fühlen begann.

„Bei'm heiligen Schilderhaus!" — rief der

Hauptmann Merle aus, — „was macht das? Bonaparte ist ja Soldat!"

Einige Schritte davon hatten sich Soldaten um die an die Mauer angeklebte Proklamation gesammelt. Da Keiner von ihnen lesen konnte, so betrachteten sie das Papier, die Einen gleichgültig, die Andern neugierig; Etliche sahen sich nach einem vorübergehenden Bürger um, der etwa gelehrt genug seyn möchte, die Wissenschaft des Lesens zu besizen.

„Sage mir einmal," sagte der Sergeant Schönfuß zu dem Sergeanten Herzschlüssel, „was auf diesem Wische da steht?"

„Das ist nicht schwer zu enträthseln," erwiederte der Sergeant Herzschlüssel.

Bei diesen Worten umringten alle Soldaten die beiden Spaßmacher, welche immer aufgelegt waren, ihre lustige Rolle zu spielen, und welchen ihre Kameraden charakteristische Beinamen gegeben hatten.

„Seh' einmal hin!" fuhr Herzschlüssel fort und deutete auf die plumpe Vignette an der Spitze der Proklamation, wo seit wenigen Tagen ein Compaß das Niveau von 1793 ersezt hatte. „Das will so viel bedeuten, lieber Freund, daß wir alten Jagdhunde der Republik fest auftreten sollen; deßwegen haben sie einen Compaß hingesezt, das ist ein Emblem."

„Oho, Kamerad!“ erwiederte Schönfuß, „Du solltest nicht den Gelehrten spielen, das ist ein Problem. Ich habe zuerst in der Artillerie gedient, und da aßen meine Offiziere das Problem täglich auf dem Brode.“

„Nein, es ist ein Emblem!“

„Ja, es ist ein Problem!“

„Ich wette!“

„Was?“

„Deinen Meerschaumkopf!“

„Top!“

„Mit Erlaubniß, Lieutenant,“ sagte Herzschlüssel zu Gérard, „das ist doch ein Emblem, und kein Problem?“

„Es ist das eine und das andere,“ antwortete der Lieutenant Gérard ernst.

„Der Lieutenant macht sich über uns lustig,“ sagte Schönfuß, „auf diesem Wische da steht, daß der General der italienischen Armee Consul geworden ist, und das ist mehr als General, und daß wir Schuhe und Mäntel bekommen werden.“

In den lezten Tagen des Brumaire, als eben Hulot seine auf höhern Befehl ganz zu Mayenne concentrirte Halbbrigade manöuvriren ließ, erhielt er Depeschen von Alençon, bei deren Durchlesung sich finstere Wolken auf seinem Gesichte zusammenzogen.

„Vorwärts!“ rief er, rollte die Papiere zu-

sammen und steckte sie in seinen Hut. „Zwei Compagnien marschiren mit mir nach Mortagne. Die Chouans sind dort.“

„Ihr begleitet mich,“ fuhr er, zu Merle und Gérard gewendet, fort, „und wenn ich von dem ganzen Inhalt meiner Depesche ein Wort verstehe, so will ich von Adel werden. Aber gleichviel! Der Ordre muß parirt werden. Also keine Zeit verloren, und vorwärts marsch!“

„Marschirt man sogleich?“ fragte der Hauptmann Merle.

„Ja, wenn scharfe Patronen in der Patrontasche sind.“

Kurz darauf marschirte der Oberst an der Spitze von zwei Compagnien ab.

Siebentes Kapitel.

Am frühen Morgen des andern Tages marschirte der Oberst mit seiner Abtheilung auf der Straße von Alençon nach Mortagne, etwa eine Stunde von dieser lezten Stadt entfernt. Links vom Wege erstreckt sich ein grüner Wiesenteppich, den die Sarthe bespült, während rechts die Straße von dichtem Gehölze bekränzt ist, das mit der großen Waldung von Menibroud zusammenhängt.

Die Abtheilung, welche der Oberst führte,

diente einer alten Kalesche zur Bedeckung, welche von Postpferden langsam fortgeschleppt wurde, weil die ermüdeten Soldaten nicht schnell marschiren konnten. Die eine der Compagnien marschirte vor, die andere hinter dem Wagen.

Der Oberst, der zwischen der Avantgarde und dem Wagen marschirte, stieß plözlich einen Fluch aus und sagte zu seinen beiden Freunden, die neben ihm giengen: „Tausend Donnerwetter! Um zwei Unterröcke zu bedecken, die in diesem alten Rumpelkarren sizen, schickt uns der Kriegsminister von Mayenne nach Mortagne!“

„Aber, Oberst,“ erwiederte der Lieutenant Gérard, „als wir eben aufmarschirt waren, haben Sie die beiden Bürgerinnen, die in der Kalesche sizen, eben nicht unfreundlich begrüßt!“

„Das ist eben das Schändliche; diese Pariser Stuzer fordern uns zu den größten Rücksichten für ihre verfluchten Weibsbilder auf! Kann man wackere Patrioten, wie wir sind, so herabwürdigen, daß man sie zu Hütern eines Unterrocks macht? Ich gehe gern meinen geraden Weg und liebe diesen verdammten Zickzack nicht. Als ich sah, wie Danton sich Maitressen anschaffte, wie Barras Maitressen hatte, sagte ich zu ihnen: „Hört, Bürger! Als die Republik euch an ihre Spize stellte, geschah es nicht deßhalb, daß Ihr die Teufeleien der alten Regierung wieder ein-

führen solltet! Wozu hätte es denn gedient, die Mißbräuche der alten Zeit auszufegen, wenn die Patrioten auf die nämliche Weise von Neuem beginnen wollten? Der erste Consul, das ist ein Mann. Keine Weiber, immer im Geschäft. Ich wette meinen Schnurrbart, daß er nichts von dem einfältigen Auftrag weiß, den man uns ertheilt hat."

„Meiner Treu, Oberst!" erwiederte der Hauptmann Merle lachend, „ich habe den Nasenzipfel der jungen Dame in der alten Kalesche erblickt, und jezt verlangt es mich sehr, ein klein wenig, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen."

„Nimm Dich in Acht, Merle," rief ihm Gérard zu, „der Bürger, der sie begleitet, sieht mir verschmizt genug aus, um Dich in seinem Neze zu fangen."

„Wer? Der Stuzer da, dessen Kalmucken-Augen immer von einer Seite des Weges zur andern laufen, als ob er überall Chouans erblickte, und der so dürre Beine hat, als ein Besenstiel!"

„Hüte Dich, Freund! Seine Augen sind stechend, wie die einer Natter, und so zuckersüß, wie die einer Frau, die ihrem Ungetreuen verzeiht."

„Bah! ich versuche mein Heil. Die Augen

dieses Weibes glänzen wie ein paar Sterne. Für solche Augen kann man Alles wagen."

„Der hat Feuer gefangen," sagte Gérard zum Oberst, „er fängt an Unsinn zu reden."

Der Oberst zuckte die Achseln und erwiederte: „Ehe er den Topf an den Mund bringt, soll er doch zuvor die Brühe versuchen!"

„Bravo, Freund Merle!" fuhr Gérard fort, „er geht langsam, um sich allmählig von der alten Kalesche einholen zu lassen. Das Manövre ist eingeleitet. Ein lustiger Kamerad, und der einzige Mensch, der über den Tod eines Waffenbruders lachen darf, ohne daß man ihn für fühllos hält!"

„Das ist der wahre französische Soldat," sagte Hulot ernst.

„Jezt zieht er die Epaulettes auf die Achsel herauf, um sehen zu lassen, daß er Hauptmann ist, als ob in der Liebe der Rang in Betrachtung käme," lachte Gérard.

In dem alten Wagen saßen wirklich zwei Frauenzimmer, deren eine die Herrin, die andere die Dienerin zu seyn schien. Ein kleiner, dürrer, ausgetrockneter Herr ritt bald vor, bald hinter dem Wagen her. Er schien zwar der Begleiter der beiden Frauenzimmer zu seyn, aber noch hatte Niemand ihn ein Wort mit ihnen reden sehen. Dieses ehrfurchtsvolle oder verächt-

liche Schweigen, die seltsame Equipage, die dem Wagen eines Marktschreiers glich, das viele Gepäck desjenigen Frauenzimmers, das der Oberst spöttisch eine Prinzessin hieß, Alles, bis auf den sonderbaren Anzug des Cavaliere serviente, erschien auffallend an diesen Reisenden.

Das Costüm des Unbekannten stellte das leibhaftige Bild des Incroyable jener Zeiten dar, wie es häufig in Carricaturen erschien: Ein Frack, dessen Vordertheil so kurz war, daß darunter sechs Zoll von der Weste sichtbar blieben, und das Hintertheil so lang, daß es dem Schwanze eines Stockfisches glich; eine ungeheure Cravatte war in so vielen Windungen um den Hals gewickelt, daß der kleine Kopf, der aus diesem Labyrinth von Musselin hervorsah, fast dem Kopfe einer Kropfgans glich; dazu enganliegende Beinkleider und Suwarow-Stiefel; die Stiefel waren schwarz, die Hosen gelb, die Weste roth und der Frack zimmtfarbig.

Der Unbekannte schien ungefähr dreißig Jahre alt. Troz der Fadheit seiner Toilette, die übrigens durch die Mode geheiligt war, zeigte er ein eben so anständiges, als gewandtes Benehmen, das eine gute Erziehung beurkundete.

Als die Kalesche den zögernden Hauptmann erreicht hatte, sezte der Reiter, welcher seine verliebten Absichten zu errathen schien, sein Pferd in lang-

sameren Schritt, um das Abentheuer nicht zu stören. Der Hauptmann, der ihm einen sardonischen Blick zugeworfen hatte, begegnete einem jener undurchdringlichen Gesichter, welche durch die Wechselfälle der Revolution gewöhnt worden waren, alle ihre inneren Bewegungen unter einem kalten Aeußeren zu verbergen.

Als die Damen vom Wagen aus den dreieckigen Hut und die Epaulettes des Hauptmanns erblickten, rief ihm eine unendlich wohlklingende Stimme zu: „Herr Offizier, können Sie uns wohl sagen, auf welchem Punkt der Straße wir uns befinden?"

Die sanfte weibliche Stimme fand einen Wiederklang im Herzen des verliebten Hauptmanns und er entgegnete verbindlich: „Sie befinden sich eine Stunde von Alençon, Madame!"

„Alençon! Schon!"

Diese Worte wurden von der Dame mit einer Art Schrecken ausgesprochen. Sie ließ sich in den Hintergrund des Wagens zurückfallen, ohne weiter etwas zu sagen.

„Alençon!" wiederholte die Dienerin. „Sie werden jezt meine Heimath sehen."

Sie sah den Hauptmann an und schwieg. Dieser, in seiner Hoffnung getäuscht, die schöne Unbekannte zu sehen, musterte jezt deren Reisegefährtin.

Es war ein Mädchen von etwa sechs und zwanzig Jahren, blond, gut gewachsen, rothwangig und frisch, wie die meisten Weiber aus der Umgegend von Valognes, Bayeux und Alençon. Aus ihren blauen Augen sprach gerade kein Geist, aber eine gewisse Festigkeit, mit Zärtlichkeit gemischt. Sie trug ein Kleid von geringem Stoff. Ihre Haare, kunstlos unter eine kleine Haube gebracht, gaben ihrem Gesicht einen einfach lieblichen Ausdruck. Ihre Haltung, ohne den steifen Anstand der Salons, hatte jene Würde, die einem jungen bescheidenen Mädchen natürlich ist, welche ohne Vorwurf und Erröthen auf ihr vergangenes Leben zurückblicken kann.

Ein einziger Blick sagte dem Hauptmann, daß er eine jener ländlichen Schönen vor sich habe, welche durch ihre Verpflanzung in die Pariser Treibhäuser nichts von ihrer ursprünglichen Frische und Reinheit verloren hatte. Die ungekünstelte Haltung und der bescheidene Blick des Mädchens ließen ihn errathen, daß sie sich keinen Zuhörer wünsche. Er entfernte sich daher und bald begannen die beiden Unbekannten ein halblautes Gespräch, dessen leichtes, unverständliches Gemurmel bis zu den Ohren des Hauptmanns drang.

„Sie sind so schnell abgereis't," sagte das junge Mädchen, „daß Sie sich nicht einmal die

Zeit nahmen, sich anzukleiden. Sie kommen sauber daher! Wenn wir weiter gehen, als bis Alençon, so müssen Sie dort zuvor Ihre Toilette machen."

„Oh! Oh! Francine!" rief die Unbekannte aus.

„Wie beliebt?"

„Das ist nun der dritte Versuch, den Du machst, den Zweck und das Ziel dieser Reise zu erfahren."

„Habe ich das Mindeste gesagt, was diesen Vorwurf rechtfertigen könnte?"

„Still! Ich kenne Deine kleinen Schliche. So einfach und treuherzig Du warst, so bist Du doch in meiner Schule ein wenig verschmizt geworden. Du kannst die Verhöre und Queerfragen nimmer leiden. Du hast Recht, mein Kind! Unter allen Arten, Jemand ein Geheimniß zu entreißen, scheint mir diese die unausstehlichste."

„Je nun, ich will aufrichtig seyn! Sagen Sie selbst, Madame, müßte nicht Ihr Benehmen die Neugierde eines Heiligen erregen? Gestern Morgen ohne Mittel, heute die Hände voll Gold! Sie fahren in diesem Augenblicke mit der Post, unter dem Schuze der Truppen der Regierung, und Sie sind von einem Manne begleitet, den ich als Ihren bösen Genius betrachte."

„Wer? Corentin?" fragte die junge

Dame mit Verachtung in Blick und Ton, indem sie mit dem Finger auf den Reiter deutete.

„Höre, Francine," fuhr sie fort, „erinnerst Du Dich an unsern Patrioten, jenen Affen, den ich gewöhnt hatte, Danton nachzuäffen, und der uns so sehr belustigte?"

„Ja, Mademoiselle!"

„Nun, hattest Du Furcht vor ihm?"

„Er war ja an der Kette."

„Und Corentin hat einen Maulkorb an, mein gutes Kind!"

„Wir spielten stundenlang mit dem Affen, ich weiß es; aber am Ende spielte er uns doch immer einen Streich."

Mit diesen Worten warf sich Francine heftig neben ihre Gebieterin in den Wagen zurück, streichelte ihre Hände und sagte mit zärtlicher Stimme: „Sie haben mich errathen, Marie, und Sie antworten mir nicht. Wie können Sie nach diesen betrübten Vorfällen, die mich so sehr ergriffen, nach vier und zwanzig Stunden so ausgelassen munter seyn? Woher diese plözliche Aenderung? Erst noch war Ihnen das Leben entleidet. Ich liebe Sie so sehr, daß ich ein wenig Rechenschaft über Ihre Gefühle verlangen darf."

„Höre, Francine! Rund um mich her erblickst Du das Geheimniß meiner munteren Laune.

Betrachte die gelben Gipfel dieser entfernten Bäume! Nicht einer gleicht dem andern und von ferne könnte man sie für alte Tapeten in einem alten Schlosse halten. Sehe diese Hecken an, hinter jedem Busch kann ein Chouan lauern. Wenn ich auf diese Distelfelder blicke, so glaube ich Flintenläufe darin blinken zu sehen. Ich liebe diese Gefahren, die auf jedem Schritt uns umgeben. So oft die Umgebungen der Straße einen düstern Anblick gewinnen, glaube ich, daß jezt ein Flintenfeuer beginnen werde. Dann schlägt mein Herz schneller, und neue, unbekannte Gefühle beleben mich. Es ist nicht das Zittern der Furcht, noch das Pochen der Freude; es ist etwas Höheres, es ist die Aufregung Alles dessen, was in mir lebt, es ist das Leben selbst. Warum sollte ich nicht munter seyn, da ich meinem Leben einen kleinen Schwung gegeben habe?"

„Ach! Sie verbergen mir Alles! Heilige Jungfrau! Wem will sie beichten, wenn sie mir nichts sagt?" sprach Francine schmerzlich und hob die Augen gen Himmel.

„Francine," fuhr die Unbekannte in ernstem Tone fort, „ich kann Dir mein Unternehmen nicht mittheilen. Dießmal thue ich übel, sehr übel . . ."

„Warum übel thun, wenn man das Uebel sieht?"

„Du lieber Gott! Was das Denken betrifft,

so findе ich mich fünfzig Jahre alt, wann es aber zur That kommt, so handle ich wie ein Kind von fünfzehn Jahren. Du hast mir immer mit Deinem ruhigen Verstand ausgeholfen, aber in dieser Sache versuche ich mein Gewissen zu ersticken."

„Aber," fügte sie nach einer Pause seufzend hinzu, „es will mir nicht gelingen. Wie soll ich mich nun noch einem so strengen Beichtiger anvertrauen, wie Du bist?"

Mit diesen Worten gab sie dem Mädchen einen leichten Schlag auf die Hand.

„Wann," rief Francine aus, „wann habe ich Ihnen je Ihre Handlungen zum Vorwurf gemacht? Selbst das Böse hat bei Ihnen seine Annehmlichkeiten. Gewiß, die heilige Jungfrau von Auray, zu der ich so fleißig für Ihr Wohl bete, würde Ihnen alle Sünden vergeben. Und bin ich denn nicht auf dieser Landstraße Ihnen zur Seite, ohne zu wissen, wohin wir gehen?"

Das Mädchen küßte, in der Ueberfüllung seines Herzens, die Hände ihrer Gebieterin.

„Nichts hindert Dich, mich zu verlassen, wenn Dein Gewissen . . . ."

„Stille davon, Mademoiselle!" erwiederte Francine beleidigt. „Aber wollen Sie mir nicht lieber sagen . . . "

„Nichts will ich sagen," versezte die Dame

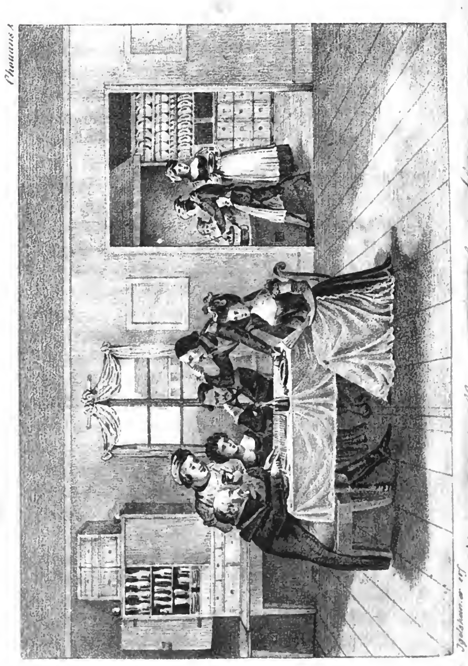
in festem Tone. „Nur das wisse, daß ich dieses Unternehmen noch mehr hasse, als die glatte Zunge, die es mir aufgeschwatzt hat. Ich bekenne Dir aufrichtig, daß ich dem Verlangen dieser Menschen nicht entsprochen haben würde, hätte ich nicht in dieser gemeinen Posse eine Mischung von Schrecken und Vergnügen erblickt, die mich anzog. Dann wollte ich auch diese Welt nicht verlassen, ehe ich den Versuch gemacht hatte, ihre Blumen zu pflücken, sollte es auch mein Leben kosten. Wäre ich aber glücklich gewesen, so würde ich selbst unter dem Messer ihrer Guillotine nicht eingewilligt haben, eine Rolle in diesem Trauerspiel anzunehmen. Dessen erinnere Dich, damit mein Andenken in Ehren bleibe!“

„Jezt aber,“ fuhr sie mit Eckel fort, „jezt würde ich mich augenblicklich in die Sarthe stürzen, wenn mir meine Rolle in dieser Tragödie zurückgenommen würde. Und das wäre kein Selbstmord, denn ich habe noch nicht gelebt.“

„Heilige Jungfrau von Auray, verzeihe ihr!“ betete das Mädchen.

„Was sezt Dich so in Schrecken? Die ärmlichen Wechselfälle des Privatlebens sind zu klein für meine Leidenschaften, das weißt Du. Das ist übel für ein Weib, ich weiß es; aber mein Geist strebt höher und kann stärkere Proben bestehen; vielleicht wäre ich, gleich Dir, ein





sanftes Geschöpf geworden. Warum habe ich mich über mein Geschlecht erhoben, oder unter es herabgegeben? Ha! Wie glücklich ist Bonaparte's Weib! Ich werde jung sterben, denn ich bin schon auf den Punkt gelangt, daß ich mich nimmer vor einer Vergnügung entsetze, wo es, wie dieser arme Danton sagt, Blut zu trinken giebt. Vergesse das, was ich Dir hier sagte, das fünfzigjährige Weib hat diese Worte gesprochen! Bald wird das Kind von fünfzehn Jahren wieder auftreten. So bin ich nun, mache mich anders!"

Das junge Landmädchen schauderte. Sie kannte am besten den aufbrausenden, ungestümen Charakter ihrer Gebieterin. Sie allein war in die Geheimnisse dieser überspannten Seele, in die Gefühle dieses seltsamen Geschöpfes eingeweiht, dem bis auf diesen Tag das Leben vergangen war, wie ein ungreifbarer Schatten, den sie vergebens zu haschen suchte. Nachdem sie mit vollen Händen ausgesäet, ohne zu erndten, war sie Jungfrau geblieben, aber eine Jungfrau, tief verlezt durch viele getäuschte Hoffnungen. Jezt, müde eines Kampfs ohne Gegner, war sie in ihrer Verzweiflung auf den Punct gelangt, daß sie das Gute dem Bösen vorzog, wenn es sich als Genuß darbot, das Böse dem Guten, wenn es poetischen Reitz hatte, das Elend der Mittelmäßigkeit, als etwas, das größer war, die un-

bekannte und düstere Zukunft des Grabes einem Leben, das nicht nur an Hoffnungen, sondern selbst an Leiden arm war. Wohl nicht leicht hatte sich irgendwo so viel Pulver angehäuft für den zündenden Funken; in keinem Herzen war reicherer Stoff für die Liebe; der Erdenkloß keiner Tochter Eva's war mit mehr Gold geschwängert. —

Aehnlich einem schützenden Engel, wachte **Francine** über dieses Wesen, dessen hohe Geistesgaben sie anbetete. Sie glaubte eine himmlische Sendung zu erfüllen, wenn sie dieses Wesen dem Himmel erhielt, wo die Seraphim wohnen, und von dem es zur Sühne seines sündhaften Stolzes verbannt schien.

„Dort ist der Kirchthurm von Alençon!“ sagte der Reiter, der sich dem Wagen genähert hatte. „Ich sehe ihn,“ erwiederte trocken die junge Dame.

„Wohl!“ versetzte er mit serviler Submission und entfernte sich bescheiden, obgleich er seinen innern Verdruß nicht verbergen konnte.

„Vorwärts! Geschwind!“ rief die Dame dem Postillon zu. „Jezt ist nichts mehr zu fürchten. Im Trabb! Im Galopp! Wir sind ja schon auf dem Pflaster von Alençon!“

Als sie an dem Oberst vorüberfuhr, rief sie ihm mit einnehmender Stimme zu „Wir wer-

den uns im Gasthof wieder zusammenfinden, Oberst! Besuchen Sie mich!“

„Ey!“ murrte der alte Degenknopf. „So ist es recht! Im Gasthof! Sie dürfen mich besuchen! Wie so ein Weibsbild mit dem Chef einer Halbbrigade spricht!“

Mit diesen Worten machte er eine Faust auf den Wagen, der mit großer Schnelligkeit auf der Straße hinfuhr.

„Nur nicht so böse, Oberst;“ rief ihm Corentin lachend zu, indem er sein Postpferd etwas mühsam in Galopp setzte, „sie führt das Generalspatent für Sie in der Tasche.“

„Geh' Du zum Teufel mit Deinem Generalspatent!“ rief ihm der Oberst brummend nach. „Lieber wollte ich die Generalsuniform in eine Pfütze werfen, als sie von einem Unterrock annehmen. Was will denn diese Brut hier im Lande? He! Begreift Ihr etwas von der Sache, Ihr Herren!“

„So viel begreife ich,“ erwiederte der Hauptmann Merle trocken, „daß in diesem Unterrock das schönste Weib steckt, die ich je gesehen habe. Gebt Acht, auf einmal wird die Verwandlung vor sich gehen! Und wer wird es dann seyn? Die Frau des ersten Consuls und keine andere!“

„Bah!“ erwiederte der Oberst, „die Frau des ersten Consuls ist alt, und diese ist jung.



Und überhaupt, aus der Ordre des Ministers ersehe ich, daß sie ein Fräulein von Verneuil ist. Also eine Ci-devant! Darauf verstehe ich mich. Vor der Revolution trieben sie Alle dieses Handwerk. Damals wurde man in zwei Tempo und sechs Griffen Oberst. Man durfte zu diesen Weibern nur zwei- oder dreimal recht zärtlich sagen: Mein Herz! Mein süßes Herz!"

Achtes Kapitel.

Inzwischen war die Kalesche wohlbehalten im Gasthofe „zu den drei Mohren" angekommen, der mitten in der Hauptstraße von Alençon liegt.

Die Wagen waren damals in jener Gegend so selten, daß der Wirth, als er den kreischenden Ton der Räder hörte, alsbald unter die Thüre seines Hauses eilte und die beiden Frauenzimmer ehrerbietigst begrüßte. Sie traten in die Küche, welche in allen Gasthöfen des Westen die unvermeidliche Antichambre ist. Der Wirth warf einen forschenden Blick auf den Wagen und schickte sich an, ihnen zu folgen, als ihn der Postillon am Arm faßte und ihm zurief: „Aufgepaßt,

Bürger Brutus! Bedeckung der Blauen! Es sind vornehme Damen, die bezahlen, wie vordem die Prinzessinnen, also ..."

„Also" ergänzte der Wirth, „werden wir sogleich ein Glas Wein mit einander trinken."

Fräulein von Verneuil warf einen Blick auf die von Rauch geschwärzte Küche, auf den blutigen Tisch, auf welchem rohes Fleisch lag, und hüpfte in den benachbarten Speisesaal. Sie fürchtete den Geruch und den Anblick dieser Küche eben so sehr, als die Neugierde eines schmuzigen Kochs und einer dicken, stämmigen Frau, welche sie bereits aufmerksam betrachteten.

Der Wirth traf also nur noch Francine in der Küche an und sagte zu ihr in confidentiellem Tone: „Wenn diese Damen, wie ich nicht zweifle, besonders zu speisen wünschen, so kann ich Sie benachrichtigen, daß ein sehr delikates Frühstück für eine Dame und ihren Sohn ganz fertig ist. Diese Reisenden werden ohne Zweifel mit Vergnügen ihr Frühstück in Gemeinschaft mit diesen Damen einnehmen," fügte er in geheimnißvoller Weise hinzu, „es sind auch Personen von Stand."

Indem der Wirth diese letzten Worte leiser sprach, gab er sich zugleich ein pfiffiges Ansehen, als wollte er sagen: Ihr seyd von Adel und sie sind es auch. Ihr wollt eben so wenig beobach-

tet seyn, als sie, und vielleicht kommt ihr gar ihnen zu lieb.

Kaum hatte der indiskrete Wirth die lezte Phrase vollendet, als er einen leichten Schlag eines Peitschenstiels auf seinem Rücken fühlte. Er wendete sich rasch um, und hinter ihm stand ein kleiner stämmiger Mann, der geräuschlos aus einem Seitenkabinet getreten war, und dessen plözliche Erscheinung die dicke Wirthin, den Koch und seinen Küchenjungen mit Schrecken erfüllt hatte. Der Wirth erbleichte, als er den Kopf rückwärts wandte. Der kleine Mann schüttelte seine langen Haare aus dem Gesichte, die ihm Stirn und Augen ganz bedeckten, richtete sich auf den Füßen in die Höhe, um das Ohr des Wirths zu erreichen, und sagte zu ihm: „Du weißst, was eine Unklugheit, eine Angeberei für Folgen nach sich zieht, und mit welcher Münze wir sie bezahlen!“

Er fügte diesen Worten eine Geberde bei, die ein furchtbarer Commentar derselben war. Obgleich die Corpulenz des Wirths ihr den Anblick dieses Menschen entzog, so fieng doch Francine einige seiner dumpf ausgesprochenen Worte auf, und sie war wie vom Blitze gerührt, als sie die rauhen Töne einer bretagnischen Stimme vernahm. Sie allein, während alle Andere von Schrecken gelähmt waren, stürzte auf den kleinen

Mann los, allein dieser war bereits mit der Behendigkeit eines wilden Thiers durch eine Seitenthüre, die in den Hof führte, verschwunden. Francine glaubte sich in ihren Vermuthungen getäuscht zu haben, denn sie erblickte nur noch die schwarzbraune Haut eines Bären von mittlerer Größe. Verwundert lief sie dem Fenster zu, um den Unbekannten durch die vom Dünger gebräunten Fensterscheiben zu betrachten. Sie fuhr mit Schrecken zurück. Der Mann war eben mit schleppendem Gange in den Stall getreten. Ehe er hineingieng, warf er seine schwarzen Augen auf den ersten Stock des Gasthofs, und von da auf die Kalesche, als ob er irgend einem Freunde diesen Wagen als etwas Beachtungswerthes bezeichnen wollte. Jezt erkannte Francine, troz der Ziegenhaut, und mittelst dieser Bewegung seines Kopfes, an seiner ungeheuren Peitsche und seinem schleifenden, obwohl, wo es nöthig war, behenden Gange den Chouan, der unter dem Namen Bodenfest bekannt war.

Sie sah durch die dunkeln Scheiben, wie er sich im Stroh niederlegte und eine Lage annahm, in welcher er Alles beobachten konnte, was im Wirthshause vorgieng. Er war so zusammengeknäuelt, daß ihn der pfiffigste Spion, von ferne wie von nahe, füglich für einen großen Hofhund halten konnte, der sich zusammengekrümmt hat

und, die Schnauze zwischen den Vorderfüßen, schläft.

Bodenfest's Benehmen überzeugte Francine, daß er sie nicht erkannt hatte. Sie wußte nicht, ob sie sich in den kizlichen Umständen, worin sich ihre Gebieterin befand, darüber freuen oder betrüben sollte. Die geheimnißvolle Beziehung, die zwischen dem Anerbieten des Wirths, das bei Gastgebern, die immer zwei Mäuse mit Einer Falle fangen wollen, nichts Ungewöhnliches war, und der Drohung des Chouan Statt fand, erregte ihre Neugierde. Sie trat vom Fenster weg und fand den Wirth noch wie versteinert von der drohenden Geberde des Chouan.

Freilich kannte man im Westen nur allzu gut die blutige Weise, womit die Jäger des Königs diejenigen straften, die des Verraths oder auch nur der Unbesonnenheit verdächtig waren. Der Wirth glaubte schon ihre Messer an seinem Halse zu fühlen. Der Koch blickte mit Entsetzen auf den Rost, auf dem sie nicht selten die Füße ihrer Anhänger zu braten pflegten; die kleine dicke Frau hielt in der einen Hand ein Küchenmesser, in der andern eine halb durchschnittene Kartoffel, und betrachtete ihren Mann mit vor Schrecken starrem Blicke; der Küchenjunge schaute stumpfsinnig vor sich hin und wußte nicht, was er von Allem diesem denken sollte.

Diese stumme Scene, deren Hauptperson Alle sahen, obwohl sie abwesend war, stachelte noch mehr die Neugier des Mädchens. Sie fühlte sich durch die furchtbare Macht des Chouan geschmeichelt, und ob sie gleich kein boshaftes Kammerkätzchen war, so war sie doch bei diesem Geheimniß zu sehr betheiligt, als daß sie nicht hätte versuchen sollen, es zu ergründen.

„Je nun!“ sagte sie ernsthaft zum Gastgeber, den diese Worte aus seinem Hinbrüten aufschreckten, „Mademoiselle nimmt Eure Einladung an.“

„Welche Einladung?“ fragte er mit ungekünsteltem Staunen.

„Welche?“ fragte Corentin, welcher inzwischen eingetreten war.

„Welche?“ fragte Fräulein von Verneuil.

„Welche?“ fragte eine vierte Person, die von der letzten Stufe der Treppe leichtfüßig in die Küche sprang.

„Je nun!“ versetzte Francine ungeduldig, „die Einladung, mit Standespersonen zu frühstücken.“

„Mit Standespersonen?“ wiederholte die zuletzt eingetretene Person mit beißender Ironie. „Das ist ein schlechter Wirthshauswitz.“

„Wenn Du uns aber“ fuhr der junge Mann fort, denn als solchen zeigte sich die Person, —

„diese junge Bürgerin (hier warf er einen Blick auf Fräulein von Verneuil) zur Tischgenossin geben willst, so müßte man ein Narr seyn, wenn man sie nicht als solche annehmen wollte. Ich wenigstens nehme sie in Abwesenheit meiner Mutter an.“

Die Annehmlichkeit kecker Jugend ließ den unverschämten Uebermuth dieser Worte nicht so hervortreten, und alle Blicke der handelnden Personen wendeten sich diesem neuen Schauspieler zu. Der Wirth ahmte jetzt den Landpfleger Pilatus nach und wusch seine Hände in Unschuld. Er gieng zwei Schritte rückwärts zu seiner dicken Frau und sagte ihr in's Ohr: „Du bist mein Zeuge, wenn irgend ein Unglück geschieht, so bin ich nicht schuld daran. Im Uebrigen“ fügte er noch leiser hinzu, „theile Herrn Bodenfest Alles mit, was hier geschehen ist.“

Der Reisende, ein junger Mann von mittlerer Größe, trug einen blauen Rock, blaue Hosen und schwarze Kamaschen bis über die Kniee herauf. Dies war die einfache Uniform der Zöglinge der polytechnischen Schule.

Ein einziger Blick ließ Fräulein von Verneuil in dieser einförmigen Kleidung schöne Formen und jenes gewisse Etwas erkennen, das den gebornen Adelichen bezeichnet. Ziemlich alltäglich bei'm ersten Anblick, hoben

sich bei näherer Betrachtung im Gesicht des jungen Mannes Züge hervor, die einen großer Dinge fähigen Geist verkündeten. Eine bräunliche Farbe, blonde Haare, blitzende blaue Augen, eine schöngeformte Nase, Leichtigkeit in den Bewegungen — Alles verrieth in ihm ein durch erhabene Gefühle geleitetes Leben und die Gewohnheit des Befehlens. Aber die am meisten charakteristischen Zeichen seines überlegenen Geistes lagen in seinem Kinn à la Bonaparte, und in seiner Unterlippe, welche sich in der grazienhaften Biegung des Laubwerks unter einem corinthischen Capitäl an die Oberlippe anschloß. Diese beiden Züge hatte die Natur bei ihm bezaubernd schön gebildet.

„Dieser junge Mann ist ein Adler," sagte Fräulein von Verneuil bei sich.

Alles dieß mit Einem Blicke sehen, sich begeistert fühlen, gefallen wollen, den Kopf nachlässig zur Seite fallen lassen, coquett lächeln, einen jener Zauberblicke auf ihn fallen lassen, die ein erstarrtes Herz zum Gefühl der Liebe zurückführen würden, die langen Augbraunen über ihre schwarzen Augen niederschlagen, den klangreichsten Ton ihrer Stimme suchen und finden, um in die alltägliche Redensart: „Wir sind Ihnen sehr verbunden, mein Herr!" einen unwiderstehlichen Zauber zu legen — Alles dieß war schnel-

ler geschehen, als man Zeit braucht, es mit Worten zu beschreiben. Hierauf fragte das Fräulein den Wirth nach ihrem Zimmer, wandte sich der Treppe zu, verschwand mit Francine, und ließ den Unbekannten im Zweifel, ob ihre Antwort eine Annahme oder eine Weigerung sey.

„Wer ist dieses Frauenzimmer?“ fragte hastig der polytechnische Schüler den Wirth, der unbeweglich dastand und durch alle diese Vorfälle immer verwirrter wurde.

„Es ist die Bürgerin Verneuil,“ antwortete Corentin giftig und warf einen eifersüchtigen Blick auf den jungen Mann, „eine Ci-devant. Was willst Du von ihr?“

Der Unbekannte, der ein republikanisches Lied summte, erhob stolz das Haupt gegen Corentin.

Jetzt sahen sich die beiden jungen Männer mit dem Blicke eines Kampfhahns an, der auf einen andern losstürzen will. Dieser Blick machte sie auf ewig zu Feinden. So viel Freimuth in dem blauen Auge des jungen Kriegers lag, so viel Bosheit und Falschheit leuchtete aus Corentin's grünen Augen. Der Eine hatte edle Sitten, der Andere einschmeichelnde Manieren, der Eine gieng aufrecht, der Andre gebückt dem Ziele zu; der Eine gebot Achtung, der Andere suchte sie

zu erlangen. Der Eine konnte sagen: Laßt uns erobern! der Andre: Laßt uns theilen!

Ein Landmann trat ein: „Ist der Bürger Gua-Saint-Cyr hier?“

„Was willst du von ihm?“ fragte der junge Mann vortretend.

Der Landmann neigte sich tief und gab ihm einen Brief, den er las und dann in's Feuer warf. Statt aller Antwort nickte er blos mit dem Kopfe, und der Mann gieng ab.

„Du kommst ohne Zweifel aus Paris, Bürger?“ fragte jetzt Corentin.

„Ja!“ war die trockene Antwort.

„Du bist ohne Zweifel zum Offizier in der Artillerie befördert worden?“

„Nein, Bürger! ich diene in der Marine.“

„Ah! Du gehst nach Brest?“ fragte Corentin nachlässig.

Der junge Seemann drehte sich auf dem Absatz herum und antwortete nichts. Er machte bald die glänzenden Hoffnungen zu Schanden, welche seine Schönheit bei Fräulein von Verneuil erregt hatte. Er fragte wie ein Kind nach den Bestandtheilen des zu erwartenden Frühstücks, forschte bei dem Koch und der Wirthin nach der Art der Zubereitung der Speisen, machte sich als ächter Pariser über die Provincial-Gewohnheiten lustig, geberdete sich wie ein

junges Mädchen, und zeigte um so weniger Charakter, je mehr sein Gesicht und seine Haltung versprochen hatten. Corentin lächelte mitleidig, da er ihn das Gesicht verziehen sah, als er den besten Cyder der Normandie kostete.

„Puh!“ rief er, „wie kann man solches Zeug trinken? Das ist halb gegessen und halb getrunken. Die Republik thut wohl daran, einer Provinz zu mißtrauen, wo man die Trauben mit Stangen abschlägt und die Reisenden aus jedem Winkel der Straße todtschießt. Setzt uns ja nichts von diesem Laxier auf die Tafel, sondern weißen und rothen Bordeaux. Seht auch zu, ob das Feuer da droben gut brennt. Diese Leute scheinen mir in der Civilisation noch sehr zurück. Ach!“ fuhr er seufzend fort, „es giebt doch nur Ein Paris auf der Welt, und es ist Schade, daß man es nicht auf die See mitnehmen kann. — Wie, Saucenverderber!“ rief er dem Koch zu, „Du thust Essig in dieses Hühnerfrikassee, wenn Dir die Citronen vor der Nase liegen? — Und Ihr, Frau Wirthin, Ihr habt mir so grobe Leintücher gegeben, daß ich die ganze Nacht kein Auge schließen konnte.“

Hierauf nahm er ein spanisches Rohr zur Hand und begann damit die verschiedenen Exercitien durchzumachen.

„Und mit solchen Stutzern“ sagte Coren-

tin vertraulich zum Wirth, „hofft man die Seemacht der Republik emporzubringen?“

„Dieser Mensch da“ flüsterte der junge Seemann der Wirthin in's Ohr, „ist ein Spion von Fouché; die Polizei ist ihm in's Gesicht gegraben, und der Flecken am Kinn kommt gewiß vom Pariser Straßenkoth her. Aber für eine gute Lage . . . . “

Jetzt trat eine Dame ein, welcher der junge Seemann mit allen Zeichen äußerer Achtung entgegengieng.

„Kommen Sie doch, liebe Mama!“ rief er ihr zu. „Ich habe in Ihrer Abwesenheit Gäste geworben.“

„Gäste!“ erwiederte sie. „Welche Thorheit!“

„Es ist Fräulein von Verneuil,“ fuhr er leise fort.

„Die ist ja mit ihrem Vater hingerichtet worden,“ versetzte barsch seine Mutter.

„Sie irren sich, Madame!“ fiel Corentin ein, das Wort Madame betonend. — „Sie wurde am 9. Thermidor gerettet.“

Die Fremde, von dieser Vertraulichkeit überrascht, trat einige Schritte zurück, um einen Blick auf den Mann zu werfen, der sich so unberufen in das Gespräch gemischt hatte. Sie heftete ihre schwarzen feurigen Augen auf ihn



und schien errathen zu wollen, aus welchem Grunde er das Leben und Daseyn des Fräuleins von Verneuil bezeuge.

Zu gleicher Zeit warf Corentin einen verstohlenen Blick auf die Dame, und dieser einzige Blick sagte ihm, daß sie nicht die Mutter des jungen Seemanns sey, noch seyn könne. Diese von Jugendfülle strotzende Frau, mit den schwarzen Haaren und Augbraunen, konnte keinen zwanzigjährigen Sohn haben. Corentin bemerkte ferner, daß die Unbekannte einen Mantel von englischem Stoff umgeworfen hatte, und daß die ohne Zweifel ausländische Form ihres Hutes keiner der griechischen Moden angehörte, welche damals in der französischen Hauptstadt herrschten.

Corentin gehörte zu der Gattung von Leuten, die immer geneigter sind, Böses als Gutes von Andern zu vermuthen, und er faßte im Augenblicke Zweifel über den Civism der beiden Reisenden. Die Dame ihrerseits, welche mit gleicher Schnelligkeit ihre Bemerkungen über Corentin gemacht hatte, warf einen ausdrucksvollen Blick auf ihren Sohn, der etwa so viel sagte: Wer ist dieses Original da? Gehört er zu unsern Leuten?

Auf diese stumme Frage antwortete der junge Mann durch eine Stellung, einen Blick

und eine Bewegung der Hand, welche sagten: Ich weiß wahrlich nicht, und er ist mir eben so verdächtig, als Ihnen.

Hierauf wandte er sich zur Wirthin und sagte ihr in's Ohr: „Erkundigt Euch doch nach diesem Menschen, und sucht zu erfahren, ob er wirklich der Begleiter des Fräuleins von Verneuil ist."

„Du bist also gewiß, Bürger!" sagte Frau von Gua mit einem Blicke auf Corentin, „daß Fräulein von Verneuil noch lebt?"

„Sie existirt eben so gewiß in Fleisch und Bein, Madame, als der Bürger Gua-Saint-Cyr."

Diese Antwort enthielt eine beißende Ironie, deren geheimen Sinn nur die Dame allein kannte, und wodurch jede Andere in Verlegenheit gekommen wäre.

Ihr Sohn warf einen forschenden Blick auf Corentin, der unbefangen seine Uhr herauszog, als ob er im mindesten nicht ahne, welche Besorgnisse seine Antwort errege.

Die Dame, voll neugieriger Unruhe, auf der Stelle zu erfahren, ob diese Phrase einen treulosen Sinn enthalte oder blos die Wirkung des Zufalls sey, sagte höchst unbefangen zu Corentin: „Mein Gott, was doch die Straßen so unsicher sind! Wir sind jenseits Mor-

tagne von den Chouans angefallen worden. Mein Sohn wäre beinahe umgekommen. Zwei Kugeln haben seinen Hut durchlöchert."

„Wie, Madame! Sie waren auf dem Postwagen, den die Räuber troz der Bedeckung geplündert haben? Man sagte mir auf der Durchreise zu Mortagne, daß die Chouans zweitausend Mann stark gewesen seyen und alle Passagiere umgebracht hätten. So schreibt man Geschichte!"

Corentin sagte dies im Tone eines politischen Maulaffen im Kaffeehause der Petite Provence, der sich über die Unächtheit einer politischen Nachricht ärgert.

„Mein Gott, Madame!" fuhr er fort, „wenn man die Reisenden so nahe bei Paris ermordet, wie unsicher müssen erst die Straßen in der Bretagne seyn! Wenn ich nicht unter dem Schuze der Bedeckung des Fräuleins von Verneuil reiste, so würde ich nach Paris umkehren."

„Ah!" sagte die Dame mit gedämpfter Stimme, „Fräulein von Verneuil hat Bedeckung. Ist sie jung und schön?" fragte sie, sich zur Wirthin wendend.

Jezt unterbrach der Wirth diese Unterhaltung, welche die drei Personen auf die Folter spannte, durch die Nachricht, daß das Frühstück aufgetragen sey. Der junge Seemann bot sei-

ner Mutter den Arm mit einer erkünstelten Familiarität, welche Corentin's Verdacht neue Stärke gab, und rief diesem von der Treppe aus zu: „Bürger, wenn Du der Begleiter der Bürgerin Verneuil bist, und wenn sie den Vorschlag des Wirths annimmt, so genire dich nicht . . .“

Obgleich diese Einladung ziemlich lau war, so stieg doch Corentin die Treppe hinauf. Jetzt drückte der junge Mann die Hand der Dame, und als sie sieben bis acht Stufen von dem Pariser entfernt waren, sagte er leise zu ihr: „Da sehen Sie jetzt, in welche ruhmlose Gefahren Sie uns durch Ihre thörichten Unternehmungen stürzen! Wenn man uns erkennt, wie wollen wir entkommen? Und welche Rolle lassen Sie mich hier spielen?“

Alle drei kamen in ein ziemlich geräumiges Zimmer. Man durfte nicht viel im Westen gereist haben, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß der Wirth Allem aufgeboten hatte, seine Gäste nach Stand und Würden zu bedienen. Die Tafel war sorgfältig gedeckt, Sessel, Tafelzeug und Geschirr waren ziemlich reinlich. Der Wirth gab sich alle Mühe, den Wünschen der Gäste zu entsprechen.

Mithin, folgerte der verschmitzte Corentin aus diesem Allem, mithin ist der junge Mann

nicht so dumm, als er sich stellt. Ich hielt ihn für einen Einfaltspinsel, aber ich glaube jetzt, daß er noch pfiffiger ist, als ich selbst.

Der junge Seemann, seine Mutter und Corentin warteten auf Fräulein von Verneuil, welche der Wirth benachrichtigt hatte, daß das Frühstück bereit sey; aber die schöne Reisende erschien nicht. Der Zögling der polytechnischen Schule hielt dafür, daß sie Umstände mache, verließ das Zimmer, indem er ein patriotisches Lied vor sich hin summte, und gieng dem Zimmer des Fräulein von Verneuil zu, voll Verlangen, ihre Bedenklichkeiten zu besiegen. Vielleicht wollte er seine eigenen Zweifel lösen, vielleicht auch gegen diese Unbekannte den Einfluß versuchen, den jeder Mann gerne über ein schönes Weib ausüben möchte.

„Wenn das ein Republikaner ist," sagte Corentin, ihm nachblickend, „so will ich mich henken lassen! Er hat in seinen Schultern die Biegsamkeit der Hofleute."

„Und wenn diese hier" — fuhr er bei sich selbst fort, indem er einen Blick auf Madame Gua warf, „seine Mutter ist, so bin ich der Pabst! Es sind Chouans! Aufgepaßt!"

Neuntes Kapitel.

Bald öffnete sich die Thüre. Der junge Seemann trat ein, Fräulein von Verneuil an der Hand führend und sie mit höflicher Suffisance zur Tafel geleitend.

Die zulezt verflossene Stunde war für den Teufel nicht verloren gegangen. Fräulein von Verneuil hatte, mit Hülfe ihrer Francine, eine Reisetoilette gemacht, die vielleicht anlockender war, als ein Ballanzug. Ihre Einfachheit hatte einen unwiderstehlichen Reiz, der aus der Kunst entspringt, womit ein Frauenzimmer, das schön genug ist, um jedes Aufpuzes entbehren zu können, ihre Toilette zu solcher Einfachheit zurückführt, daß sie nur die natürlichen Reize erhöht. Sie trug ein grünes Kleid, dessen knapper Schnitt ihre schönen Formen mit einer Affectation zeigte, die für ein wohlerzogenes Frauenzimmer eben nicht allzuanständig war.

Sie trat mit einem Lächeln ein, das Frauenzimmern eigen ist, die unter einem rosigen Mund glänzend weiße Zähne, und auf ihren Wangen zwei Grübchen zeigen können, die so frisch sind, wie die auf den Backen eines Kindes. Eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Manieren und ihrer Toilette verjüngte sie so sehr, daß Madame Gua sich für sehr freigebig

hielt, wenn sie ihr ein Alter von zwanzig Jahren beilegte. Die Coquetterie dieser Toilette, durch welche sie augenscheinlich gefallen wollte, sollte dem jungen Manne Hoffnungen einflößen. Gleichwohl aber dankte ihm Fräulein von Verneuil blos durch ein leichtes Kopfnicken, und schien ihn, ohne ihm einen Blick zuzuwerfen, mit so kindischer Unbefangenheit zu verlassen, daß er ganz ausser Fassung gerieth. Diese Zurückhaltung mußte den Zuschauern weder als Vorsicht noch als Coquetterie erscheinen, es war natürliche oder erkünstelte Gleichgültigkeit. Der ungezwungene Ausdruck, welchen die Reisende in ihr Gesicht zu legen wußte, ließ nichts von ihren innern Empfindungen errathen.

Fräulein von Verneuil nahm Francine an der Hand und sagte in einschmeichelndem Tone zu Madame Gua: „Würden Sie wohl erlauben, daß dieses Mädchen, die mir mehr Freundin, als Dienerin ist, mit uns speise? In diesen stürmischen Zeiten kann die Ergebenheit nur durch Herzlichkeit bezahlt werden.“

Madame Gua neigte sich zum Ohre ihres Sohnes: „Oh! Stürmische Zeiten, Ergebenheit, und die Magd am Tische! Das ist gewiß nicht Fräulein von Verneuil.“

Die Gäste schickten sich zum Sizen an, als Fräulein von Verneuil wahrnahm, daß Coren-

tin die beiden Unbekannten mit einer Aufmerksamkeit musterte, welche sie zu beunruhigen schien. „Bürger," sagte sie zu ihm, „Du bist ohne Zweifel zu wohl erzogen, um mir auf Tritt und Schritt zu folgen. Als die Republik meine Eltern auf das Blutgerüst schickte, war sie nicht so großmüthig, mir einen Vormund zu bestellen! Wenn Du aus unerhörter ritterlicher Galanterie mich gegen meinen Willen begleitet hast (hier entschlüpfte ihr ein Seufzer), so will ich doch nicht zugeben, daß Du Deine verschwenderische Fürsorge so weit treibst, Dich selbst zu geniren. Ich bin hier in Sicherheit und bedarf Deines Beistandes nicht."

Mit diesen Worten warf sie ihm einen verächtlichen Blick zu. Sie wurde verstanden.

Corentin unterdrückte ein Lächeln, das eben seine verschmizten Lippen zusammen zog, machte ihr eine tiefe Verbeugung und erwiederte: „Bürgerin, ich werde es mir stets zur Ehre rechnen, Dir zu gehorchen. Die Schönheit ist die einzige Königin, deren Befehle ein Republikaner mit Vergnügen vollzieht."

Als Fräulein von Verneuil ihn abgehen sah, glänzten ihre Augen von einer so ungekünstelten Freude, sie betrachtete Francine mit einem so beseligten Lächeln, daß Madame Gua ihren Verdacht aufzugeben begann.

„Es ist doch vielleicht Fräulein von Verneuil," flüsterte sie ihrem Sohne in's Ohr.

„Und die Bedeckung," antwortete der junge Mann, den die fehlgeschlagene Hoffnung klug machte. „Ist sie Gefangene oder Schützling, Freundin oder Feindin der Regierung?"

Madame Gua blinzelte mit den Augen, ihm dadurch anzudeuten, daß sie diesem Geheimniß wohl auf den Grund kommen werde.

Inzwischen schien Corentins Abwesenheit das Mißtrauen des jungen Seemanns zu mildern; sein Gesicht verlor den ernsten Ausdruck, und er warf auf Fräulein von Verneuil Blicke, die eine unbezwingliche Leidenschaft für Weiber, nicht das achtungsvolle Feuer einer entstehenden Neigung verriethen. Die junge Dame wurde deßhalb um so umsichtiger und wendete sich in ihren freundschaftlichen Ausdrücken ausschließlich an Madame Gua. Der junge Mann versuchte in seinem bittern Verdruß, ebenfalls den Unempfindlichen zu spielen. Fräulein von Verneuil schien diesen Kunstgriff gar nicht zu merken. Sie war einfach ohne Schüchternheit, zurückhaltend ohne Sprödigkeit.

Dieses Zusammentreffen von Personen, welche nicht bestimmt schienen, sich näher zu verbinden, erweckte keine Sympathie unter ihnen. Es trat sogar eine Verlegenheit ein, ein Zwang, der

alles Vergnügen zu nichte machte, welches sich Fräulein von Verneuil und der junge Seemann eine Stunde zuvor versprochen hatten. Aber die Frauen haben einen so bewundernswerthen Takt der Schicklichkeit, so innige Verknüpfuugen unter sich, oder ein so lebhaftes Verlangen nach Rührungen, daß sie bei solchen Gelegenheiten immer das Eis zu brechen wissen. Plözlich, als ob sich die beiden Schönen verabredet hätten, fiengen sie an, ihren einzigen Cavalier auf unbefangene Weise aufzuziehen, und wetteiferten gegen ihn in Scherzreden und Aufmerksamkeiten.

Diese Uebereinstimmung machte die Unterhaltung frei. Ein Blick oder ein Wort, die, im Zwang entschlüpft, Bedeutung haben, wurden jezt unbezeichnend. Kurz, nach einer halben Stunde schienen diese beiden Frauenzimmer, welche schon geheime Feindinnen waren, die besten Freundinnen von der Welt. Jezt ärgerte sich der junge Seemann eben so sehr über die Ungezwungenheit des Fräulein von Verneuil, als kurz zuvor über ihre Zurückhaltung. Er war so erbittert, daß er mit innerem Groll bedauerte, sie zum Frühstück eingeladen zu haben.

„Madame," fragte Fräulein von Verneuil, „ist Ihr Sohn immer so düster, wie heute?"

„Fräulein," erwiederte er, „ich fragte mich in meinem Herzen, wozu ein Glück diene, das

entflieht. Das Geheimniß meiner Traurigkeit liegt in der Lebhaftigkeit meines Vergnügens."

„Siehe da ein Madrigal," versezte sie lachend, „das mehr nach dem Hof, als nach der polytechnischen Schule riecht."

„Mein Sohn hat nur einen sehr natürlichen Gedanken in Worte gekleidet," sagte Madame Gua, welche ihre Gründe hatte, die Unbekannte zu besänftigen.

„So lachen Sie doch," fuhr Fräulein von Verneuil fort. „Wie werden Sie erst aussehen, wenn Sie weinen, wenn schon das, was Sie ein Vergnügen nennen, Sie so traurig macht?"

Dieses Lächeln, das von einem herausfordernden Blicke begleitet war, gab dem Seemann wieder einen Hoffnungs-Schimmer. Allein von ihrer Natur geleitet, welche die Weiber stets hinreißt, entweder zu viel oder zu wenig zu thun, zog ihn Fräulein von Verneuil bald durch einen Blick an, in welchem reiche Verheissungen der Liebe glänzten, bald schreckte sie ihn wieder durch ernste und kalte Zurückhaltung ab. Dieß ist ein gemeiner Kunstgriff, hinter welchem die Weiber ihre wahren Gefühle verstecken.

„Fräulein, Sie haben gewiß im Gefängniß viel gelitten?" fragte Madame Gua.

„Ach! Madame! es scheint mir, daß ich nie aufgehört habe im Kerker zu seyn."

„Hat Ihre Bedeckung die Bestimmung, Sie zu schüzen oder zu bewachen? Sind Sie von Werth für die Republik oder sind Sie ihr verdächtig?"

„Madame, ich weiß nicht genau, in welchen Beziehungen ich in diesem Augenblicke zur Republik stehe."

„Sie zittert vielleicht vor Ihnen," sagte der junge Mann mit einiger Ironie.

„Man muß die Geheimnisse dieser Dame respectiren," fiel Madame Gua ein.

„O! Madame, die Geheimnisse eines jungen Mädchens, das vom Leben nur das Unglück kennen gelernt hat, sind von keiner Erheblichkeit."

„Aber," erwiederte Madame Gua, welche die Unbekannte auszuforschen suchte, „der erste Consul scheint gute Absichten zu haben. Er will ja, wie es heißt, die Geseze gegen die Emigranten aufheben?"

„Das ist wahr, Madame," versezte das Fräulein lebhaft, „aber wenn das ist, warum bringen wir dann die Vendée und die Bretagne in Aufstand, warum sezen wir Frankreich in Feuer und Flammen?"

Bei diesem edelmüthigen Ausruf, durch welchen sie sich selbst einen Vorwurf zu machen schien, pochte das Herz des jungen Seemanns. Er warf einen forschenden Blick auf Fräulein von Ver-



neuil, aber er konnte auf ihrem Gesicht weder Haß noch Liebe finden. Eine unwiderstehliche Neugierde fesselte ihn jezt plözlich an dieses seltsame Wesen, zu welchem er sich bereits durch heftige Leidenschaft hingezogen fühlte.

„Gehen Sie nach Mayenne?“ fragte das Fräulein.

„Ja, Fräulein!“ erwiederte der junge Mann.

„In diesem Falle, Madame,“ fuhr das Fräulein fort, „ist meine Bedeckung nicht zu verachten, da Ihr Herr Sohn der Republik dient, und mithin die Chouans zu fürchten hat. Ich biete Ihnen meinen Wagen bis Mayenne an.“

Mutter und Sohn warfen sich ausdrucksvolle Blicke zu.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der junge Mann, „ob es klug ist, Ihnen zu gestehen, daß wichtige Gegenstände diese Nacht unsere Anwesenheit in Fougères fordern, und daß wir noch keine Transportmittel dahin finden konnten; aber die Frauenzimmer sind von Natur so edelmüthig, daß ich mich schämen würde, mich Ihnen nicht anzuvertrauen. Gleichwohl, bevor wir uns in Ihre Hände geben, müssen wir wissen, ob wir auch mit heiler Haut daraus wieder entlassen werden können. Verzeihen Sie daher, wenn ich Sie frage, ob Sie die Gebieterin oder die Sklavin dieser

republikanischen Bedeckung sind? Ihre Lage scheint mir etwas unnatürlich...."

„Wir leben in einer Zeit, wo Nichts natürlich ist. Sie können ohne Bedenken meine Einladung annehmen. Sie dürfen sich darauf verlassen, daß Sie von einer Person, welche dem politischen Hasse fremd ist, durchaus keinen Verrath zu besorgen haben."

In diesem Augenblicke ließ sich ein durchdringender Eulenruf hören, der vom Giebel des Daches zu kommen schien.

„Was ist das?" rief das Fräulein aus. „Unsere Reise scheint nicht unter glücklichen Auspicien zu beginnen. Schreien denn hier zu Lande die Eulen am hellen Tage?"

„Das geschieht bisweilen," erwiederte trocken der junge Mann. Er warf einen Blick auf seine Mutter, und seine Mutter auf ihn.

„Fräulein," fuhr er fort, „wir würden Ihnen vielleicht Unglück bringen. Haben Sie nicht diesen Gedanken? Wir wollen also nicht zusammen reisen."

Diese Worte wurden mit einer Ruhe und Zurückhaltung ausgesprochen, die das Fräulein überraschten.

„Mein Herr," versezte sie mit aristokratischer Unverschämtheit, „ich bin weit entfernt, Sie überreden zu wollen. Lassen Sie uns das bischen

Freiheit behalten, das uns die Republik übrig gelassen hat! Wäre Madame allein, so würde ich auf meiner Einladung beharren."

Die gewichtigen Schritte einer Militairperson ertönten vom Corridor, und bald zeigte der Oberst Hulot sein mürrisches Gesicht unter der Thüre.

„Willkommen, Oberst!" rief ihm Fräulein von Verneuil lächelnd zu und deutete auf einen neben ihr stehenden Sessel. „Warum so ernst? giebt es etwa Chouans hier?"

Bei'm Anblick des jungen Mannes war der Oberst wie erstarrt stehen geblieben, und wendete jezt kein Auge von ihm.

„Mama, ist noch etwas Hasen gefällig? Mademoiselle Francine, Sie essen ja nicht," sagte der Seemann, den Gästen seine Aufmerksamkeit widmend.

Es lag jedoch in des Oberst's Ueberraschung und in der Aufmerksamkeit des Fräulein von Verneuil etwas so furchtbar Ernstes, daß es sich nicht ignoriren ließ.

„Was hast Du denn, Oberst, kennst Du mich etwa?" fragte barsch der junge Mann.

„Vielleicht!" erwiederte der Republikaner.

„In der That, ich glaube Dich in der Schule gesehen zu haben."

„Ich war nie in der Schule," versezte der

Oberst mürrisch. „Und aus welcher Schule kommst denn Du?"

„Aus der polytechnischen Schule."

„Ah! Aus diesem gelehrten Hühnerstall, wo man Offiziere ausbrütet," entgegnete der Oberst, der eine unüberwindliche Abneigung gegen die polytechnische Schule und ihre Zöglinge hatte. „Und in welchem Corps dienst Du jezt?"

„In der Marine."

„Ah!" sagte der Oberst boshaft lächelnd. „Dienen viele polytechnische Schüler in der Marine? So viel ich weiß, theilt man sie blos der Artillerie und dem Ingenieur-Corps zu."

„Bei mir hat man meines Namens halber eine Ausnahme gemacht," antwortete der junge Mann ohne Verlegenheit. „Unsere Familie hat stets in der Marine gedient."

„Und welches ist denn Dein Name, Bürger?"

„Gua Saint-Cyr."

„Du bist also nicht bei Mortagne ermordet worden?"

„Es hat wenig gefehlt," fiel Madame Gua lebhaft ein, „zwei Kugeln haben meinen Sohn ..."

„Hast Du Pässe?" fragte der Oberst, ohne auf die Mutter zu achten.

„Willst Du meine Pässe lesen?" fragte frech der junge Mann, dessen Augen bald auf dem ern=

sten Gesicht des Obersten ruhten, bald sich dem Fräulein von Verneuil zuwendeten.

„Ob ich sie lesen will! Meinst Du, ein Gelbschnabel, wie Du bist, könne mich über den Gänsedreck führen? Deine Papiere her, wo nicht, so wirst Du wohl aufgehoben werden!"

„Ich bin kein solcher Zeisig, wie Du glaubst," entgegnete der junge Mann. „Bist Du befugt, meine Pässe zu verlangen? Wer bist Du?"

„Ich bin der Befehlshaber des Departements," versezte der Oberst.

„Oho!" rief der Seemann scherzend aus, „da kann es zu bösen Häusern gehen, ich bin mit den Waffen in der Hand ergriffen." Mit diesen Worten reichte er dem Oberst ein Glas Bordeaux hin.

„Ich habe keinen Durst," versezte dieser. „Deine Papiere will ich sehen."

In diesem Augenblicke hörte man Waffengeräusch und die Tritte einer Abtheilung Soldaten auf der Straße. Der Oberst trat an das Fenster und nahm eine so befriedigte Miene an, daß Fräulein von Verneuil zu zittern begann. Dieses Zeichen von Theilnahme belebte den jungen Mann, dessen Gesicht kalt und stolz geworden war. Er griff in die Tasche, zog Papiere aus einem eleganten Portefeuille und bot sie dem Obersten dar. Dieser las sie mit Aufmerksamkeit und verglich

das Signalement des Passes mit dem Gesicht und der Gestalt des Unbekannten.

Jezt ließ sich abermals der Eulenruf hören, aber dießmal konnte man deutlich erkennen, daß er von einer menschlichen Stimme kam. Der Oberst gab dem jungen Manne seine Papiere mit einem satyrischen Lächeln zurück.

„Alles das ist gut und schön," sagte er, „aber Du mußt mir auf's Gemeindehaus folgen. Ich liebe solche Musik nicht, wie ich sie eben gehört habe."

„Warum auf's Gemeindehaus?" fragte Fräulein von Verneuil mit angegriffener Stimme.

„Mein Däm'chen" versezte der Oberst mit einer geringschäzenden Geberde, „das geht Sie nichts an."

Gereizt durch den Ton und die Geberde des alten Soldaten, und noch mehr durch die Demüthigung, welche sie vor den Augen des jungen Seemanns erfuhr, stund Fräulein von Verneuil rasch auf und rief mit brennenden Wangen und blizenden Augen aus: „Sagen Sie mir, Oberst, ob dieser junge Mann den Anforderungen des Gesezes nach allen Theilen Genüge geleistet hat?"

„Ja, anscheinend und der Form nach," antwortete ironisch der Oberst.

„Je nun, so erwarte ich, daß Sie ihn auch anscheinend und der Form nach, in Ruhe lassen.

Fürchten Sie etwa, daß er Ihnen entwische? Sie können ihn mit mir bis Mayenne transportiren. Er kann mit seiner Frau Mutter in meinem Wagen fahren. Damit . . . .“

Der Oberst machte abermals eine Geberde der Geringschätzung.

„Wie!“ rief das Fräulein zornig aus, „finden Sie ihn immer noch verdächtig?“

„Ein wenig, wenn Sie erlauben.“

„Was wollen Sie denn mit ihm?“

„Weiter nichts, als ihm ein klein wenig den Kopf mit Blei waschen.“

„Scherzen Sie, Oberst?“ rief Fräulein von Verneuil aus.

„Vorwärts, Kamerad! mache Dich fertig!“ sagte der Oberst, ohne sich um das Fräulein zu kümmern.

Jetzt wurde sie plözlich ruhig und rief dem jungen Manne lächelnd zu: „Keinen Schritt!“

Mit diesen Worten zog sie ein offenes Papier aus dem Busen, reichte es dem Oberst dar und sagte mit sarkastischem Lächeln: „Lese!“

Der Oberst las und stand wie versteinert.

Es war eine von allen Ministern unterzeichnete offene Ordre an sämmtliche Behörden, den Befehlen des Fräuleins v. Verneuil Gehorsam zu leisten.

Einen Augenblick stund der Oberst staunend,

dann zog er seinen Degen aus der Scheide, zerbrach die Klinge über dem Knie, warf die Stücke von sich und sagte mit ruhiger Würde: „Jezt kannst Du thun, was Du willst; ich will nicht dienen, wo Unterröcke befehlen. Diesen Abend noch reiche ich bei'm ersten Consul meine Entlassung ein. Suche andere Leute, die Dir gehorchen."

Es trat eine augenblickliche Stille ein.

Fräulein v. Verneuil unterbrach sie. Sie trat auf den Oberst zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Oberst, obgleich Dein Bart etwas lang ist, so kannst Du mir doch einen Kuß geben, Du bist ein Mann."

„Das will ich meinen," erwiederte der Oberst, indem er etwas linkisch einen Kuß auf die Hand des Fräulein v. Verneuil anbrachte.

„Was Dich betrifft, guter Freund," fügte er, dem jungen Manne mit dem Finger drohend hinzu, „so bist Du gut weggekommen."

„Oberst," versezte der Unbekannte lachend, „es ist Zeit, dem Spaß ein Ende zu machen, und wenn Du es verlangst, so will ich Dir auf's Gemeindehaus folgen."

„Willst Du mit Deinem unsichtbaren Pfeifer, mit Deinem Bodenfest dahinkommen?"

„Mit wem? Bodenfest?" fragte der Seemann mit allen Zeichen aufrichtigen Staunens.

„Hat man nicht eben erst gepfiffen?“

„Was geht dieses Pfeifen mich an? Ich glaubte, daß Deine Soldaten Dir dadurch ein Zeichen ihrer Ankunft gäben.“

„Glaubtest Du das wirklich?“

„Und warum denn nicht? Aber trinke doch Dein Glas Bordeaux, er ist trefflich.“

Ueberrascht durch das ungekünstelte Erstaunen des Seemannes, durch seine Jugend, die Leichtigkeit seiner Manieren und sein fast kindisches Wesen, wußte der Oberst beinahe nicht mehr, ob er seinem Verdacht ferner Raum geben solle. Jezt warf er einen Blick auf Madame Gua und fragte barsch: „Wie alt bist Du, Bürgerin?“

„Mein Gott!“ erwiederte die Dame. „Wie sind doch die Geseze eurer Republik so hart! Ich bin acht und dreißig Jahre alt.“

„Da will ich mich gleich erschießen lassen, wenn das wahr ist. Bodenfest ist hier, er hat gepfiffen, Ihr seyd verkleidete Chouans. Donner und Bliz, ich lasse das Wirthshaus umringen und durchsuchen.“

In diesem Augenblicke ließ sich abermals ein schlecht nachgeahmter Eulenruf hören. Der Oberst stürzte auf den Gang, um in den Hof zu blicken. Er sah den, der den Eulenruf nachahmte. Es war der Postillon, der eben seine Pferde an die Kalesche des Fräulein v. Verneuil anspannte.

Jetzt ließ der Oberst seinen Verdacht fahren, denn es schien ihm selbst abgeschmackt, zu glauben, daß sich die Chouans mitten in das von Republikanern besezte Alençon wagen sollten.

Er kehrte ganz betreten in das Zimmer zurück, ergriff das noch volle Glas und sagte: „Verzeihung, Kamerad, aber Eure Schule schickt so junge Offiziere zur Armee . . . .“

„Die Chouans haben also noch jüngere?“ fragte lachend der angebliche Seemann.

„Für wen hielten denn Sie meinen Sohn?“ fiel Madame Gua ein.

„Für den Burschen, den Marquis v. Montauran, den das Kabinet von London abgeschickt hat, um die Chouans und Vendéer anzuführen.“

Bei diesen Worten faßte der Oberst die beiden verdächtigen Personen fest in's Auge.

Mutter und Sohn sahen sich gegenseitig mit einem Ausdruck ungekünstelter Verwunderung an, und schienen sich zu fragen:

Verstehst Du etwas davon?

Nein! Und Du?

Ganz und gar nichts!

Was schwäzt er denn da?

Es muß ihm träumen!

Hierauf folgte ein unbändiges und lautschallendes Gelächter.

Fräulein v. Verneuil erblaßte plötzlich, als sie den Namen des royalistischen Anführers aussprechen hörte, und warf verstohlene Blicke auf den Seemann.

Der Oberst fühlte sich gänzlich geschlagen, raffte die beiden Stücke seines zerbrochenen Degens auf, blickte Fräulein v. Verneuil, deren aufwallendes Wesen einen Anklang in seinem martialischen Herzen gefunden hatte, fest an und sagte: „Was uns betrifft, so bleibt es bei'm Alten. Morgen schicke ich Bonaparte meinen zerbrochenen Degen zu, es wäre denn . . .“

„Was geht mich euer Bonaparte, eure Republik, die Chouans, der König und der Bursche an!“ rief Fräulein v. Verneuil mit plötzlicher Aufwallung aus.

Die Leidenschaft hatte ihre Gesichtszüge in Feuer gemalt. Schnell aber faßte sie sich wieder, folgte dem Oberst, der das Zimmer verlassen hatte, in den Corridor und fragte ihn dort in ernstem Tone: „Sie hatten also gegründete Ursache zu dem Verdacht, daß dieser junge Mann der Bursche sey?“

„Donnerwetter auch! Der Stutzer, der Sie begleitet, hat mir ja die Nachricht hinterbracht, daß der Wagen, worin der junge Gua und seine Mutter reis'ten, vorgestern bei Mortagne von

den Chouans angehalten und Beide ermordet worden seyen."

„Oh! wenn dieser C o r e n t i n im Spiele ist, so wundere ich mich über nichts mehr!" rief sie mit einer Geberde des Eckels aus.

Der Oberst ging; er wagte das Fräulein nicht mehr anzublicken, denn ihre gefährliche Schönheit hatte bereits eine Bresche in sein Herz gemacht.

„Wäre ich noch zwei Minuten länger geblieben," sagte er für sich, als er die Treppe hinabstieg, „so hätte ich am Ende die Thorheit begangen, meinen Degen wieder anzunehmen."

Als Madame G u a den jungen Seemann seine Blicke fest auf die Thüre heften sah, durch welche sich Fräulein v. V e r n e u i l entfernt hatte, neigte sie sich zu seinem Ohr und sagte: „Immer der Alte! Ein Weib, und allein ein Weib, wird Sie in's Verderben stürzen. Eine solche Puppe läßt Sie alles Andere vergessen. Warum haben Sie diese Personen zu unserem Essen gebeten? Was will dieses Fräulein von V e r n e u i l heißen, das die Einladung unbekannter Leute annimmt, das eine Bedeckung von B l a u e n hat, und das ihnen durch ein Schreiben gebietet, welches sie in ihrem Busen in Reserve behält? Vielleicht ist sie eines jener verächtlichen Geschöpfe, durch welche F o u c h é sich Ihrer Person bemächtigen will!"

„Madame,“ erwiederte der junge Mann in einem bitteren Tone, der das Herz der Dame erzittern und ihre Wangen erbleichen machte, „die Großmuth dieser verächtlichen Person straft Ihre Vermuthungen Lügen. Vergessen Sie nicht, daß nur der Dienst des Königs das Band ist, das uns vereinigt. Nachdem Sie Charette zu Ihren Füßen gesehen haben, sollten Sie jezt kein Herz mehr für einen Andern haben und nur der Rache leben.“

Die Dame blieb nachdenklich stehen, wie ein Schiffbrüchiger, der vom Ufer den Untergang seiner Habe betrachtet und ihr einen Blick stummen Jammers nachsendet. Fräulein v. Verneuil kehrte in das Zimmer zurück. Der junge Mann wechselte mit ihr einen Blick, in welchem lächelnde Hoffnungen lagen. Es war nur ein einziger Blick, aber er entgieng dem geübten Auge der Madame Gua nicht. Leichte Wolken stiegen auf ihrer Stirne auf, und ihr Gesicht konnte ihre eifersüchtigen Gefühle nicht ganz verstecken. Francine beobachtete sie; sie sah ihre Augen blizen und ihre Wangen brennen; sie glaubte einen Geist der Hölle aus diesem Gesichte leuchten zu sehen; aber der Bliz ist nicht schneller, der Tod nicht geschwinder, als der Ausdruck dieser vorübergehenden Gefühle. Die Dame nahm ihr unbefangenes Wesen mit solcher Leichtigkeit

wieder an, daß Francine geträumt zu haben glaubte. Da sie inzwischen bei dieser Frau eine Heftigkeit der Leidenschaft fand, welche derjenigen des Fräulein v. Verneuil wenigstens gleichkam, zitterte sie bei dem Gedanken an das furchtbare Zusammentreffen von zwei so ungestümen Geistern, und schauderte, als sie Fräulein v. Verneuil lächelnd auf den jungen Mann zutreten, ihm einen leidenschaftlichen Blick zuwerfen, seine beiden Hände fassen und ihn mit einer naiven Coquetterie bei Seite ziehen sah.

„Jezt," sagte sie, indem sie in seinen Augen zu lesen suchte, „jezt gestehen Sie mir nur, daß Sie nicht der Herr Gua Saint-Cyr sind."

„Doch, Fräulein, ich bin es."

„Er ist ja todt."

„Das thut mir sehr leid," erwiederte er mit scherzhaftem Lachen. „Wie dem aber auch sey, ich bin Ihnen deßhalb nicht minder zu Dank verpflichtet, und wünschte eine Gelegenheit zu finden, Ihnen denselben bezeugen zu können."

„Ich glaubte einen Emigranten zu retten, es wäre mir aber lieber, wenn Sie ein Republikaner wären."

Nachdem diese Worte, wie aus Unbesonnenheit, ihren Lippen entwischt waren, gerieth sie in Verlegenheit; sie erröthete, ließ seine Hände fahren, winkte ihm und der Dame einen Ab-

schiedsgruß zu und verließ das Zimmer mit Francine.

Als sie in ihr Wohnzimmer zurückgekommen waren, kreuzte Francine die Arme, warf ihrer Gebieterin einen Blick des Vorwurfs zu und sagte: „O, Marie! Wie weit ist das so schnell gediehen!"

Das Fräulein flog an ihren Hals und rief entzückt: „Das ist das wahre Leben! Ich bin im Himmel!"

„Vielleicht in der Hölle," erwiederte Francine.

„Fort mit Deiner Hölle!" entgegnete das Fräulein in munterer Laune. „Deine Hand her! Fühle, wie mein Herz schlägt! Ich habe das Fieber. Was ist mir jezt die ganze Welt! Wie oft habe ich diesen Mann in meinen Träumen gesehen, seinen männlich schönen Kopf, seine blizenden Augen!"

„Liebt er Sie auch?" fragte traurig, in ihrer kunstlosen Einfachheit, das Mädchen.

„Wie magst Du fragen? Wie wäre es möglich, daß er mich nicht liebte?"

„Wird er Sie aber immer lieben?"

Das Fräulein blieb eine Zeit lang in Nachdenken versunken; dann sagte sie mit der Geberde eines verzweifelten Spielers: „Das ist meine Sache! Ich werde nie ein verlassenes Weib be-

dauern, sie hat es sich selbst zuzuschreiben. Den Mann, dessen Herz ich einmal gewonnen, will ich lebend oder todt behalten!"

„Aber," fügte sie nach einer Pause hinzu, „woher hast Du so viele Kenntniß in Sachen der Liebe?"

„Fräulein," versezte das Mädchen ausweichend, „ich höre Tritte im Corridor."

„Ah!" sagte das Fräulein horchend, „es ist nicht sein Tritt."

Man klopfte, und der Hauptmann Merle trat ein.

Zehntes Kapitel.

Nachdem der Hauptmann das Fräulein militärisch gegrüßt hatte, machte er den Versuch, ihr einen bedeutsamen Blick zuzuwerfen, und besann sich auf eine passende Anrede; er brachte aber nichts heraus, als: „Bürgerin, ich stehe zu Ihren Befehlen!"

„Sie sind also durch die Abdankung Ihres Chefs mein Beschüzer geworden. Ihr Oberst fürchtet sich also sehr vor mir?"

„Um Verzeihung, unser Oberst heißt Hulot und fürchtet Niemand. Allein, was die Frauenzimmer betrifft, sehen Sie, das ist nicht seine

Sache, und da hat er sich denn geärgert, daß . . .
Ja, sehen Sie, so ist es nun gegangen . . ."

„Es war gleichwohl seine Pflicht, seinen Oberen zu gehorchen. Ich liebe die Subordination, das sage ich Ihnen, und ich verlange Gehorsam. Ich kann nicht leiden, daß man mir zuwider handelt."

„Das wäre auch sehr schwer," erwiederte der Hauptmann mit einem sprechenden Blicke.

„Wir wollen Kriegsrath halten. Sie haben hier frische Truppen, die können mich nach Mayenne begleiten, wo wir diesen Abend eintreffen werden. Können wir dort eine neue Bedeckung haben, um ohne Aufenthalt weiter zu reisen? Die Chouans wissen nichts um unsere kleine Expedition. Wenn wir so zur Nachtzeit reisen, müßte es sehr unglücklich gehen, wenn sie zahlreich genug auf uns stießen, um uns angreifen zu können. Sprechen Sie, halten Sie die Sache für möglich?"

„Ja, Bürgerin!"

„Wie ist der Weg von Mayenne nach Fougères?"

„Schlecht, immer auf und ab."

„Also vorwärts! Und weil wir in der Nähe von Alençon nichts zu befürchten haben, so marschiren Sie immerhin voraus, wir werden Sie schon einholen."

Der Hauptmann verabschiedete sich und murmelte im Weggehen vor sich hin: „Die commandirt, als ob sie schon zehn Jahre diente! Der Oberst irrt sich, dieses Frauenzimmer gehört nicht zu denen, welche sich im Bett ein Vermögen sammeln. Bomben und Granaten! Wenn der Hauptmann Merle Chef einer Halbbrigade werden will, so thut er wohl daran, Sanct Michel nicht für den Teufel zu halten."

Während Fräulein v. Verneuil mit dem Hauptmann Kriegsrath hielt, hatte Francine das Zimmer verlassen, um aus einem Fenster des Corridors nach einem Punkt des Hofes zu sehen, wohin seit ihrer Ankunft im Gasthofe eine unwiderstehliche Neugierde sie hinzog. Als sie durch das Fenster blickte, sah sie Madame Gua mit der Vorsicht einer Kaze dem Orte zuschleichen, wo Bodenfest ausgestreckt lag. Als sie zu ihm trat, stund der Chouan auf und blieb in ehrerbietiger Stellung vor ihr stehen. Dieses seltsame Abentheuer stachelte die Neugierde des Mädchens. Flüchtig wie ein Vogel, eilte sie in den Hof, schlich längs der Mauer hin und versteckte sich unbemerkt hinter der Stallthüre.

„Und wenn," hörte sie jezt die Unbekannte zu dem Chouan sagen, „nach allen diesen Erkundigungen dieß nicht ihr Name wäre, so schieße

sie ohne Mitleid nieder, wie eine wüthende Hündin."

„Verstanden!" erwiederte Bodenfest.

Die Dame entfernte sich. Der Chouan sezte seine rothe wollene Kappe wieder auf, blieb stehen und krazte verlegen hinter dem Ohre. Plözlich erschien Francine, wie durch Zauberei, vor seinen Blicken.

„Heilige Jungfrau von Auray!" rief er aus.

Mit diesen Worten ließ er seine dicke Peitsche fallen, faltete die Hände und war wie verzückt. Eine leichte Röthe überflog sein plumpes Gesicht, und seine Augen leuchteten wie feurige Kohlen. Er starrte bald das Mädchen, bald die schwere goldene Kette an, die ihr um den Hals hieng und bis auf die Hüften herabreichte.

„Bei der heiligen Jungfrau von Auray!" sagte er; „ich habe nicht das Herz, sie anzurühren."

„Und daran thust Du wohl, Peter," erwiederte Francine, welcher jener Instinct nicht fehlte, der die Weiber zu Despoten macht, wenn man sie nicht unter dem Joche hält.

Mit diesen Worten trat sie hochmüthig zurück und weidete sich an dem Erstaunen des Chouan. Sie milderte jedoch die Härte ihrer Worte durch einen wohlwollenden Blick, rückte ihm wieder näher und sagte vertraulich: „Nicht

wahr, Peter, diese Dame sprach mit Dir von dem jungen Frauenzimmer, das ich begleite."

Bodenfest blieb stumm, blickte bald auf Francine, bald auf die Peitsche, die am Boden lag, bald auf die schwere goldene Kette, welche einen eben so verführerischen Reiz für ihn zu haben schien, als das blühende Gesicht seiner jungen Landsmännin. Hierauf, als wollte er durch irgend eine Handlung seiner Aufregung ein Ziel sezen, raffte er seine Peitsche vom Boden auf und schwieg.

„Oh!" fuhr Francine, welche die bescheidene Treue des Chouan kannte und seine Bedenklichkeiten besiegen wollte, mit dem Tone der Gewißheit fort: „es ist leicht zu merken, daß diese Dame Dir befohlen hat, meine Gebieterin zu tödten."

Jezt ließ Bodenfest den Kopf auf eine bezeichnende Weise sinken.

„So höre mich, Peter! Wenn meiner Gebieterin das geringste Unglück widerfährt, wenn nur ein Haar von ihrem Haupte fällt, so haben wir uns hier zum leztenmal gesehen, und für alle Ewigkeit, denn ich komme in's Paradies, und Du in die Hölle."

Ein Besessener, den weiland die Kirche mit großem Pomp exorcisirte, konnte nicht mehr ergriffen seyn, als Bodenfest durch diese

mit einer gewissen Sicherheit ausgesprochene Weissagung war. Seine Blicke, anfangs von einer wilden Zärtlichkeit erfüllt, dann durch die Pflichten eines eben so anspruchsvollen Fanatismus, als die Forderungen der Liebe sind, gemildert, wurden plözlich rabenschwarz, als er das gebietende Wesen sah, das seine weiland so schüchterne Geliebte annahm.

Francine dollmetschte das Schweigen des Chouan in ihrer Weise.

„Du willst also nichts für mich thun?" sagte sie zu ihm im Tone des Vorwurfs.

Bei diesen Worten warf er einen Blick auf sie, so düster und schwarz, wie der Flügel eines Raben.

„Bist Du frei?" fragte er mit einem Grunzen, das blos Francine verstehen konnte.

„Wäre ich sonst hier?" erwiederte sie mit Unwillen. „Aber Du, was thust Du? Du treibst immer noch Chouannerie; Du läufst auf den Landstraßen, wie ein wüthender Hund, der beißen will. O, Peter, wenn Du klug wärest, würdest Du mit mir kommen. Meine gute Gebieterin hat für uns gesorgt. Ich habe jezt zweihundert Livres Renten; sie hat mir für fünfhundert Thaler das große Haus meines Oheims Thomas gekauft; und ich habe zweitausend Livres in Baarem."

Vergebens, ihr Lächeln, ihre Schmeichelworte, ihre Schätze blieben ohne Wirkung auf den Chouan.

„Die Pfarrer," erwiederte er mit mürrischem Ernst, „haben uns auf die Jagd geschickt. Für jeden Blauen, den wir tödten, bekommen wir einen Ablaß."

„Aber vielleicht werden die Blauen Dich tödten."

Der Chouan ließ stillschweigend seine Arme sinken, gleichsam das geringe Opfer bedauernd, das er durch seinen Tod Gott und dem König darbringe.

„Und was soll dann aus mir werden?" fragte Francine schmerzlich.

Bodenfest betrachtete sie mit einem stumpfsinnigen Wesen. Seine Augen schwollen an, zwei dicke Thränentropfen rannen über seine gebräunten Wangen auf die Ziegenhaut herab, und ein dumpfer Seufzer entstieg seiner breiten Brust.

„Heilige Jungfrau von Auray! Und das ist Alles, was Du mir nach einer zehnjährigen Trennung zu sagen hast! Peter, Du bist nimmer der Alte."

„Ich liebe Dich noch immer!" erwiederte der Chouan mit rauher Stimme.

„Nein," sagte sie, ihren Kopf zu seinem Ohre neigend, „Du liebst den König mehr, als mich."

„Wenn Du mich so ansiehst," versezte er, „so gehe ich."

„So lebe wohl!" sagte sie traurig.

„Lebe wohl!" wiederholte Bodenfest.

Er ergriff ihre Hand, drückte sie, küßte sie, machte das Zeichen des Kreuzes, und entwich in den Stall, wie ein Hund, der einen Knochen gestohlen hat.

„Pillemiche," sagte er zu seinem Kameraden, „es ist mir dunkel vor meinen Augen. Wo hast Du Deine Tabaksdose?"

„O die schwere goldene Kette!" erwiederte Pillemiche, indem er die Hand in die Tasche steckte.

Hierauf reichte er Bodenfest die kleine Tabaksdose von Ochsenhorn dar, worein die Bretagner ihren feinen Tabak thun, welchen sie in den langen Winterabenden selbst zu reiben pflegen. Bodenfest nahm sieben bis acht Prisen hintereinander, als ob dieses Pulver die Kraft besessen hätte, die Natur seiner Gedanken zu ändern. Plötzlich geberdete er sich wie ein Verzweifelter, warf Pillemiche die Dose zu, und hob eine im Stroh versteckte Büchse auf.

„Sieben bis acht Prisen so schnell nach einander, das taugt nicht!" sagte Pillemiche.

„Auf!" schrie Bodenfest mit rauher Stimme. „Auf! Wir haben zu thun!"

Etliche dreißig Chouans, die unter den Krippen und im Stroh versteckt schliefen, hoben das Haupt; sahen Bodenfest mit der Büchse in der Hand stehen, und verschwanden alsbald durch eine Thüre, die auf das Feld führte.

Als Francine aus dem Stalle zurückkam, fand sie den Wagen schon zur Abfahrt fertig. Fräulein von Verneuil und ihre beiden Reisegefährten waren bereits eingestiegen. Das Mädchen schauderte, als sie ihre Gebieterin im Hintergrunde des Wagens neben dem Weib erblickte, das eben befohlen hatte, sie zu ermorden. Der junge Mann setzte sich dem Fräulein gegenüber und sobald Francine Platz gewonnen hatte, fuhr die Kalesche in starkem Trabb fort.

Francine wurde seltsam überrascht von dem Stillschweigen, das zuerst unter den Reisenden herrschte. Fräulein von Verneuil hatte ihr kaltes Wesen wieder angenommen, saß mit niedergeschlagenen Augen, sanft vorhängendem Haupte, und die Hände unter dem Mantel versteckt, in den sie sich gewickelt hatte. Wenn sie bisweilen die Augen erhob, so geschah es nur, um aus dem Wagen einen Blick auf die Landschaft zu werfen. Ueberzeugt, daß sie bewundert werde, verschmähte sie die Bewunderung. Es lag aber in ihrer anscheinenden Unbefangenheit mehr Coquetterie, als Aufrichtigkeit. Die rüh-

rende Reinheit, welche den verschiedenen Gefühlen, durch welche sich schwache Seelen äußern, so viele Harmonie geben, schien einem Wesen, das seine lebhaften Empfindungen in die Stürme der Liebe hinrissen, ihren Reiz nicht verleihen zu können.

Es ist schwierig für eine schöne Frau, sich im Wagen den Blicken ihrer Reisegefährten zu entziehen, deren Augen sich auf sie heften, als ob sie eine Zerstreuung weiter gegen die Eintönigkeit der Reise suchten. Der junge Seemann fühlte sich daher glücklich, daß er die Gier seiner aufkeimenden Leidenschaft befriedigen konnte, ohne daß die Unbekannte seine Blicke vermied oder durch seine beharrliche Anschauung beleidigt wurde; er verschlang ihr schönes Gesicht und ihr ganzes Wesen mit den Augen. Tiefe Stille herrschte zwischen den Reisenden.

Mehrere Blicke, wo ihre Augen denen des Unbekannten begegneten, ließen Fräulein von Verneuil einsehen, daß ihr dieses Stillschweigen gefährlich sey. Sie richtete deßhalb an Madame Gua einige jener unbedeutenden Fragen, welche der Unterhaltung vorangehen; sie konnte sich aber nicht enthalten, ihren jungen Reisegefährten darein zu mischen.

„Madame," sagte sie, „wie konnten Sie sich nur entschließen, Ihren Herrn Sohn für die

Marine zu bestimmen? Sie verdammen sich ja dadurch zu unaufhörlicher Besorgniß."

„Fräulein, die Bestimmung der Frauen, der Mütter wollte ich sagen, ist, stets für das zu zittern, was ihnen am liebsten ist."

„Ihr Herr Sohn gleicht Ihnen sehr."

„Finden Sie das?"

Ueber diese unbefangene Legitimation des Alters, welche sich Madame Gua beigelegt hatte, lächelte der junge Mann, und dieses Lächeln war ein neuer Verdruß für seine angebliche Mutter. Der Haß dieser Frau stieg mit jedem leidenschaftlichen Blicke, den der junge Mann auf Fräulein v. Verneuil warf. Reden und schweigen, Alles weckte in ihr eine furchtbare Wuth, welche sie jedoch hinter den verbindlichsten Manieren zu verbergen wußte.

„Fräulein," begann jetzt der Unbekannte, „Sie sind im Irrthum. Die Seeleute sind keinen größern Gefahren ausgesetzt, als die Landtruppen. Die Frauenzimmer sollten den Seeleuten gewogener seyn, denn sie haben das vor den Landtruppen voraus, daß sie ihren Geliebten treu bleiben."

„Nur gezwungen!" antwortete das Fräulein lachend.

„Das bleibt gleichwohl Treue!" fiel Madame Gua in düsterem Tone ein.

Die Unterhaltung belebte sich und gieng von einem Gegenstande auf den andern über. Dieses dem Anschein nach flüchtige Gespräch, worin diese Unbekannten sich gegenseitig auszuhorchen suchten, versteckte die Wünsche, Leidenschaften und Hoffnungen, welche sie in Bewegung setzten. Die Feinheit und Verschlagenheit des Fräulein von Verneuil, die beständig auf ihrer Huth war, belehrte Madame Gua, daß allein Verläumdung und Verrath ihr den Sieg über eine durch Geist und Schönheit so furchtbare Nebenbuhlerin verschaffen könnten.

Die Reisenden holten ihre Bedeckung ein, und der Wagen fuhr jetzt langsamer. Der junge Seemann nahm wahr, daß die Straße lange und steil anstieg, und schlug Fräulein von Verneuil vor, diesen Weg zu Fuß zurückzulegen. Die Aufmerksamkeit und zärtliche Fürsorge, welche ihr der junge Mann widmete, bestimmten sie, das Erbieten anzunehmen, und ihre Einwilligung schmeichelte ihm.

„Sind Sie auch unserer Meinung?“ fragte sie Madame Gua. „Wollen Sie nicht auch diesen Spaziergang mitmachen?“

„Die Kokette!“ murmelte die Dame für sich, während sie aus dem Wagen stieg.

Fräulein von Verneuil und der Unbekannte giengen zusammen, aber Jedes besonders.

Der Seemann, von heftiger Leidenschaft hingerissen, suchte die affectirte Zurückhaltung zu besiegen, welche ihm das Fräulein entgegensetzte. Er glaubte diesen Zweck zu erreichen, wenn er jenen leichten Ton annähme, bald scherzhaft, bald ernst, immer ritterlich, wodurch sich die französische Aristokratie auszeichnet. Allein seine gewandte Gefährtin persiflirte dieses frivole und gehaltlose Wesen auf eine so boshafte Weise, und in ihrer Unterhaltung entwickelte sie unwillkührlich so kräftige und selbst überspannte Gedanken, daß er mit leichter Mühe das Geheimniß errieth, ihr zu gefallen.

Er änderte demnach den Ton der Unterhaltung, und in Kurzem rechtfertigte er die Erwartungen, welche seine ausdrucksvollen Gesichtszüge der Dame eingeflößt hatten. Das Gespräch nahm bald einen Charakter von Vertraulichkeit an, welcher dem Ton, den ihm das Fräulein anfangs geben wollte, ganz entgegengesetzt war. Obgleich Madame Gua ihnen gefolgt war, so hatten sie doch allmählig einen Vorsprung von etwa hundert Schritten gewonnen.

Sie begannen mit dem Lobe des schönen Tages, sprachen dann von ihrem seltsamen Zusammentreffen, von der baldigen Auflösung eines ihnen so angenehmen Bandes, und von der Leichtigkeit, womit man Verbindungen mit Per-

sonen anknüpft, die man nur einmal sieht, um sich dann für immer zu trennen. Diese Bemerkung benützte der junge Mann, der Dame einige leichte Geständnisse seiner Neigung zu machen.

„In Zeiten des Schreckens, worin wir leben," sagte er, „nehmen auch die Gefühle nicht den gewöhnlichen Gang. In solchen Zeiten bestimmt ein einziger Blick für Liebe oder Haß. Man vereinigt sich entweder für das Leben, oder man verläßt sich so schnell, als man sich gefunden hat. Jeder Einzelne handelt mit derselben Eile, wie das Volk in seiner politischen Gährung.

„Man fühlt vielleicht die Nothwendigkeit," erwiederte sie, „schnell zu leben und Genüsse zu häufen, weil man nur kurze Zeit zu leben hat."

Bei diesen Worten warf sie einen Blick auf ihren Reisegefährten, der ihm die kurze Zeit ihres Zusammenseyns anzudeuten schien.

„Was denken Sie von mir?" fragte er nach einer Pause. „Sagen Sie mir schonungslos Ihre Meinung."

„Sie wollen dadurch ohne Zweifel das Recht erwerben, auch von meiner Person zu sprechen," versezte sie lachend.

„Sie antworten nicht. Nehmen Sie sich in Acht, das Stillschweigen ist oft eine Antwort.

„Als ob ich nicht erriethe, was Sie mir gerne sagen möchten! Mein Gott, Sie haben schon zu viel gesagt!"

„Ah! wir verstehen uns also," erwiederte er lachend, „dann habe ich mehr erlangt, als ich zu hoffen wagte."

Das Fräulein lächelte, blickte seitwärts und stieß sich an einen Stein. „Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?" sagte der Unbekannte.

„Ich muß ihn wohl annehmen, Sie könnten sonst glauben, ich fürchte Sie."

„Ha!" entgegnete er, indem er ihren Arm an sich drückte, „ich bin ganz stolz auf diese Gunst."

„Desto besser, die Leichtigkeit, womit ich sie bewilligte, wird Sie enttäuschen."

„Wollen Sie mich bereits gegen die Gefahr von Gefühlen vertheidigen, welche Sie einflößen?"

„Hören Sie doch auf mit Ihren Alltags-Complimenten! Es ist mir nicht lieb, bei einem Mann von Charakter jenen Geist zu finden, den auch die Thoren haben können. Blicken Sie um sich. Wir sind in freier Luft, unter einem schönen Himmel. Rund um uns her ist Alles großartig. Sie wollen mir sagen, daß ich schön sey, nicht wahr? Das lese ich besser in Ihren Augen. Im Uebrigen weiß ich es selbst, und ich gehöre nicht zu den Weibern, welche sich durch fade

Komplimente geschmeichelt fühlen. Oder wollen Sie etwa mit mir gar von Liebe sprechen?“ fügte sie sarkastisch hinzu. „Halten Sie mich denn für so einfältig, an plötzliche Sympathien zu glauben, die stark genug wären, ein ganzes Leben hindurch das Andenken an ein Paar Morgenstunden zu beherrschen?“

„Es ist hier nicht von ein Paar Morgenstunden die Rede, sondern von einem schönen Weib, welches sich edelmüthig gegen mich benommen hat.“

„Sie vergessen die eigentliche Anziehungs-Kraft: Ein unbekanntes Weib, bei der Alles seltsam erscheint: Der Name, die Eigenschaft, die Lage, die Freiheit des Geistes und der Manieren.“

„Sie sind mir keine Unbekannte. Der Geist, der Sie belebt, ist mir nicht verborgen geblieben, und wenn ich noch etwas zu Ihren Vollkommenheiten beizufügen wüßte, so wäre es nur ein wenig mehr Glauben an die Liebe, welche Sie einflößen.“

„Ach! Sie sprechen bereits von Liebe? Je nun, das gehört zur Unterhaltung zwischen zwei Personen, wie der Regen und das schöne Wetter. Sie sollen in mir weder falsche Bescheidenheit, noch Kleinlichkeit finden. Ich kann dieses Wort hören, ohne zu erröthen; es ist schon so oft

ohne den Accent des Herzens gegen mich ausgesprochen worden, daß es Nichts mehr für mich bedeutet. Es wurde mir in den Büchern, in der Welt, überall wiederholt, aber ich habe nie irgend etwas gefunden, was diesem erhabenen Gefühl ähnlich gewesen wäre."

„Haben Sie Liebe gesucht?"

„Ja!"

Dieses Wort wurde mit solcher Unbefangenheit ausgesprochen, daß der junge Mann ein Zeichen des Erstaunens von sich gab und Fräulein von Verneuil anstarrte, als ob er auf einmal eine andere Meinung von ihrem Charakter und ihrer wirklichen Lage angenommen hätte.

„Wie!" rief er mit schlecht verhehlter innerer Bewegung aus, „sind Sie ein Mädchen oder ein Weib, ein Engel oder ein Teufel?"

„Ich bin das Eine und das Andere," versezte sie lachend. „Hat nicht ein junges Mädchen, das nie geliebt hat, nicht liebt und vielleicht niemals lieben wird, etwas von einem Engel und einem Teufel zugleich an sich?"

„Und finden Sie sich so glücklich?" fragte er, einen freieren Ton annehmend, als ob er bereits weniger Achtung vor ihr hätte.

„Glücklich? Nein!" erwiederte sie ernst. „Wenn ich daran denke, daß ich allein stehe in der Welt, von socialen Conventionen beherrscht,

die mich zur Arglist nöthigen, so beneide ich die Vorrechte der Männer. Wenn ich dann wiederum an alle die Mittel denke, welche die Natur uns verliehen hat, die Männer in unsern Nezen zu fangen, so gefällt mir die Rolle, die mir beschieden ist; plözlich aber erscheint sie mir wieder kleinlich, und ich fühle, daß ich einen Mann verachten würde, wenn er sich durch gemeine Verführungskünste fangen ließe. Kurz, bald gefällt mir das Joch, unter dem wir leben, bald erscheint es mir abscheulich; bald fühle ich in mir jenes Verlangen unbegränzter Ergebenheit, welches ein Weib so edelschön macht; bald verzehrt mich wieder die Gier zu herrschen. Vielleicht ist dieß der natürliche Kampf des guten und schlechten Princips, unter dessen Einfluß alle Geschöpfe hienieden leben. Es ist so, wie Sie sagten, Engel und Teufel zugleich! Nicht erst seit heute kenne ich meine doppelte Natur. Wir Weiber fühlen unsere Mangelhaftigkeit mehr, als die Männer. Wir haben einen Instinct, der uns in allen Dingen eine Vollkommenheit ahnen läßt, welche ohne Zweifel unerreichbar ist."

„Aber," fügte sie mit einem Seufzer und einem gen Himmel gerichteten Blicke hinzu, „was uns in den Augen der Männer erhebt, ist, daß wir alle, mehr oder minder, gegen ein unvollständiges Geschick ankämpfen."

„Und müssen wir uns denn diesen Abend verlassen?" sagte er in leidenschaftlichem Tone.

Sie bemerkte seine glühenden Blicke und erwiederte ausweichend: „Lassen Sie uns in den Wagen steigen! Die freie Luft taugt nicht."

Sie kehrte plözlich um, der Unbekannte folgte ihr und ergriff ihren Arm mit einer Bewegung, die nicht sehr respectvoll war, aber leidenschaftliche Bewunderung ausdrückte. Sie beflügelte ihren Schritt. Er errieth, daß sie einer näheren Erklärung entfliehen wolle. Dieß machte ihn um so hiziger, er sezte Alles auf's Spiel, um eine erste Gunst von diesem Weibe zu erlangen, und sagte, indem er ihr schalkhaft in die Augen blickte: „Soll ich Ihnen ein Geheimniß mittheilen?"

„Wenn es Sie betrifft, aber schnell."

„Ich bin nicht im Dienst der Republik. Wo gehen Sie hin?"

Als das Fräulein diese Worte vernahm, fieng sie heftig an zu zittern, entzog ihm ihren Arm und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Bald aber faßte sie sich, warf ihm einen Blick zu, der eine Mischung von Schrecken und Vorwurf war, und sagte mit weicher Stimme: „Sie haben also damit angefangen, womit Sie geendigt haben würden: Sie haben mich getäuscht?"

„Ja!"

Auf diese Antwort wendete sie dem Wagen,

auf welchen Beide zugegangen waren, den Rücken und schritt mit seltsamer Eile vorwärts.

„Aber," fuhr der Unbekannte fort, „die freie Luft taugt uns ja nicht."

„Oh! Das ist jezt anders!" versezte sie mit ernster Stimme, während sie, stürmischen Gedanken dahingegeben, eilends vorwärtsschritt.

„Sie antworten nicht?" fragte der Fremde.

„Oh!" sagte sie kurz athmend, „die Tragödie hat sehr schnell begonnen."

„Von welcher Tragödie reden Sie?"

Sie blieb stehen und betrachtete ihn mit dem doppelten Ausdruck der Furcht und Neugierde; dann hüllte sie ihre Gefühle in ein undurchdringliches Dunkel und fuhr in anscheinend ruhigem Tone fort: „Wer sind Sie? Doch wozu frage ich noch! Ich ahnte es ja bei'm ersten Anblick: Sie sind der royalistische Anführer mit dem Zunamen der Bursche?"

„Welches Interesse haben denn Sie dabei, ihn kennen zu lernen?"

„Welches Interesse hätte denn er dabei, sich vor mir zu verbergen, da ich ihm schon einmal das Leben gerettet habe?"

Sie lachte gezwungen und fuhr fort: „Ich habe wohlgethan, als ich Sie hinderte, mir zu sagen, daß Sie mich lieben. Ich, mein Herr, ich verabscheue Sie. Ich bin eine Republikane-

rin, Sie sind ein Royalist, und ich würde Sie auf der Stelle ausliefern, wenn ich Ihnen nicht mein Wort gegeben, wenn ich Sie nicht schon einmal gerettet hätte, wenn ich nicht . . ."

Sie hielt inne. Diese Leidenschaftlichkeit, welche sie nicht zu verbergen suchte, beunruhigte den Unbekannten.

„Wir müssen uns auf der Stelle trennen, leben Sie wohl!"

Sie machte einige Schritte und kam dann zurück; „doch nein, ich muß um jeden Preis erfahren, wer Sie sind. Verhehlen Sie mir nichts und sagen Sie mir die Wahrheit. Wer sind Sie?"

„Ein Seemann, der den Ocean zu verlassen bereit ist, um Ihnen überall hin zu folgen, wohin Sie mich führen wollen. Wenn ich Ihnen auch ein Geheimniß mittheilen könnte, so werde ich mich doch wohl hüten, Ihrer Neugierde ein Ende zu machen. Warum sollten wir auch die ernsten Interessen des wirklichen Lebens mit dem Leben des Herzens vermischen, in welchem wir uns so gut zu verstehen begannen?"

„Ja," sagte sie ernst, „unsere Herzen hätten sich verstehen können. Ich habe nicht das Recht, Ihr Vertrauen zu fordern. Sie sollen nie erfahren, wie sehr Sie mir verpflichtet sind. Ich schweige."

Jezt giengen sie einige Schritte in tiefem



Schweigen fort. „In wie weit nehmen Sie denn Antheil an meinem Leben?“ begann der Unbekannte wieder.

„Mein Herr, entweder Ihren Namen, oder gar nichts! Sie sind so knabenhaft,“ fügte sie mit Achselzucken hinzu, „daß Sie mich wahrhaft dauern.“

Die Hartnäckigkeit, womit sie sein Geheimniß zu ergründen suchte, rieth ihm Klugheit. Troz seiner Leidenschaft hatte er Kraft genug, um einem Weibe zu mißtrauen, das ihm ein Geheimniß, von welchem sein Daseyn abhieng, gewaltsam entreißen wollte.

„Warum,“ sagte er und ergriff ihre Hand, welche sie ihm aus Zerstreuung ließ, „warum mußte mein unbesonnenes Geständniß, welches diesem Tage eine Zukunft gab, dessen Zauber lösen?“

Fräulein v. Verneuil schien leidend und antwortete nicht.

„Womit habe ich Sie beleidigt? Was kann ich thun, um Sie zu versöhnen?“

„Sagen Sie mir Ihren Namen!“

Jezt schritt er stillschweigend vorwärts, und sie machten einige Schritte. Plözlich blieb Fräulein v. Verneuil stehen, wie eine Person, die einen entscheidenden Entschluß gefaßt hat.

„Herr Marquis v. Montauran,“ sagte sie

mit Würde, ohne jedoch ihre innere Bewegung ganz verbergen zu können, „was es mich auch kosten mag, ich fühle mich glücklich, Ihnen einen Dienst leisten zu können. Wir müssen uns hier trennen. Mein Wagen und meine Bedeckung sind allzunothwendig zu Ihrer Sicherheit, als daß Sie nicht beide annehmen sollten. Fürchten Sie nichts von den Republikanern, diese Soldaten sind Männer von Ehre, und ich werde dem Hauptmann Merle Befehle ertheilen, welche er getreulich vollziehen wird. Was mich betrifft, so kann ich mit meiner Dienerin und einigen Soldaten Alençon zu Fuß wieder erreichen. Merken Sie wohl auf, denn es handelt sich hier um Ihren Kopf. Wenn Sie, ehe Sie in Sicherheit sind, mit dem jungen Stutzer zusammentreffen, welchen Sie im Gasthof gesehen haben, so fliehen Sie, denn er würde Sie auf der Stelle ausliefern. Was mich betrifft . . . "

Hier machte sie eine Pause und fügte dann, mühsam ihre Thränen zurückhaltend, mit zitternder Stimme hinzu: „Ich kehre mit Selbstgefühl in das Elend des Lebens zurück. Leben Sie wohl! Mögen Sie glücklich seyn."

Sie gab dem Hauptmann Merle, welcher eben den Gipfel der Anhöhe erreicht hatte, ein Zeichen. Der junge Mann war nicht auf eine so schnelle Entwicklung gefaßt.

„Halt!" rief er im Tone gut gespielter Verzweiflung aus. Dieses sonderbare Benehmen des Mädchens, für welches er in diesem Augenblicke sein Leben hingegeben hätte, überraschte ihn so sehr, daß er eine erbärmliche List ersann, ihre Neugierde zu befriedigen, ohne ihr jedoch seinen wahren Namen zu sagen.

„Sie haben beinahe recht gerathen," sagte er, „ich bin Emigrant, zum Tode verurtheilt, und heiße Marquis von Marigny. Die Liebe zu meinem Vaterlande hat mich nach Frankreich zurückgeführt. Ich hoffe durch den Einfluß der Frau von Beauharnais, welche jezt die Gattin des ersten Consuls ist, von der Emigranten-Liste gestrichen zu werden; mißlingt es mir aber, so will ich, an der Seite meines Freundes Montauran fechtend, auf dem heimathlichem Boden sterben. Ich reise jezt mit einem falschen Passe, um zu erfahren, ob mir noch einige Güter in der Bretagne übrig geblieben sind."

Während er sprach, betrachtete ihn das Fräulein mit forschenden Blicken. Sie schien einen Augenblick an der Wahrheit seiner Aussage zu zweifeln, allein leichtgläubig und vertrauensvoll nahm ihr Gesicht allmählig wieder einen heitern Ausdruck an.

„Ist das wahr, was Sie mir hier sagen?" rief sie aus.

„Vollkommen wahr," versicherte der Unbekannte, der in seinem Umgange mit Frauenzimmern nicht viele Redlichkeit zu bewähren schien.

Das Fräulein stieß einen tiefen Seufzer aus, wie eine Person, die vom Scheintod in das Leben zurückkehrt.

„Ha!" rief sie, „so bin ich sehr glücklich!"

„Sie hassen also diesen armen Montauran von ganzem Herzen?"

„Nein," erwiederte sie, „ich hasse ihn nicht aber ich hätte nicht gewünscht, daß Sie von den Gefahren bedroht wären, gegen welche ich ihn nach Kräften vertheidigen will, weil er Ihr Freund ist."

„Woher wissen Sie, daß Montauran..."

„Mein Herr, achten Sie mein Geheimniß, und sparen Sie Ihre Achtung für mich, bis ich Sie Beide gerettet habe; dann mögen Sie ein Urtheil über mich fällen. Welches auch Ihr Urtheil seyn mag, ich unterwerfe mich ihm zum Voraus; bis dahin aber verbiete ich Ihnen, mich für verdächtig zu halten, und mich zu hassen."

„Sie hassen! ich liebe Sie."

„Nein," sagte sie, „Sie lieben mich nicht, ich bin für Sie blos der Gegenstand einer vorübergehenden Galanterie. Habe ich Sie nicht errathen? Wie könnte auch eine Person, welche

ein wenig in guter Gesellschaft gelebt hat, nach dem Laufe der jezigen Sitten sich täuschen, wenn sie einen angeblichen Zögling der polytechnischen Schule gewählte Ausdrücke gebrauchen hört. In der That, Sie haben Ihre adeligen Manieren unter dem Holzschnitt eines Republikaners schlecht versteckt. Ihre Haare riechen noch nach Pomade, und dieser Geruch ist einer Frau nicht unbekannt, die in der vornehmen Welt gelebt hat. Deßwegen habe ich meinen Begleiter, der die ganze Feinheit eines Weibes besizt, verabschiedet, damit er Sie nicht erkenne. Mein Herr, ein aus der polytechnischen Schule hervorgegangener Offizier würde bei mir sein Heil nicht versucht und mich für eine hübsche kleine Intrikantin gehalten haben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit einen weiblichen Rath ertheile. Sind Sie denn noch so jung, um nicht zu wissen, daß von allen Wesen unseres Geschlechts diejenigen am schwersten zu erobern sind, deren Preis festgesezt ist, und für die es keinen Genuß in der Liebe mehr gibt? Ein solches Weib gibt sich nur nach Laune und um Geld her. Ihr gefallen wollen, wäre thöricht. Wir wollen also diese Klasse von Weibern, worein Sie mich zu reihen die Güte hatten, beseitigen, und nun, mein Herr, mögen Sie wissen, daß eine junge Dame von Adel, welche schön und geistreich ist,

(Sie gestehen mir diese Vorzüge selbst zu,) sich nicht verkauft, und, im Falle sie liebt, nur auf eine einzige Art erlangt werden kann. Sie werden mich verstehen! Wenn sie liebt und eine Thorheit begehen will, so muß sie in irgend etwas Großartigem ihre Rechtfertigung finden. Verzeihen Sie mir diesen Luxus von Logik, welcher bei Personen unseres Geschlechts so selten ist, aber zu Ihrer Ehre und zu der meinigen, wünschte ich, daß wir uns über unser beiderseitiges Verdienst nicht täuschten, und daß Sie das Fräulein von Verneuil, Engel oder Teufel, Mädchen oder Weib, für unfähig hielten, sich durch alltägliche Redensarten fangen zu lassen."

Nachdem sie geendet hatte, machte sie ihm eine tiefe Verbeugung.

„Fräulein," sagte der Marquis, dessen Erstaunen, obwohl er es zu verhehlen suchte, außerordentlich war und der plözlich den Ton der vornehmen Welt annahm, „glauben Sie mir, ich nehme Sie als eine sehr edle Dame, voll Herz und erhabener Gefühle, an."

„Ich verlange nicht so viel von Ihnen, mein Herr," versezte sie lächelnd. „Lassen Sie mir mein Inkognito. Ich habe mir meine Maske besser angepaßt, als Sie sich die Ihrige, und es beliebt mir, sie zu behalten, wäre es auch nur, um

zu erfahren, ob Derjenige, der mir von Liebe spricht, auch wirklich liebt."

„Hören Sie, mein Herr!" fuhr sie fort, indem sie lebhaft seinen Arm ergriff; „wenn Sie mir beweisen könnten, daß Sie mich wirklich lieben, so sollte keine menschliche Macht uns zu trennen im Stande seyn. Ich würde mich an irgend eine große Existenz eines Mannes ketten, mich einem weitgreifenden Ehrgeiz, erhabenen Gedanken anschließen. Edle Herzen sind nicht untreu, die Beständigkeit ist eine ihnen eigene Tugend; ich wäre also immer geliebt, immer glücklich, ich wäre aber auch stets bereit, dem Manne, den ich liebte, meinen Körper zur Staffel zu machen, auf welcher er höher steigen könnte, Alles für ihn zu opfern, Alles von ihm zu ertragen, ihn ewig zu lieben, selbst wenn er mich nicht mehr liebte. Ich habe nie mein Herz einem andern Herzen geöffnet, ich habe nie die kühnen Wünsche meiner Brust einer andern anvertraut. Ihnen aber kann ich sie eröffnen, denn in wenigen Stunden sind Sie in Sicherheit, und dann scheiden wir auf ewig."

„Scheiden! Niemals!" rief er aus, begeistert von dem Anklang dieser kraftvollen Seele.

„Sind Sie denn frei?" fragte sie mit einem höhnischen Blicke.

„Frei! Ja, bis auf meine Verurtheilung zum Tode."

Jezt fuhr sie mit einer Stimme fort, die voll bitterer Gefühle war: „Wenn Alles das nicht ein Traum wäre, wie schön würde Ihr Leben seyn! Ich habe Thorheiten gesprochen, wir wollen keine begehen. Wenn ich daran denke, was Sie seyn müßten, um meinen Werth ganz zu erkennen, dann zweifle ich an Allem. Kommen Sie in den Wagen, die freie Lauft taugt uns nicht!"

Eilftes Kapitel.

Der Wagen holte jezt Fräulein von Verneuil und den Marquis ein, sie stiegen in denselben und legten einige Meilen in tiefster Stille zurück, denn sie hatten Beide Stoff genug zum Nachdenken gesammelt; jedoch scheuten sie sich nicht mehr, einander mit den Augen zu begegnen.

Nachdem die vier Reisenden eine Meile jenseits Mayenne waren, hörten sie einen Reiter mit großer Eile hinter dem Wagen herkommen. Nachdem er ihn erreicht hatte, neigte er sich hinein, und Fräulein von Verneuil erkannte in ihm ihren Begleiter Corentin. Er warf ihr einen bedeutsamen Blick zu, welcher sie mit Schrecken zu erfüllen schien, und eilte weiter.

Als der Wagen in das Thal von Ernée kam, gewahrte Francine seltsame Gestalten, welche sich zwischen den Bäumen und in dem mit hohen Disteln bewachsenen Felde gleich dahinschwebenden Schatten bewegten. Sie machte ihre Reisegefährten auf dieselben aufmerksam. In demselben Augenblicke aber geschahen viele Flintenschüsse zumal, und mehrere Kugeln durchlöcherten den Wagen. Die Chouans hatten ihnen einen Hinterhalt gelegt.

Der Hauptmann Merle bedauerte jezt, daß er den Irrthum der Fräulein von Verneuil, welche diese schnelle nächtliche Reise mit Sicherheit zurücklegen zu können glaubte, theilend, nur etliche sechzig Mann Bedeckung mit sich genommen hatte. Er theilte alsbald seine Truppe in zwei Hälften, um auf beiden Seiten der Straße dem Feinde die Spize zu bieten. Er selbst befehligte die eine Abtheilung, und den Befehl über die andere ertheilte er dem Lieutenant Gérard. Hierauf drangen beide Abtheilungen im Sturmmarsch gegen die Feinde vor, um sie, so viel es ihrer auch seyn mochten, durch einen unerschrockenen Angriff zurück zu werfen.

Bei diesem unvermutheten Angriff sprang Fräulein von Verneuil, vom ersten Schrecken hingerissen, aus dem Wagen, und lief rückwärts, um sich von dem Schlachtfeld zu entfernen; aber

bald schämte sie sich ihrer Furcht, blieb unbeweglich stehen, und gab sich Mühe, dem Treffen kaltblütig zuzusehen.

Der Unbekannte folgte ihr, ergriff ihre Hand, und drückte sie an sein Herz.

„Ich habe Furcht gehabt,“ sagte sie lächelnd, „allein jezt....“

In diesem Augenblicke rief ihr Francine in schreckenvollem Tone zu: „Marie, nehmen Sie sich in Acht!“

Die treue Dienerin wollte aus dem Wagen steigen, als sie sich plözlich von einer starken Faust zurückgehalten fühlte. Das Gewicht dieser ungeheuren Faust preßte ihr einen heftigen Schrei aus, sie wendete sich um, und sah Bodenfest vor sich stehen.

„Bleibe! Du und die Andern sind nicht in Gefahr!“ sagte Bodenfest mit rauher Stimme, und hielt sie im Wagen zurück.

Zum erstenmal erblickte das arme Mädchen Bodenfest in seiner ganzen Wildheit. Der bleiche Schimmer des Mondes schien das einzige passende Licht, dieses Gesicht zu beleuchten. Dieser Halbwilde hielt in der einen Hand seine Müze, in der andern seine schwere Büchse, und hatte das Ansehen eines eben aus der Erde gestiegenen furchtbaren Gnomen. Er wendete sich rasch gegen Madame Gua und sprach schnell

und heftig mit ihr. Francine, welcher die Bretagne'sche Sprache nimmer geläufig war, konnte Nichts von ihrer Unterredung verstehen. Die Dame schien Bodenfest wiederholte Befehle zu ertheilen. Das Gespräch dauerte ungefähr eine Minute, und endigte mit einer gebietenden Gebärde der Dame, welche dem Chouan die etwa fünfzig Schritte entfernte Gruppe der beiden Liebenden mit der Hand bezeichnete.

Ehe er gehorchte, warf Bodenfest einen lezten bedauernden Blick auf Francine, dann stürzte er auf die ihm bezeichnete Gruppe zu. Madame Gua folgte ihm mit Geschrei, wie wenn eine Kugel sie getroffen hätte, in der Hoffnung, dadurch die beiden Liebenden zu trennen. In diesem Augenblicke war das Feuer des Treffens sehr heftig, aber die Gegner kamen nicht zum Handgemenge.

„Ist es nicht vielleicht ein falscher Angriff, um unsere Reisenden zu entführen und ihnen ein Lösegeld aufzuerlegen?“ sagte der Sergeant Herzschlüssel zu dem Hauptmann Merle, als er das Geschrei der Madame Gua hörte.

„Getroffen, Du hast Deine Füße in ihren Schuhen, oder der Teufel soll mich holen!“ erwiederte der Hauptmann und eilte auf die Straße zurück.

Hier stieß er auf Bodenfest, der gerade

vom Wagen auf den Marquis und Fräulein von Verneuil zugieng. Der Hauptmann kam ihm so schnell auf den Leib, daß er kaum Zeit hatte, dem Marquis einige unverständliche Worte zuzurufen. Dann sprang er mit der Flüchtigkeit eines Hirsches in das Distelfeld und war verschwunden.

Kurz darauf ließ das Feuer der Chouans allmählig nach, und der Lieutenant Gérard, der auf die Landstraße zurückkehrte, sah, wie sie sich in geringer Anzahl durch Hecken und Disteln flüchteten. Er hielt für überflüßig und gefährlich, ihnen zu folgen, und führte seine Soldaten ohne Verlust aus dem Treffen zurück. Die Bedeckung nahm ihre alte Stellung wieder ein, und sezte sich in Marsch.

Der Hauptmann Merle bot dem Fräulein von Verneuil die Hand, um sie in den Wagen zu heben. Der Marquis blieb von Ferne stehen, ohne ihr den gleichen Dienst anzubieten; sie stieg ohne Hülfe ein. Sie wendete den Kopf nach ihm um, sah ihn unbeweglich stehen, und war bestürzt über die plözliche Aenderung, welche die geheimnißvollen Worte des Chouan in ihm hervorgebracht hatten. Jezt trat der Marquis langsam, mit niedergeschlagenen Blicken, an den Wagen, und seine ganze Haltung verrieth die unangenehmen Gefühle seines Innern.

„Hatte ich nicht recht," flüsterte ihm Madame Gua in das Ohr, „wir befinden uns gewiß in den Händen eines Geschöpfs, die Ihren Kopf verkaufen will. Da sie aber so thöricht war, sich in Sie zu verlieben, so werden Sie hoffentlich kein Kind seyn; stellen Sie sich, als ob Sie sie wieder liebten, bis wir Vivetière erreicht haben. Einmal dort...."

„Oder liebt er sie denn schon!" sagte sie für sich, als sie den Marquis wie einen Träumenden seinen alten Plaz im Wagen wieder einnehmen sah.

Der Wagen rollte langsam weiter; Fräulein von Verneuil warf einen Blick in das Freie, und Alles um sie her schien ihr geändert. Ihrer kaum entstandenen Liebe drohte schon der Tod. Bodenfest's lezter trauriger Blick hatte Francine belehrt, daß das Schicksal ihrer Gebieterin in andern Händen liege, als in den Seinigen; sie saß bleich da und konnte ihre Thränen nicht zurückhalten.

Die unbekannte Dame verbarg schlecht genug, unter falscher Freundlichkeit, die Hoffnung einer gewissen Rache. Fräulein von Verneuil schien eine Ahnung davon zu haben, denn sie schauderte unwillkührlich, wenn sie ihre Blicke auf Madame Gua warf.

„Warum schaudere ich?" fragte sie sich selbst. „Es ist ja seine Mutter. Ist es aber auch gewiß

seine Mutter? Ist es nicht seine Geliebte? Wer giebt mir Licht darüber? Ihre Freundlichkeit ist so falsch. Droht mir ein Unglück oder hat sie Furcht vor mir?"

Der Marquis wurde bald roth, bald blaß. Er zwang sich zu ruhiger Haltung und schlug die Augen nieder, um seine innere Bewegung zu verbergen. Das Fräulein suchte umsonst zu enträthseln, ob noch etwas Liebe in seiner Wuth übrig geblieben sey. Der Weg, von Waldung beschattet, wurde düster, und hinderte die stummen Schauspieler dieser Scene, sich mit den Augen zu befragen.

Fräulein von Verneuil konnte sich leicht die Ursache dieses schnellen Wechsels erklären. Die Erinnerung an Corentin gieng wie ein Bliz an ihrer Seele vorüber und brachte das Bild ihrer wahren Bestimmung vor die Augen ihres Geistes. Zum erstenmal seit diesem Morgen dachte sie ernstlich über ihre Lage nach. Bis jezt hatte sie sich blind der Liebe hingegeben, ohne weder an sich, noch an die Zukunft zu denken.

Unfähig, diese Angst länger zu ertragen, suchte, erwartete sie mit der sanften Geduld der Liebe einen Blick des Marquis, und dann sah sie ihn so bittend an, ihr bleiches Gesicht und ihre zitternden Glieder sprachen so beredt zu ihren Gun-

sten, daß der junge Mann zwischen Liebe und Haß schwankte; aber der Haß behielt die Oberhand.

„Fehlt Ihnen etwas, Fräulein?“ fragte er hastig.

„Ob mir etwas fehlt!“ erwiederte sie mit erzwungenem Lachen, „ich wollte Sie das Nämliche fragen.“

„Ich war der Meinung, daß Sie sich gegenseitig verstehen,“ sagte Madame Gua, mit dem Anscheine der Gutmüthigkeit, tief verwundend.

Weder der Marquis, noch Fräulein von Verneuil antworteten darauf.

Das menschliche Leben ist reich an Lagen, wo, entweder in Folge allzutiefen Nachdenkens, oder einer Katastrophe, unsere Gedanken an nichts mehr fest halten und wesenlos werden, wo die Gegenwart sich weder an Vergangenheit, noch an Zukunft mehr knüpft. Dieß war jezt der Zustand des Fräuleins von Verneuil. Im Hintergrund des Wagens lehnend, glich sie einer mit der Wurzel ausgerissenen Staude. Stumm und leidend, sah sie Niemand mehr an, hüllte sich in ihren Schmerz, floh in jene unbekannte Welt, das lezte Asyl der Unglücklichen. Raben flogen krächzend über ihnen weg, aber obgleich, wie bei allen starken Seelen, in ihrem Herzen ein Winkel für den Aberglauben übrig war, so achtete sie doch nicht darauf.

Zwölftes Kapitel.

Die Reise gieng in tiefer Stille weiter. Das Fräulein sammelte sich allmählig wieder und stellte Betrachtungen über ihre Lage an.

„Kaum verbunden und schon getrennt!“ dachte sie bei sich. „Wer hat mein Geheimniß verrathen? Corentin? Das wäre gegen seinen eigenen Vortheil. Wer kann der Verräther seyn? Kaum geliebt, und schon verlassen! Ich säe Liebe und erndte Verachtung. So liegt es denn in meinem Geschick, stets nach dem Glücke zu haschen, und es nie zu erlangen!“

Sie fühlte ihr Herz von ihr bis jezt noch unbekannten Qualen zerrissen, denn sie liebte wirklich, und zum erstenmal. Gleichwohl war ihr Geist stark genug, um in dem einem jungen und schönen Weibe natürlichen Stolze ein Gegengift für ihren Schmerz zu finden. Das Geheimniß ihrer Liebe war noch nicht über ihre Lippen gekommen. Sie schämte sich, durch ihr stilles Leiden den Maaßstab ihrer Leidenschaft zu geben, richtete sich in die Höhe, schüttelte das Haupt, zeigte ein lachendes Gesicht und zwang ihre Stimme, ihre innere Rührung zu verbergen.

„Wo sind wir?“ fragte sie den Hauptmann Merle, der sich immer in der Nähe des Wagens hielt.



„Drei Stunden von Fougères, Bürgerin!“

„Wir werden also bald dort seyn?“ fuhr sie fort, um ihn zur Fortsezung der Unterhaltung zu ermuthigen.

„Die Meilen in diesem Lande,“ versezte der Hauptmann mit soldatischem Wize, „sind nicht breit, aber lang; sie wollen kein Ende nehmen. Wann wir auf dem Plateau der Anhöhe, die wir jezt hinaufsteigen, angekommen seyn werden, so geht es wieder in ein Thal hinab, und dann erscheint am Horizont der Gipfel des Hügels Pelerine. So es Gott gefällt, werden die Chouans heute dort nicht ihre Revanche nehmen! Sie werden jezt leicht begreifen, daß man nicht weit kommt, wenn man immer so auf und ab steigen muß. Von dem Hügel Pelerine sieht man dann...“

Bei diesem Wort schüttelte sich der Unbekannte, aber so unmerklich, daß Fräulein von Verneuil allein es gewahr wurde.

„Was ist es denn mit diesem Hügel Pelerine?“ fragte sie lebhaft.

„Das ist die Spize eines Bergs, der dem Thale der Maine, in das wir jezt kommen, seinen Namen giebt, und das diese Provinz von dem Thale des Couesnon scheidet, an dessen äusserstem Ende Fougères, die erste Stadt der Bretagne, liegt. Wir haben uns dort am Ende des Vendemiaire mit dem Burschen und seinen

Räubern geschlagen. Wir führten Conscribirte mit uns, die, um ihr Land nicht verlassen zu müssen, uns auf dessen Gränze tödten wollten, aber der Oberst Hulot ist ein alter Bullenbeisser, der ...."

„Sie haben also den Burschen gesehen? Wie sieht er aus?" Mit diesen Worten warf sie einen boshaften Blick auf den Marquis.

„Du lieber Gott!" antwortete der Hauptmann, „er gleicht so sehr dem Bürger Gua, daß ich darauf schwören würde, er sey es selbst, wenn er nicht die Uniform der polytechnischen Schule trüge."

Das Fräulein warf einen durchdringenden Blick auf den Unbekannten; er saß ruhig und kalt da, ohne die geringste Spur von Furcht. Sie belehrte ihn durch einen bedeutsamen Wink der Augen, daß sie jezt sein Geheimniß entdeckt habe; sie warf den Kopf auf die Seite, um ihn und den Hauptmann zugleich zu sehen, und fuhr in neckendem Tone fort: „Dieser royalistische Anführer beunruhigt den ersten Consul sehr. Er soll kühn seyn. Nur läßt er sich manchmal fangen, als ob er den Staar hätte, besonders wenn Weiber im Spiele sind."

„Wir zählen auch darauf, und dann wollen wir unsere Rechnung mit ihm schließen. Wann wir ihn nur zwei Stunden haben, so soll ihm das

Blei schon im Kopfe sizen. Wenn er uns erwischte, würde er es ebenso machen, das ist also ehrliches Spiel.“

„Oh!“ sagte der Marquis, „wir haben nichts zu fürchten. Ihre Soldaten können nicht bis auf den Hügel Pelerine gehen, sie sind zu ermüdet. Wenn es Ihnen recht ist, so können sie in kurzer Entfernung von hier rasten. Meine Mutter steigt im Schlosse Vivetière ab, das nur ein Paar Büchsenschüsse seitwärts von der Straße liegt. Diese beiden Damen können dort ausruhen, sie werden müde seyn, denn es ist weit in einer Tour von Alençon bis hieher. Und da das Fräulein,“ fügte er mit erzwungener Höflichkeit hinzu, „die Güte gehabt hatte, unserer Reise eben so viele Sicherheit, als Annehmlichkeit zu verleihen, so gefällt es ihr vielleicht, ein Nachtessen bei meiner Mutter anzunehmen.“

„Hauptmann,“ fügte er in munterem Tone hinzu, „die Zeiten sind noch nicht so betrübt, daß sich nicht noch ein Faß Cider für Ihre Soldaten im Schlosse Vivetière finden sollte. Der Bursche wird hoffentlich nicht Alles genommen haben. Meine Mutter hofft es wenigstens.“

„Ihre Mutter!“ wiederholte Fräulein von Verneuil, die zu aufgeregt war, um auf diese sonderbare Einladung etwas zu erwiedern, ironisch. „Sie glauben also diesen Abend nicht mehr

an mein Alter?" fiel Madame Gua ein. „Ich habe mich sehr jung verheirathet, und hatte meinen Sohn im fünfzehnten Jahre."

„Irren Sie sich nicht, Madame," und wollten sagen, im dreißigsten.

Die Unbekannte erblaßte, als sie diese Spottrede verschlucken mußte. Sie hätte das Fräulein mit den Zähnen zerreissen können, und war gezwungen, ihr zuzulächeln; sie stellte sich, als ob sie das Epigramm nicht verstanden hätte.

„Wenn man den umlaufenden Gerüchten glauben will, so haben die Chouans nie einen grausamern Anführer gehabt, als dieser ist," sagte Madame Gua.

„Grausam!" spottete Fräulein von Verneuil," das glaube ich gerade nicht; aber er ist ein Lügner und scheint mir sehr leichtgläubig. Ein Partheihaupt sollte sich von Niemand zum Spielzeug brauchen lassen."

„Kennen Sie ihn denn?" fragte kaltblütig der Marquis.

„Nein," erwiederte sie mit einem Blicke der Verachtung, „ich glaubte ihn zu kennen...."

„Oh!" unterbrach sie der Hauptmann mit Kopfschütteln, „er ist entschieden ein Schlechtgesinnter. Diese alten Stämme treiben bisweilen noch kräftige Zweige. Er kommt aus einem Lande zurück, wo die Ci-devant nicht auf Rosen la-

gen; und die Menschen sind wie die Mispeln, sie reifen auf dem Stroh. Wenn dieser Bursche fähig ist, so kann er uns lange am Narrenseile herumführen. Unsern Frei-Compagnien sezt er seine leichten Jäger entgegen, und bis jezt hat er alle Bemühungen der Regierung zu vereiteln gewußt. Zündet man den Royalisten ein Dorf an, so läßt er den Republikanern zwei verbrennen. Er entwickelt seine Streitkräfte auf einem großen Landstrich und nöthiget uns auf solche Art, eine bedeutende Truppenzahl gegen ihn zu verwenden, während wir keinen Ueberfluß daran haben. Kurz der gute Freund versteht sein Fach."

„Er taucht den Mordstahl in den Busen seines eigenen Landes," unterbrach ihn der Lieutenant Gérard mit kräftiger Stimme.

„Wenn also," fiel der Marquis ein, „sein Tod das Land von ihm befreit, so laßt ihn geschwind erschiessen."

Bei diesen Worten warf er einen forschenden Blick auf Fräulein von Verneuil, und es gieng zwischen ihnen eine jener stummen Scenen vor, deren dramatische Lebendigkeit und flüchtige Feinheit die Sprache nur unvollkommen wieder geben kann.

Die Gefahr erregt Theilnahme. Wenn es sich um Leben und Tod handelt, so erregt selbst der niedrigste Verbrecher immer ein wenig Mitleid.

Obgleich nun Fräulein von Verneuil wußte, daß der Geliebte, der sie mit Verachtung zurückgewiesen hatte, jener gefährliche royalistische Anführer war, so wollte sie sich doch seiner Person nicht versichern, um ihn in den Tod zu schicken. Es gefiel ihr, mit der Leidenschaft und Gefahr ihr Spiel zu treiben. Sie warf auf den Marquis einen boshaften, und von ihm auf die Soldaten einen triumphirenden Blick. Indem sie ihm so das Bild seiner Gefahr vor Augen stellte, ließ sie ihn fühlen, daß sein Leben von einem einzigen Wort aus ihrem Munde abhänge, und schon schienen sich die Lippen zu öffnen, dieses Wort auszusprechen.

„Wenn ich einen Sohn hätte, wie der Ihrige ist," sagte sie zu Madame Gua, die ihre Bestürzung nicht verbergen konnte, „so würde ich an dem Tage Trauer anlegen, wo ich ihn in Gefahr geschickt hätte."

Sie erhielt keine Antwort. Hierauf drehte sie zwanzigmal den Kopf den beiden Offizieren zu, und eben so schnell wieder zurück, um den Marquis und Madame Gua auf einem Einverständnisse zu überraschen.

Der junge Mann saß ruhig lächelnd da, und ertrug die Folter, auf welche ihn das Fräulein spannte, ohne eine Miene zu verzucken. Sein Gesicht und seine Haltung schienen sie herauszu-

fordern und ihr zuzurufen: Ergreife jetzt die Gelegenheit, Deine beleidigte Eitelkeit zu rächen! Ich verachte Dich nach wie vor!

Fräulein von Verneuil bewunderte von Grund ihres Herzens den ruhigen Muth ihres Geliebten; doch wiederholte sie die Probe noch öfter, vielleicht aus dem gleichen Instinct, aus welchem die Katze mit der Maus spielt, die sie gefangen hat.

„Nach welchem Gesetze verdammen Sie denn die Chouans zum Tode?“ fragte sie den Hauptmann Merle.

„Nach dem Gesetze vom letztverflossenen 14. Fructidor, welches die im Aufstande befindlichen Departements außer dem Gesetz erklärt und den Kriegsgerichten unterwirft,“ antwortete der Lieutenant Gérard.

„Welchem Umstand verdanke ich jetzt die Ehre,“ fragte sie den Marquis, welcher sie aufmerksam betrachtete, „Ihre Blicke auf mich zu ziehen?“

„Einem Gefühl, welches ein galanter Mann keiner Frau, wer sie auch sey, gestehen darf,“ erwiederte er mit gedämpfter Stimme, indem er sich zu ihr neigte. „Man müßte,“ fügte er laut hinzu, „in unsern Zeiten leben, um Weiber zu sehen, welche den Dienst des Henkers verrichte-

ten, und ihn noch überbieten, indem sie mit dem Beile des Nachrichters spielen."

Sie sah ihn starr an, und entzückt, von einem Manne in dem Augenblicke beleidigt zu werden, wo sein Leben in ihren Händen war, flüsterte sie ihm lächend in's Ohr: „Sie haben einen so eigenen Kopf, daß ihn selbst der Henker nicht will. So will ich ihn denn für mich behalten."

Der Marquis erstarrte und heftete erstaunt sein Auge auf dieses unbegreifliche Wesen, dessen Liebe sich selbst durch schimpfliche Beleidigung nicht bezwingen ließ, und das sich durch Gnade für eine Schmach rächte, welche Weiber nie zu verzeihen pflegen. Seine Blicke wurden jetzt milder und seine Leidenschaft war bereits stärker, als er selbst glaubte.

Fräulein von Verneuil, befriedigt durch dieses schwache Unterpfand einer nachgesuchten Versöhnung, sah ihn zärtlich lächelnd an. Dann warf sie sich in den Wagen zurück, denn sie glaubte durch dieses Lächeln das zerrissene Band ihrer Seelen wieder angeknüpft zu haben, und wollte nicht Alles mit Einem Wurfe auf's Spiel setzen.

Bald fuhr der Wagen auf Befehl des Marquis von der Landstraße ab und nahm die Richtung nach dem Schlosse Vivetière. Sie fuh-

ren durch einen Hohlweg, der mehr einem Graben als einer Straße ähnlich war. Die Bedekkung folgte in einiger Entfernung mühsam dem Wagen, und in kurzer Zeit erblickte man die grauen Mauern der alten Burg.

Das Schloß lag auf einer Halbinsel zwischen zwei tiefen Teichen, und hatte keinen andern Zugang als durch einen einzigen schmalen Weg, welcher an das Hauptthor führte. Diese alte Burg war ein guter Zufluchtsort, in welchem sich ein Parthei-Chef gegen einen plötzlichen Ueberfall sicher stellen konnte.

Der Wagen fuhr in einen großen viereckigen Hof ein, der ganz mit Gras und Disteln überwachsen war. Das Schloß schien seit langer Zeit verlassen. Die Dächer waren mit Moos bedeckt, die Mauern hatten große Risse, Thüren und Fenster waren so hinfällig, daß der erste Sturmwind sie wegzunehmen drohte.

Fräulein von Verneuil sprang leichtfüßig aus dem Wagen und betrachtete mit einer Art Schrecken diese alte Burg, die mehr einer Ruine als einem Wohngebäude glich. Francine hörte Madame Gua einen Freudenseufzer ausstoßen, als sie sich außer dem Bereiche der Blauen befand, und ein unwillkührlicher Ausruf entwischte ihren Lippen, als das Hofthor dieser natürlichen Festung sich hinter ihr schloß.

Der Marquis trat zu Fräulein von Verneuil.

„Dieses Schloß“ sagte er mit einem Anflug von Traurigkeit, „ist durch den Krieg zu Grunde gerichtet, wie die Plane, welche ich für unser künftiges Glück baute, durch Sie.“

„Wie so?“ fragte sie ganz erstaunt.

„Sind Sie eine junge Dame von Adel, schön und geistreich?“ fragte er mit Ironie, indem er ihre eigenen Worte wiederholte.

„Wer hat Ihnen das Gegentheil davon gesagt?“

„Glaubwürdige Freunde, welchen an meiner Sicherheit liegt, und die Verräthereien zu vereiteln trachten, deren Opfer ich werden könnte.“

„Verräthereien!“ wiederholte sie höhnisch. „Liegen denn Alençon und Hulot so weit hinter uns? Sie haben kein Gedächtniß. Das ist ein gefährlicher Fehler für ein Partheihaupt. Da aber Ihre Freunde so mächtig in Ihrem Herzen herrschen, so behalten Sie Ihre Freunde! Nichts geht über die Freundschaft! Leben Sie wohl! Weder ich, noch die Soldaten der Republik werden in diesem Schlosse verweilen!“

Mit diesen Worten gieng sie dem Hofthore zu, und in ihrem Gange sprach sich beleidigter Stolz und Verachtung aus. Der Marquis war



schon so sehr in ihren Netzen gefangen, daß er lieber unklug und leichtgläubig seyn, als sie wissen wollte.

„Sagen Sie nur ein Wort, und ich will Ihnen glauben,“ sagte er mit einer bittenden Stimme.

„Ein Wort!“ wiederholte sie ironisch und biß die Lippen zusammen. „Ein Wort? Nicht eine Miene will ich verzucken.“

„Schelten Sie mich wenigstens!“ fügte er hinzu und suchte ihre Hand zu fassen, welche sie zurückzog.

Als sie ihn ohne Zorn betrachtete, fügte er hinzu: „Sie haben mein Geheimniß, und ich nicht das Ihrige.“

Sie erwiederte ihm mit einem übellaunigen Blicke: „Mein Geheimniß? Niemals!“

„Sie haben,“ sagte er, „eine seltsame Art, den Verdacht zu benehmen.“

„Haben Sie denn immer noch Verdacht?“ fragte sie mit Unbefangenheit.

„Fräulein, die Gewalt, welche Sie über die republikanischen Truppen ausüben, diese Bedeckung ....“

„Ah! Sie erinnern mich eben recht. Meine Bedeckung und ich,“ fragte sie mit leichter Ironie, „das heißt Ihre bisherigen Beschützer, sind Sie hier in Sicherheit?“

„Auf das Wort eines Edelmanns! Wer Sie

auch seyn mögen, Sie und die Ihrigen sind sicher in meinem Hause."

Dieser Schwur wurde mit einer solchen Aufrichtigkeit ausgesprochen, daß Fräulein von Verneuil sich von der vollkommenen Sicherheit der Republikaner überzeugt halten zu können glaubte. Sie wollte eben antworten, als die Ankunft der Dame Gua ihr Stillschweigen auflegte. Dieses Weib hatte einen Theil des Gesprächs der beiden Liebenden entweder gehört oder errathen und war nicht wenig beunruhigt, als sie dieselben in einer Stellung sah, die im Geringsten nicht auf Feindseligkeit deutete. Als der Marquis sie erblickte, bot er dem Fräulein den Arm und gieng rasch der Wohnung zu, als ob er sich einer lästigen Gesellschaft entziehen wollte.

„Ich bin ihm ungelegen," sagte die Dame für sich und blieb unbeweglich auf ihrem Platze.

Sie blickte den beiden Liebenden nach, welche am Eingange der Treppe stehen blieben, nachdem sie einen angemessenen Zwischenraum zwischen sich und Madame Gua gelegt hatten.

„Ja, ja, ich genire sie," sagte sie für sich, „aber bald wird mich dieses Geschöpf nimmer geniren. Dieser Teich soll ihr Grab werden! Einmal in diesem Wasser, dann ist Alles vorüber!"

Sie blickte mit starrem Auge auf den Spiegel des Teiches, als plötzlich Bodenfest, der

sich geräuschlos wie eine Katze herbeigeschlichen hatte, vor ihr stund. Madame Gua warf einen vorsichtigen Blick rings um sich her. Der Postillon führte eben seine Pferde in den Stall, und Francine näherte sich dem liebenden Paar. Die Dame legte den Finger auf ihre Lippen, tiefe Stille gebietend, und flüsterte dem Chouan zu: „Wie stark seyd Ihr?"

„Siebenundachtzig Mann."

„Sie sind nur siebenundsechszig Mann stark, ich habe sie gezählt."

„Gut!" versetzte der Wilde mit zufriedener Miene und verschwand zwischen den Zweigen der Bäume, welche den Teich umgaben.

Dreizehntes Kapitel.

Von dem Geräusche des Wagens herbeigezogen, zeigten sich sieben bis acht Personen oberhalb des Haupteingangs und riefen: „Es ist der Bursche! Da ist er!"

Dieser Ausruf zog noch mehr Leute herbei, deren Ankunft die Unterhaltung des liebenden Paares unterbrach. Der Marquis von Montauran gab ihnen ein Zeichen, durch das er ihnen Stillschweigen auferlegte, und deutete auf

den Damm, auf welchem eben die republikanischen Soldaten nach dem Schlosse marschirten. Bei'm Anblick dieser blauen Uniformen und glänzenden Bajonette riefen die Royalisten auf der Gallerie erstaunt aus: „Ha, wollen Sie uns verrathen?“

„Dann würde ich Sie nicht auf die Gefahr aufmerksam machen,“ antwortete der Marquis bitter lächelnd.

„Diese Blauen“ fuhr er fort, „bilden die Bedeckung dieser jungen Dame, deren Großmuth uns aus einer dringenden Gefahr, welcher wir in einem Wirthshause zu Alençon ausgesetzt waren, wunderbar gerettet hat. Wir werden Ihnen dieses Abentheuer mittheilen. Die Dame und ihre Bedeckung sind auf mein Ehrenwort hier, und müssen als Freunde empfangen werden.“

Mit diesen Worten nahm er das Fräulein an der Hand und führte sie die Treppe hinauf. Die Edelleute bildeten zwei Reihen, durch welche der Marquis das Fräulein und Madame Gua in die Wohnzimmer führte.

Fräulein von Verneuil sah im ersten Saal eine vollkommen servirte und für etliche zwanzig Gäste gedeckte Tafel. Dieser Speisesaal stieß an einen großen Salon, in welchem sich die ganze Gesellschaft bald vereinigt fand. Die Meubles der beiden Säle entsprachen dem allgemeinen Zu-

stande des Schlosses; sie waren alt und hinfällig. Auf einem großen Tische lagen Landcharten und Plane; in den Winkeln des Zimmers stunden Feuergewehre und Säbel. Alles deutete auf eine wichtige Zusammenkunft zwischen den Anführern der Vendéer und Chouans.

Der Marquis führte das Fräulein zu einem alten großen Lehnsessel, in welchem sie Platz nahm. Francine stellte sich hinter ihre Gebieterin.

„Erlauben Sie mir, auf einen Augenblick den Wirth zu machen," sagte der Marquis, indem er die beiden Frauenzimmer verließ und sich unter die Gruppen der Gäste mischte.

Auf einige Worte, welche der Marquis an sie richtete, trugen die Edelleute ihre Waffen weg und nahmen die Landcharten und Alles, was den Verdacht der republikanischen Offiziere erregen konnte, von dem Tische. Einige von ihnen legten breite lederne Gürtel ab, in welchen Pistolen und Jagdmesser steckten. Der Marquis empfahl ihnen die größte Discretion und verließ das Zimmer, um die ungelegenen Gäste zu empfangen, welche ihm der Zufall gegeben hatte.

Sobald der Marquis das Zimmer verlassen hatte, drängten sich die Edelleute um Madame Gua. Sie sprach leise mit ihnen und während des Gesprächs drehte einer nach dem andern wiederholt den Kopf nach den beiden Fremden um.

„Sie kennen ja Montauran," sagte die Dame zu ihren Zuhörern, „er hat sich in einem Nu in dieses Mädchen vergafft, und Sie werden begreifen, daß ihm aus meinem Munde selbst der beste Rath verdächtig war. Alle unsere Freunde im Ministerium haben ihn im voraus in Kenntniß gesezt, welche Falle man ihm legen wolle, und dennoch wirft er sich der ersten besten Creatur, die ihm in den Weg läuft, an den Kopf. Dieses Geschöpf ist frech genug, sich einen großen Namen beizulegen, der durch sie beschimpft wird" ꝛc.

Dieser Dame, in der man leicht die nämliche erkennen wird, welche die Plünderung des Postwagens anordnete, wollen wir im Verlauf dieser Geschichte den Namen belassen, dessen sie sich bediente, um den ihr zu Alençon drohenden Gefahren zu entgehen. Die Bekanntmachung ihres wahren Namens würde nur einer adeligen Familie wehe thun, welche ohnedieß durch die Verirrungen dieser ihrer Anverwandtin schon genugsam betrübt ist.

Auf die Erzählung der Dame nahmen die Edelleute, welche bisher blos neugierig gewesen waren, eine unverschämte und drohende Haltung an. Einige harte Ausdrücke gelangten bis zum Ohre der aufmerksamen Francine, die hierauf ihrer Gebieterin etwas in's Ohr flüsterte und sich sofort in eine Fenstervertiefung stellte. Fräulein

von Verneuil stund auf und wandte sich der unverschämten Gruppe zu, auf welche sie Blicke warf, die voll Würde und nicht ohne eine Beimischung von Verachtung waren. Ihre Schönheit und ihr stolzer Anstand änderten plözlich die Gesinnungen ihrer Feinde. Ein Murmeln des Beifalls ließ sich aus der Gruppe vernehmen. Zwei bis drei Männer, in deren Aeußerem man die Gewohnheit eines adeligen und galanten Benehmens erkennen konnte, näherten sich ihr mit verbindlichem Wesen. Der Anstand der Dame flößte ihnen Achtung ein, und Keiner wagte ein beleidigendes Wort an sie zu richten.

Die Anführer dieses für Gott und den König geführten Kriegs entsprachen sehr wenig den Phantasie-Bildern, welche sich Fräulein von Verneuil von ihnen entworfen hatte. Dieser in der That großartige Kampf schrumpfte zusammen und erschien ihr kleinlich, als sie, mit Ausnahme von zwei bis drei kräftigen Figuren, diesen Provinzial-Adel erblickte, der sich ihr als gemein und ausdrucklos darstellte. Sie hatte Poesie zu finden erwartet und fand jämmerliche Prosa. Diese Physiognomien deuteten mehr auf das Bedürfniß der Intrike, als auf Liebe des Ruhms, denn Allen, oder wenigstens den Meisten, hatte blos das eigene Interesse die Waffen in die Hände



Chouans 3

Ueberfall im Schlosse Revelière

gegeben. Im Gefechte jedoch zeigten sie sich heldenmüthig.

Je größer die Illusion des Fräulein von Verneuil gewesen war, um so bitterer war jezt ihre Enttäuschung; ihre betrogene Erwartung machte sie ungerecht und hinderte sie, die uneigennüzige Aufopferung anzuerkennen, durch welche sich mehrere dieser Männer so sehr ausgezeichnet haben.

Inzwischen muß man zugeben, daß die Meisten von ihnen gemeine Sitten hatten. Wenn auch einige Köpfe sich durch ihre Originalität über die Masse erhoben, so klebte ihnen doch immer etwas von dem Formenwesen und der Etiquette der Aristokratie an, das sie in's Kleinliche zog. Wenn ihnen das Fräulein auch Feinheit und Geist zugestehen mußte, so fand sie doch einen vollkommenen Abmangel jener großartigen Einfachheit, an welche sie die Triumphe und die Männer der Republik gewöhnt hatten.

Diese nächtliche Versammlung in diesem alten halb verfallenen Castell, welches so gut zu den handelnden Personen paßte, entlockte ihr ein satyrisches Lächeln. Sie erblickte darin ein symbolisches Bild der Monarchie.

Sie dachte mit Vergnügen daran, daß wenigstens der Marquis unter diesen Leuten, welchen sie das einzige Verdienst zugestand, daß sie

sich einer verlorenen Sache opferten, die erste Rolle spielte.

In diesem Augenblicke hörte man die Schritte des Marquis in dem benachbarten Saale. Alsbald theilten sich die Edelleute in mehrere Gruppen, und das Geflüster hörte auf. Schulknaben ähnlich, welche in Abwesenheit ihres Meisters einen boshaften Streich verabredet haben, gaben sie sich jezt eilig den Anschein von Ordnung und Stille.

Herr von Montauran trat ein, und die trunkenen Blicke des Fräulein von Verneuil empfiengen ihn als den Jüngsten, Schönsten und Ersten in dieser Versammlung. Wie ein König an seinem Hofe, gieng er von Gruppe zu Gruppe, theilte hier ein leichtes Kopfnicken, dort einen Händedruck, hier Lob, dort Tadel aus, und trieb sein Handwerk als Partheihaupt mit solchem Takt und Anstand, daß man einen andern Menschen zu sehen glaubte, als derjenige war, als welchen sich der junge Springinsfeld im Wirthshause zu Alençon dargestellt hatte.

Die Anwesenheit des Marquis machte der Neugier ein Ende, deren Gegenstand Fräulein von Verneuil gewesen war; aber bald thaten die boshaften Erzählungen der Madame Gua ihre Wirkung. Ein junger Edelmann, der sich durch seinen Muthwillen kennbar machte, und

der, sey es durch seinen Familiennamen, sey es durch seinen Rang, zu einer größeren Vertraulichkeit mit dem Marquis von **Montauran** berechtigt schien, als die Andern, nahm diesen am Arm und führte ihn seitwärts.

„Höre, lieber Marquis," sagte er zu ihm, „es thut uns Allen unendlich leid, Dich eine große Thorheit begehen zu sehen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Weißt Du auch, woher dieses Mädchen kommt, wer sie wirklich ist, und welche Absichten sie auf Dich hat?"

„Mein Lieber, unter uns gesagt, morgen frühe wird meine Phantasie vorüber seyn."

„Gut, wenn sie Dich aber liefert, ehe der Morgen kommt?"

„Darauf will ich Dir antworten, wenn Du mir zuvor gesagt haben wirst, warum sie mich nicht bereits geliefert hat," erwiederte der Marquis.

„Wenn Du ihr gefällst, so will sie Dich vielleicht nicht eher liefern, als bis **ihre** Phantasie vorüber ist."

„Lieber Freund, betrachte dieses schöne Geschöpf, habe Acht auf ihr Benehmen, und dann wage mir zu sagen, daß sie kein Frauenzimmer von Stande sey! Wenn sie Dich mit günstigen Blicken betrachtete, würdest Du nicht im Grund Deiner Seele einige Achtung für sie fühlen? Eine

gewisse Dame hat Dich bereits gegen diese Person eingenommen; ich aber sage Dir, wenn sie nach allem dem, was wir uns gegenseitig gesagt haben, eine jener verlorenen Creaturen ist, so würde ich sie selbst tödten."

„Halten Sie," fiel Madame Gua ein, die hinzugetreten war, „Fouché für so dumm, daß er Ihnen ein an irgend einer Straßenecke aufgerafftes Freudenmädchen zuschicken werde? Nein! Er hat die Verführungskünste nach dem Maaßstabe Ihrer Persönlichkeit berechnet. Wenn Sie aber blind seyn wollen, so werden Ihre Freunde die Augen offen behalten, um über Sie zu wachen."

„Madame," erwiederte der Marquis mit zornerfüllten Blicken, „hüten Sie sich, irgend etwas gegen diese Person oder gegen ihre Bedeckung zu unternehmen, denn nichts würde Sie vor meiner Rache schüzen. Ich will, daß dieses Fräulein mit der größten Rücksicht, und als ein mir angehöriges Frauenzimmer behandelt werde, denn mein Haus ist, so viel ich weiß, den Verneuils verwandt.

Die Opposition, welche der Marquis erfuhr, brachte bei ihm die bei jungen Männern gewöhnliche Wirkung hervor. Obwohl er dem Anschein nach Fräulein von Verneuil sehr leicht behandelt und seine Leidenschaft für eine bloße Laune

ausgegeben hatte, so hatte er doch nun aus Stolz einen großen Schritt vorwärts gethan. Indem er sie als eine Verneuil anerkannte, mußte er ihr schon Ehren halber die nöthige Achtung sichern. Er gieng daher von Gruppe zu Gruppe und versicherte, daß diese Unbekannte wirklich Fräulein von Verneuil sey. Da er ein Mann war, an dem man sich nicht gerne reibt, trat plözliche Ruhe ein.

Nachdem der Marquis eine Art Harmonie im Saale hergestellt und allen Anforderungen Genüge geleistet hatte, trat er mit Ungeduld zu seiner Geliebten und flüsterte ihr in's Ohr: „Diese Leute da haben mir glückliche Augenblicke gestohlen!“

„Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen,“ erwiederte sie lachend. „Die Neugierde bringt mich fast um, und ich muß Sie im Voraus bitten, sich durch meine Fragen nicht ermüden zu lassen. Sagen Sie mir doch, wer ist jener ziemlich wohlgekleidete junge Mann in der grünen Jacke, mit welchem Sie eben gesprochen haben?“

„Es ist der Chevalier de Renty, ein jüngerer Familiensohn. Er hat große Leidenschaften und kleine Einkünfte. Als die Revolution ausbrach, steckte er tief in Schulden.“

„Erzwungene Ergebenheit!“ sagte das Fräulein. „Und wer ist der dicke Priester mit dem

Kupfergesicht, mit dem er gegenwärtig von mir redet?"

„Wissen Sie, was Sie sagen?"

„Ob ich es wissen will?"

„Ich könnte es Ihnen nicht mittheilen, ohne Sie zu beleidigen."

„In demselben Augenblicke, wo Sie mich beleidigen lassen, ohne Rache für mich zu nehmen, verlasse ich dieses Haus. Ich empfinde ohnedieß schon Gewissensbisse, daß ich diese armen, so rechtlichen und vertrauensvollen Republikaner getäuscht habe."

Sie that einige Schritte. Der Marquis folgte ihr.

„Hören Sie mich!" sagte er. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich den Verläumdungen Stillschweigen aufgelegt habe, ehe ich noch wußte, ob es Verläumdungen waren. Bedenken Sie jedoch meine Lage. Unsere Freunde im Ministerium zu Paris schreiben mir, jedem weiblichen Wesen zu mißtrauen, das ich auf meinem Wege finden würde, denn Fouché wolle gegen mich eine Judith vom Pariser Straßenpflaster aussenden, und nun werden meine besten Freunde wohl der Meinung seyn dürfen, daß Sie allzuschön seyen, um ein ehrbares Frauenzimmer seyn zu können...."

Der Marquis warf einen durchdringenden

Blick auf das Fräulein, die erröthete und einige Thränentropfen nicht zurückhalten konnte.

„Ich habe Ihre Beleidigungen verdient, Sie sind nur gerecht," versezte sie. „Ich wollte, Sie hielten mich für ein verächtliches Geschöpf, und liebten mich doch! Dann würde ich nimmer an Ihnen zweifeln. Ich glaubte Ihnen, als Sie mich täuschten, Sie glauben mir nicht, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage."

„Leben Sie wohl!" fügte sie hinzu und verließ in einem Anfall von Verzweiflung das Zimmer. Der Marquis folgte ihr: „M a r i e, mein Leben für dich!"

Sie blieb stehen und sah ihn an.

„Nein, nein!" sagte sie, „ich würde großmüthig seyn. Leben Sie wohl! Als ich Ihnen folgte, dachte ich weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft, ich war wahnsinnig."

„Wie! Sie verlassen mich in dem Augenblick, wo ich Ihnen mein Leben weihe!"

„Das geschieht nur in einem Augenblicke leidenschaftlichen Verlangens."

„Nein, ohne Rückhalt, und für immer!" schwur er.

Sie kehrte in das Zimmer zurück. Der Marquis sezte, um seine Rührung zu verbergen, die Unterhaltung fort.

„Jener dicke Herr, dessen Namen Sie wissen



wollten, ist ein furchtbarer Mann, der Abbé Gudin, einer jener hartnäckigen Jesuiten, die trotz des Verbannungsedikts in Frankreich zurückgeblieben sind. Er ist die Fackel des Bürgerkriegs in diesem Lande, und der Verbreiter der religiösen Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu. Er braucht die Religion zum Werkzeuge und weiß in seinen hinreissenden Predigten diese abergläubischen Menschen zu überreden, daß sie unmittelbar vom Tode zu den Freuden des Paradieses übergehen werden. In der Politik sind alle Mittel gut."

„Und jener noch frische alte Mann, dessen Gesicht so viel Zurückstoßendes hat? Jener Mann dort, der in die Lappen eines Advokatenrocks gekleidet ist."

„Advokat? Er nimmt den Rang eines Generalmajors in Anspruch. Haben Sie niemals von Longuy sprechen hören?"

„Der ist es!" rief das Fräulein erschrocken aus. „Und solcher Leute bedienen Sie sich!"

„Stille! Er könnte Sie hören. Sehen Sie dort den Andern, der mit Madame Gua spricht.."

„Jener Mensch in der zerrissenen Jacke, der alle fünf Finger seiner rechten Hand auf das Getäfer legt, wie ein Bauerntölpel?" fragte das Fräulein lachend.

„Sie haben es wahrlich errathen, es ist ein alter Schleichhändler."

„Und sein Nachbar, der eben seine Köllnische Pfeife ergreift?"

„Das ist der vormalige Waldschüze des verstorbenen Gemahls dieser Dame. Er befehligt eine der leichten Compagnien, welche ich den mobilen Colonnen der Republik entgegenstelle. Dieß ist vielleicht der gewissenhafteste Diener, den der König hier hat."

„Aber *sie*, wer ist sie?"

„Sie? Sie ist *Charette's* lezte Maitresse. Sie hat großen Einfluß auf alle diese Leute."

„Ist sie ihm getreu geblieben?"

Der Marquis machte ein stummes Zeichen, daß er daran zweifle.

„Achten Sie diese Person?"

„Sie sind in der That sehr neugierig."

„Sie ist meine Feindin, weil sie nicht meine Nebenbuhlerin seyn kann," sagte das Fräulein von *Verneuil* lachend. „Ich verzeihe ihr ihre früheren Verirrungen, möge sie mir die meinigen verzeihen! Und dieser Offizier mit dem Schnurrbart?"

„Erlauben Sie, daß ich seinen Namen verschweige. Er will den ersten Consul durch Meuchelmord aus dem Wege schaffen. Möge es ihm nun gelingen, oder nicht, Sie werden dann seinen Namen erfahren, denn er wird in Vieler Munde wiedertönen."

„Und Sie sind der Anführer solcher Menschen!“ sagte sie mit Abscheu. „Das also sind die Helden des Königs! Wo ist denn der hohe Adel?“

„Der hohe Adel,“ versezte der Marquis stolz, „ist über alle Höfe Europa's verbreitet, um die Könige, ihre Kabinette, ihre Armeen zu werben und dieser Republik den Garaus zu machen, die alle Monarchien und alle staatsgesellschaftliche Ordnung mit völliger Vernichtung bedroht.“

„Ach!“ entgegnete sie mit edelmüthiger Aufwallung, „Sie sind also der Einzige vom hohen Adel, der seine Pflicht erfüllt, indem er Frankreich nicht mit Hülfe des Auslandes, sondern nur mit Franzosen angreift. Ich bin ein Weib, und wenn mein Kind in seinem Zorn mich schlüge, so könnte ich ihm verzeihen; wenn es aber ruhig ansähe, wie ein Fremdling mir das Herz aus dem Leibe reißt, so würde ich es für ein Ungeheuer halten.“

„Sie sind und bleiben eine Republikanerin!“

„Republikanerin? Nein, das bin ich nicht mehr. Sie würden meine Achtung verlieren, wenn Sie sich dem ersten Consul unterwerfen würden. Aber ich möchte Sie auch nicht an der Spize von Leuten erblicken, die einen Winkel Frankreichs plündern, statt die ganze Republik anzugreifen. Für wen schlagen Sie sich? Was hoffen Sie von einem

König, der durch eure Hände wieder auf seinen Thron gesezt wird? Schon einmal hat ein Weib dieses Meisterstück vollbracht. Der befreite König hat sie lebendig verbrennen lassen. Diese Menschen sind Gesalbte des Herrn, und es ist gefährlich, heilige Dinge anzurühren. Laßt Gott allein die Sorge, sie auf den Thron zu sezen, und vom Throne zu nehmen. Wenn Sie den Lohn, welchen Sie davon tragen werden, wohl erwogen haben, dann sind Sie in meinen Augen noch zehnmal größer, als ich Sie glaubte. Mögen Sie mich dann, wenn Sie wollen, unter Ihre Füße treten! Thun Sie es, ich werde mich glücklich schäzen!"

„Sie sind wahrhaft hinreißend! Aber halten Sie meinen Leuten keine solche Reden, sonst würde ich bald ohne Soldaten seyn."

„Oh! Wenn Sie meinem Rathe folgen wollten, so würden wir aus diesem Lande fliehen, in ferne Gegenden, tausend Meilen weit!"

„Diese Menschen, welche Sie zu verachten scheinen," erwiederte der Marquis in ernstem Tone, „wissen für ihre Sache zu sterben; dann sind ihre Fehler vergessen, und nur ihr Nachruhm bleibt. Und wenn meine Bemühungen einigen Erfolg haben, werden dann nicht die Lorbeern des Siegs Alles verstecken?"

„Unter Allen, welche hier sind, sezen nur Sie allein etwas auf's Spiel."

„Ich nicht allein," versezte er mit ungeheuchelter Bescheidenheit. „Dort unten sind zwei neue Anführer der Vendéer. Jener ist der Marquis von P . . . . ., der Agent Englands, ich halte ihn für aufrichtig."

„Haben Sie Quiberon schon vergessen? Sie machen mich schaudern! Mein Herr," fuhr sie in einem Tone fort, der die Uebergehung eines ihr persönlichen Geheimnisses anzuzeigen schien, „es bedarf nur eines Augenblicks, um eine Täuschung zu vernichten und Geheimnisse zu entschleiern, von welchen Leben und Glück vieler Menschen abhängen . . . "

Sie hielt inne, als ob sie fürchtete, zu viel zu sagen, und fügte dann hinzu: „Ich möchte wohl die Soldaten der Republik in Sicherheit wissen."

„Ich werde vorsichtig seyn," sagte er lächelnd, um seine innere Bewegung zu verbergen, „aber reden Sie mir nimmer von diesen Soldaten, ich habe mit meinem Ehrenwort für ihre Sicherheit gebürgt."

„Je nun," erwiederte sie, „ich habe ohnedieß kein Recht, Ihre Schritte zu leiten. Was uns Beide betrifft, so sind Sie der Herr. Ich

habe Ihnen ja selbst gestanden, daß ich über keinen Sclaven herrschen möchte."

„Herr Marquis," sagte respectvoll der Waldschüze, dieses Gespräch unterbrechend, „werden denn die Blauen lange hier bleiben?"

„Sobald sie ausgeruht haben, werden sie abmarschiren," rief das Fräulein aus.

Der Marquis warf forschende Blicke auf die Versammlung, bemerkte Gährung in derselben, verließ Fräulein von Verneuil und ließ Madame Gua seine Stelle bei ihr einnehmen. Dieses Weib hüllte sich in eine hinterlistig lächelnde Maske, und das bittere Lächeln des jungen Anführers brachte sie nicht aus ihrer Fassung.

In diesem Augenblicke stieß Francine einen halberstickten Schrei aus. Fräulein von Verneuil sah mit Staunen ihre treue Dienerin in den Speisesaal stürzen und verschwinden. Sie sah Madame Gua an, und ihre Verwunderung stieg bei dem Anblick des blassen Gesichts ihrer Feindin.

Neugierig, das Geheimniß dieses schnellen Abgangs zu erforschen, trat sie an die Fensteröffnung, wohin ihre Nebenbuhlerin ihr folgte, um den Verdacht zu beschwichtigen, den irgend eine Unklugheit erweckt haben konnte. Sie warfen Beide einen Blick auf die Gegend und giengen dann zum Kamin zurück, Fräulein von Ver-

nenil beruhigt, weil sie nichts gesehen hatte, was ihr Besorgniß einflößen konnte, Madame Gua mit schadenfroher Bosheit, weil sie bemerkt hatte, daß die von ihr ertheilten Befehle pünktlich vollzogen seyen.

Die steilen, abschüssigen Ufer des See's waren etwa zwanzig Klafter von dem Fenster entfernt. Als Francine ohne Arges auf dessen Spiegelfläche hinausblickte, glaubte sie plözlich den Schatten eines Menschen sich im Wasser abspiegeln zu sehen. Sie maß im Anfang diese Erscheinung den unvollkommenen Gestaltungen bei, welche das Licht des Mondes, durch die Baumzweige fallend, hervorbrachte; aber bald zeigte sich noch ein Kopf, dann wieder einer, dann viele. Jezt sah sie, wie die Zweige sich bogen und gewaltsam wieder erhoben. Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und glaubte in der ersten dieser Gestalten, welche wie Schatten auftauchten, Bodenfest zu erkennen. Voll Ungeduld, zu erfahren, ob hinter diesem geheimnißvollen Marsch nicht irgend ein Verrath stecke, stürzte sie in den Hof.

Als Francine am Ufer des See's angekommen war, hörte sie ein leichtes, fast unmerkliches Geräusch, wie ungefähr ein wildes Thier es hervorbringen kann, das in nächtlicher Stille durch den Wald schleicht. Sie schauderte zusam-

men, behielt aber ihre Fassung. Neugier und Sorge für ihre Gebieterin gaben ihr schnell eine List ein, sie sah den Wagen noch im Hofe stehen, und versteckte sich in demselben.

Bald erblickte sie Pillemiche, der aus dem Stalle kam; er war von zwei Landleuten begleitet, und Alle drei trugen Strohbüschel. Sie machten damit eine lange Streue vor dem unbewohnten Theile des Gebäudes, der dem kleinen Thore, das zum See führte, und jenseits welchem die Chouans sich mit einer Stille gelagert hatten, welche irgend ein verrätherisches Vorhaben beurkundete, gegenüber lag.

„Du streust ihnen da Stroh hin, als ob sie wirklich darauf schlafen sollten. Genug, Pillemiche, genug!" sagte eine rauhe Stimme, welche Francine alsbald erkannte.

„Nun, werden sie denn nicht darauf schlafen!" erwiederte Pillemiche mit rohem Gelächter. „Aber fürchtest Du nicht, daß der Bursche böse werden möchte?" fügte er so leise hinzu, daß es Francine nicht hörte.

„So mag er böse werden, die Blauen werden darum nicht wieder lebendig!" versezte Bodenfest. „Da steht ein Wagen," fuhr er fort, „den wir unter Dach bringen müssen."

Pillemiche zog den Wagen an der Deichsel und Bodenfest schob ihn au einem Rade, mit

solcher Behendigkeit, daß Francine in der Scheune war und auf dem Punkt stand, eingeschlossen zu werden, ehe sie noch Zeit hatte, über ihre Lage nachzudenken. Pillemiche gieng hinaus, um das Faß Cider zu bringen, das auf Befehl des Marquis der republikanischen Bedeckung ausgetheilt werden sollte. Bodenfest gieng an dem Wagen vorüber, um das Thor zu schließen, als plözlich eine Hand die langen Haare seiner Ziegenhaut faßte. Er erkannte jene Augen, deren sanfter Blick eine magnetische Kraft auf ihn übte, und blieb einen Augenblick wie bezaubert stehen.

Francine sprang schnell aus dem Wagen und sagte zu ihm mit jener scheltenden Stimme, welche einem geliebten zornigen Weib so wohl ansteht: „Peter, welche Nachrichten hast Du denn unterwegs dieser Dame und ihrem Sohne gebracht? Was geht hier vor? Warum versteckst Du Dich! Ich will Alles wissen! Verhehle mir Nichts!“

Auf diese Anrede nahm das Gesicht des Chouan einen Ausdruck an, den Francine noch nicht an ihm kannte. Er führte sie auf die Schwelle des Thores, wendete ihr Gesicht dem falben Lichte des Mondes zu und sagte, sie mit furchtbarem Blicke betrachtend: „Ja, bei meiner armen Seele! Francine, ich will Dir Alles

sagen, wenn Du mir zuvor auf diesen Rosenkranz geschworen hast."

Mit diesen Worten zog er einen abgenützten Rosenkranz unter seiner Ziegenhaut hervor.

„Auf diese Reliquie, welche Du wohl kennst," fuhr er fort, „schwöre mir, Wahrheit zu reden auf eine einzige Frage."

Francine erröthete, als sie diesen Rosenkranz erblickte, der ein altes Pfand ihrer Liebe war.

„Auf diesen Rosenkranz," fuhr der Chouan bewegt fort, „hast Du geschworen ..."

Er vollendete nicht. Das Mädchen hielt ihm mit der Hand die Lippen zu, um ihm Stillschweigen aufzulegen."

„Wozu brauche ich denn zu schwören?" — fragte sie.

Er ergriff sachte ihre Hand, sah sie einen Augenblick an und fragte dann in scharfem Tone: „Ist die Dame, der Du dienst, wirklich das Fräulein von Verneuil?"

Francine blieb unbeweglich stehen, mit herabhängenden Armen, niedergeschlagenen Augen, gesenktem Haupt, bleich und bestürzt.

„Sie ist eine Kundschafterin!" rief Bodenfest mit furchtbarer Stimme aus.

Bei diesem Worte hielt ihm die kleine Hand abermals den Mund zu, aber dießmal hielt er

nicht stille, sondern trat heftig zurück. Francine sah keinen Liebhaber mehr vor sich, sondern ein wildes Thier in seiner ganzen schrecklichen Natur. Seine Augbraunen und Lippen zogen sich gewaltsam zusammen, und er blöckte die Zähne, wie ein Hund, der seinen Herrn vertheidigt.

„Ha!" rief er aus, „ich habe Dich als Blume verlassen und finde Dich als Mist wieder. Ihr kommt, uns zu verrathen und den Burschen auszuliefern."

Diese Worte sprach er mit schäumendem Munde. Obgleich dieser Vorwurf Francine Furcht einflößte, so hob sie doch ihre schönen Augen zu dem wilden Gesichte des Chouan und erwiederte ruhig: „Peter! Bei meiner ewigen Seligkeit, das ist nicht wahr! Das sind Gedanken Deiner Dame."

Jezt ließ er das Haupt sinken; sie ergriff seine Hand, zog sie schalkhaft an sich und sagte: „Peter! Was mischen wir uns in diese Dinge? Hör' einmal, ich weiß nicht, wie Du etwas von diesen Sachen begreifen kannst, denn ich begreife selbst nichts davon! Aber bedenke, daß dieses schöne und edle Geschöpf eine fromme Dame und meine Wohlthäterin ist; sie ist auch die Deinige, und wir leben wie zwei Schwestern. Es darf ihr nie ein Leid widerfahren, wo wir mit ihr

sind, wenigstens so lange wir leben. Schwöre mir dieß! Hier habe ich nur Dich, dem ich vertrauen kann."

„Ich führe hier nicht den Befehl," erwiederte der Chouan verdrießlich.

Sein Gesicht wurde düster. Sie nahm ihn an seinen großen Ohren und drückte sie sanft, wie wenn man einer Kaze schmeichelt.

„So verspreche mir wenigstens," fuhr sie fort, „für die Sicherheit unserer Wohlthäterin Alles zu thun, was in Deiner Macht steht."

Er schüttelte den Kopf, als ob er an dem Erfolg zweifle. In diesem kritischen Augenblick war die Bedeckung bis an das Thor gekommen. Die Schritte der Soldaten und das Geräusch ihrer Waffen wiedertönten im Hofe und machten der Unschlüssigkeit Bodenfest's ein Ende.

„Ich kann sie vielleicht retten," sagte er, „wenn Du machst, daß sie im Hause bleibt. Und was auch geschehen mag, bleibe Du selbst im Hause und mische Dich in nichts."

„Das verspreche ich Dir."

„Jezt schnell hinein und laß Deine Besorgniß selbst Deine Gebieterin nicht merken!"

Francine eilte der Treppe zu, der Chouan verschwand im Gebüsche.

Vierzehntes Kapitel.

„Weißt Du auch, Merle, daß mir dieses alte Schloß da wie eine wahrhafte Rattenfalle vorkommt!“ sagte Gérard.

„Ich sehe das selbst,“ erwiederte der Hauptmann nachdenklich.

Die beiden Offiziere stellten alsbald Schildwachen aus, um das Thor zu besezen und mit der Straße in Verbindung zu bleiben. Hierauf betrachteten sie den See und dessen Umgebungen voll Mißtrauen. „Bah!“ sagte Merle, „wir müssen uns entweder dieser alten Lotterfalle überliefern oder gar nicht hineingehen.“

„Also hinein!“ versezte Gérard.

Die Soldaten sezten ihre Gewehre in Pyramiden und stellten sich vor der Streue auf, worauf das Faß mit Cider lag. Nachdem sie ihre Waffen abgelegt hatten, theilten sie sich in einzelne Gruppen, unter welche zwei Landleute Roggenbrod und Butter zu vertheilen begannen. Der Marquis holte die beiden Offiziere in den Saal ab. Als der Hauptmann Merle von oben einen Blick auf die Umgebungen des Schlosses geworfen hatte, ließ er die Sergeanten Schönfuß und Herzschlüssel zu sich rufen.

„Ihr Beide,“ sagte er, „recognoscirt ein wenig die Gebüsche und Hecken da herum, hört

Ihr's? Dann stellt Ihr eine Schildwache vor euerm Strohlager auf."

„Können wir unser Feuer anzünden, ehe wir auf die Jagd gehen?" fragte Herzschlüssel.

Der Hauptmann nickte mit dem Kopf.

„Du wirst selbst einsehen, Herzschlüssel," sagte Schönfuß, „daß der Hauptmann nicht wohl thut, sich in dieses Wespennest zu stecken. Wenn der Oberst Hulot uns befehligt hätte, so hätte er sich gewiß nicht hieher verirrt; wir sind ja da in einem wahren Fuchsbau."

„Wie bist Du doch so dumm!" erwiederte Herzschlüssel. „Du hältst Dich für superfein, und erräthst nicht einmal, daß dieses Schilderhaus da das Schloß der liebenswürdigen Weibsperson ist, um die unser lustiger Merle herumstreicht, welcher der pfiffigste Hauptmann in der Armee ist! Er heirathet sie, das ist so klar wie ein wohlgepuztes Bajonett. Das wird der Halbbrigade Ehre bringen, denn das ist ein Weibsbild — Donnerwetter!"

„Du magst Recht haben," versezte Schönfuß. „Aber der beste Cider schmeckt mir nicht, wenn ich ihn in der Nähe solcher verfluchten Hecken trinken muß."

„Schönfuß, mein Freund, Du hast zu viel Einbildungskraft für einen Soldaten. Du solltest Verse für das Nationalinstitut machen."

„Wenn ich zu viel Phantasie habe, so hast Du zu wenig, und Du wirst eine lange Zeit brauchen, bis Du erster Consul wirst.“

Die Soldaten lachten den Sergeanten Herzschlüssel aus, denn er suchte umsonst in seiner Patrontasche nach einem Wiz, um ihn seinem Gegner an den Kopf zu werfen.

„Jezt zum Recognosciren!“ sagte Schönfuß. „Ich wende mich rechts.“

„Je nun, so mache ich mich links. Aber nur einen Augenblick Geduld, ich will zuvor ein Glas Cider trinken, denn mein Gaumen ist ganz trocken und brennt mich wie Feuer.“

Diese linke Seite, deren Recognoscirung Herzschlüssel auf solche Weise aufschob, war gerade der gefährliche Hinterhalt, in welchen sich die Chouans gelegt hatten.

Als der Hauptmann Merle in den Salon trat und die Gesellschaft grüßte, warf er einen durchdringenden Blick auf die Männer, aus welcher sie bestand. Sein Verdacht wurde dringender, er gieng schnell zu Fräulein von Verneuil und sagte ihr leise: „Ich halte dafür, daß Sie schnell von hier aufbrechen sollten; wir sind an diesem Orte nicht sicher.“

Sie lachte.

„Fürchten Sie etwas in meinem Hause?“

fragte sie. „Sie sind hier sicherer, als Sie selbst zu Mayenne waren.“

Ein Weib verbürgt sich stets mit Zuversicht für seinen Geliebten. Merle entfernte sich ganz verwirrt und suchte Gérard zu beruhigen.

In diesem Augenblicke begab sich die Gesellschaft in den Speisesaal, trotz einiger unbedeutenden Redensarten, welche sich auf einen ziemlich wichtigen Gast bezogen, der noch fehlte.

Fräulein von Verneuil konnte unter Begünstigung des Stillschweigens, das bei'm Anfang jedes Essens herrscht, diese sonderbare Versammlung unbemerkt ein wenig mustern. Eine Thatsache überraschte sie. Die beiden republikanischen Offiziere dominirten die Gesellschaft durch den imposanten Charakter ihrer Physiognomien.

„Oh!“ sagte sie für sich, „da ist die Nation, da ist die Freiheit!“

Dann warf sie einen Blick auf die Royalisten: „Und dort ist ein Mensch, ein König, Vorrechte!“

Sie konnte der Figur des Hauptmanns Merle ihren Beifall nicht versagen; er entsprach ganz der Idee jener erprobten französischen Soldaten, die singen und pfeifen, wenn rings um sie her der Tod seine Erndte hält. Gérard gebot Achtung. Ernst und kaltblütig, stellte er eine jener wahrhaft republikanischen Seelen dar,

welche man zu jener Epoche häufig in der französischen Armee traf, und deren uneigennützige und unbelohnte Aufopferungen in einer bis dahin unbekannten Energie hervortraten.

„Das ist einer meiner weitblickenden Männer," sagte das Fräulein für sich, „auf die Gegenwart gestützt, welche sie beherrschen, vernichten sie die Vergangenheit zum Heile der Zukunft."

Dieser Gedanke machte sie traurig, weil er sich nicht auf ihren Geliebten bezog. Sie wandte sich jetzt diesem zu, um sich durch eine anderweitige Bewunderung an der Republik zu rächen, welche sie bereits haßte. Als sie den Marquis von jenen nicht wenig verwegenen, fanatischen, auf die Zukunft vertrauenden Männern umgeben sah, die eine siegreiche Republik anzugreifen wagten, um auf ihren Trümmern eine abgestorbene Monarchie, eine vernichtete Religion, fahrende Prinzen und erloschene Vorrechte wieder aufzurichten, sagte sie zu sich: „Dieser ist ebenso kräftig, als Jener, denn, sich an Trümmer anklammernd, will er aus der Vergangenheit die Zukunft machen."

Jetzt, in Traumbildern lebend, schwankte ihr Geist zwischen den alten und neuen Ruinen. Ihr Gewissen rief ihr zwar zu, daß der Eine sich für einen Menschen schlage, der Andere für ein Land.

Aber sie war bereits fest überzeugt, daß das Glück dieses Landes von dem System abhänge, das ihr Geliebter vertheidigte.

Der Marquis hörte im Salon die Schritte eines Mannes und erhob sich, ihm entgegenzugehen. Er erkannte in ihm den erwarteten Gast, der, überrascht durch den Anblick dieser Gesellschaft, sprechen wollte; allein der Marquis gab ihm hinter dem Rücken der Republikaner ein Zeichen, zu schweigen und am Tische Platz zu nehmen.

Je mehr die republikanischen Offiziere die Physiognomien ihrer Wirthe analysirten, um so höher stieg ihr Verdacht. Die geistliche Kleidung des Abbé Gudin und die seltsamen Kleidungen der Chouans forderten sie zur Umsicht auf. Sie verdoppelten ihre Aufmerksamkeit und entdeckten auffallende Contraste zwischen den Manieren der Gäste und ihren Reden. So überspannt der durch einige von ihnen ausgesprochene Republikanismus war, so aristokratisch waren dagegen die Gewohnheiten Anderer. Gewisse Blicke, welche der Marquis mit seinen Gästen wechselte, gewisse doppelsinnige Redensarten, die unklug ausgestoßen wurden, brachten die beiden Officiere zu gleicher Zeit auf die rechte Spur. Sie eröffneten einander ihre Gedanken durch einen bezeichnenden Blick, denn Madame Gua war vor-

sichtig genug gewesen, sie an der Tafel von einander zu trennen. Ihre Lage gebot ihnen Umsicht, denn sie wußten nicht, ob sie Meister des Schlosses seyen, oder ob man sie in einen Hinterhalt gelockt habe, und ob Fräulein von Verneuil getäuscht oder Mitschuldige dieses unerklärbaren Abentheuers sey. Ein unerwartetes Ereigniß beschleunigte die Krisis, ehe sie deren ganzes Gewicht erkennen konnten.

Nachdem der zuletzt angekommene Gast durch große Fertigkeit im Essen die verlorene Zeit nachgeholt hatte, erhob er die Augen zur Tischgesellschaft. Sein Staunen stieg, als er die beiden republikanischen Offiziere erblickte, und er befragte Madame Gua durch einen Blick. Statt aller Antwort bezeichnete sie ihm Fräulein von Verneuil mit den Augen. Als er einen Blick auf diese geworfen hatte, brach er in ein unverschämtes höhnisches Lachen aus, neigte sich zum Ohre seines Nachbars und flüsterte ihm einige Worte zu. Diese Worte, welche für Fräulein von Verneuil und die beiden Offiziere ein Geheimniß blieben, giengen von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund, bis sie zum Marquis gelangten, dessen Herz sie tödtlich verwunden mußten.

Die Anführer der Vendéer und Chouans hefteten ihre Blicke mit verwundender Neugier auf den Marquis von Montauran. Madame

G u a blickte mit vor Freude strahlenden Augen bald den Marquis, bald das erstaunte Fräulein an. Die republikanischen Offiziere waren unruhig und erwarteten mit Ungeduld das Ergebniß dieses seltsamen Austritts. Tiefe Stille herrschte im Saale und alle Blicke ruhten auf dem Marquis. Sein Gesicht war gelb wie Wachs, und eine furchtbare Wuth malte sich in seinen Zügen. Er wandte sich gegen den Gast, von welchem dieser Schlangenbiß ausgegangen war, und rief mit einer Stimme, die wie in Trauerflor gehüllt war: „Tod und Leben, Graf! Ist es wahr?“

„Auf meine Ehre!“ erwiederte der Graf und neigte sich ernst.

Der Marquis schlug eine Minute die Augen nieder, dann erhob er sie wieder und sah Fräulein von V e r n e u i l mit einem Blicke an, der ihr Todesurtheil enthielt.

„Ich gebe mein Leben,“ sagte er halblaut, — „wenn ich mich auf der Stelle rächen kann.“

Madame G u a verstand diese Worte schon an der Bewegung seiner Lippen und lächelte ihm zu. Die allgemeine Verachtung für Fräulein von V e r n e u i l, die sich auf allen Gesichtern abspiegelte, brachte die Entrüstung der Republikaner auf's höchste, und sie erhoben sich barsch von ihren Sitzen.

„Was steht zu Dienst, Bürger?“ fragte Madame Gua.

„Unsere Degen, Bürgerin!“ erwiederte Gérard ironisch.

„Sie brauchen bei Tische Ihre Degen nicht,“ fiel der Marquis kaltblütig ein.

„Nein, aber wir werden das Spiel spielen, das Sie kennen,“ versetzte Gérard. „Ich hoffe, daß wir etwas näher zusammentreffen werden, als auf dem Hügel von Pelerine.“

Die Gesellschaft war in Bestürzung. In diesem Augenblicke ließ sich ein furchtbares Gewehrfeuer hören. Die beiden Offiziere, denen der Marquis folgte, stürzten auf den Altan. Dort erblickten sie einen großen Haufen Chouans, der eben auf einige Soldaten anlegte, welche die erste mörderische Salve noch übrig gelassen hatte.

Pillemiche erblickte Gérard und legte seine Büchse auf ihn an. Bodenfest nahm den Hauptmann Merle auf's Korn.

„Hauptmann,“ sagte der Marquis kaltblütig, „sehen Sie da: Die Menschen sind wie Mispeln, sie reifen auf dem Stroh.“

Mit diesen Worten deutete er auf die ermordeten Soldaten, die auf dem blutigen Strohlager umherlagen und von den Chouans nackt ausgezogen wurden.

„Ich hatte Recht,“ fuhr der Marquis fort,

„als ich Ihnen sagte, daß Ihre Soldaten nicht bis zu der Höhe von Pelerine kommen würden. Auch glaube ich, daß Ihr Kopf bälder mit Blei gewaschen werden wird, als der meinige. Was sagen Sie dazu?“

„Was wir dazu sagen?“ erwiederte Gérard mit Verachtung. „Das sage ich, daß ich lieber umkommen will, wie meine ermordeten Kameraden, als siegen und überleben, wie Sie, feiger Meuchelmörder!“

„Habt Ihr nicht auch Ludwig XVI. ermordet?“

„Mein Herr!“ versetzte Gérard mit Würde, „in dem Prozesse eines Königs walten Geheimnisse, welche ein Mensch, wie Sie sind, nie begreifen wird.“

„Den König anklagen und hinrichten!“ rief der Marquis außer sich.

„Gegen sein Vaterland die Waffen tragen!“ entgegnete Gérard im Tone der Verachtung.

„Einfalt!“ sagte der Marquis.

„Vatermord!“ rief der Republikaner aus.

„Königsmord!“

„Willst Du noch disputiren, wo Du den Tod vor Augen hast?“ rief ihm der Hauptmann scherzend zu.

„Du hast Recht,“ sagte Gérard kaltblütig. „Mein Herr!“ wendete er sich an den Mar-



quis, „wenn es Ihre Absicht ist, uns erschießen zu lassen, so bitte ich darum, daß es gleich geschieht.“

„Jetzt bist Du auf dem rechten Weg!“ sagte der Hauptmann. „Aber, lieber Freund, wenn man einen so weiten Weg vor sich hat, und für den andern Morgen keinem Frühstück entgegensieht, so ißt man vorher zu Nacht.“

Gérard antwortete nicht, sondern trat festen Schrittes an den Rand der Altane. Pillemiche nahm ihn aufs Korn und sah den Marquis an. Als Dieser kein Zeichen von sich gab, nahm der Chouan das Schweigen seines Anführers als Befehl an und schoß den Republikaner nieder.

„Wenn Sie vollends zu Nacht essen wollen, Hauptmann, so kommen Sie mit mir,“ sagte der Marquis, der die Absicht hatte, ihn zum Behufe der Auswechslung gefangen zu halten.

Der Hauptmann kehrte mechanisch mit dem Marquis in den Speisesaal zurück und machte sich mit halblauter Stimme den Vorwurf: „Das thue ich dieser Teufelsdirne zu lieb! Was wird Hulot dazu sagen!“

„Dieser Dirne!“ wiederholte der Marquis in dumpfem Tone. „Es ist also wirklich eine gemeine Dirne?“

Er folgte dem Hauptmann bleich, stumm und mit schwankendem Schritte in das Zimmer.

Inzwischen war im Saal eine andere Scene aufgeführt worden. Als die Gäste das Gewehrfeuer hörten, waren sie Alle aufgestanden, außer Madame Gua.

„Bleiben Sie sitzen," sagte sie, „es ist weiter nichts, als daß unsere Leute die Blauen tödten."

Nachdem der Marquis sich entfernt hatte, stand sie auf.

„Dieses Frauenzimmer da" rief sie mit zurückgehaltener Wuth, „hat den Versuch gemacht, unsern Anführer der Republik auszuliefern."

„Seit diesem Morgen hätte ich ihn schon zwanzigmal ausliefern können, und vielleicht habe ich ihm das Leben gerettet," erwiederte Fräulein von Verneuil.

Jetzt stürzte Madame Gua mit Blitzesschnelle auf ihre Nebenbuhlerin los, zerriß ihr das Kleid, das Unterkleid und das Hemd, zerfleischte ihr mit ihren Nägeln Hals und Busen, und schlug sie mit Fäusten.

Bei dem schwachen Widerstand, den das Fräulein diesem wüthenden Weibe leistete, fielen ihre Haare in langen Locken auf Brust und Rücken herab; ihr Gesicht glühte vor Schaam und Un-

willen, und einige große Thränentropfen entfielen ihren Augen.

„Sehen Sie jetzt, meine Herren, ob ich dieses abscheuliche Geschöpf verläumdet habe," fuhr Madame Gua fort. „Hier ist eine Ordre, von Laplace unterzeichnet, von Dubois-Crancé und Fouché contrasignirt, und sie lautet, wie folgt:

„Die Bürger Militär-Befehlshaber aller Grade, die Bezirksbeamten, die Prokuratoren 2c. der im Aufstand befindlichen Departements, und besonders jener Orte, wo sich der vormalige Marquis von Montauran, Anführer der Straßenräuber und „der Bursche" genannt, befinden wird, haben der Bürgerin Marie Verneuil Hülfe und Beistand zu leisten und die Befehle zu befolgen, welche sie ihnen ertheilen wird, Jeder innerhalb der Befugnisse seines Amtes 2c."

„Eine Operntänzerin einen erlauchten Namen annehmen und ihn durch eine solche Schändlichkeit beschimpfen!" fügte Madame Gua hinzu.

Alle gaben Zeichen des Erstaunens von sich.

„Die Parthie ist ungleich, wenn die Republik so schöne Weiber gegen uns schickt," sagte der Chevalier de Renty scherzend.

„Besonders solche Dirnen, die nichts auf's Spiel setzen," fiel Madame Gua ein.

„Nichts?" sagte der Waldschütze. „Dieses Frauenzimmer hat gleichwohl von der Natur ein Erbtheil erhalten, das ihr viel eintragen muß."

„Die Republik ist recht gut gelaunt, daß sie uns Freudenmädchen als Großbotschafterinnen zuschickt!" rief der Abbé Gudin aus.

„Unglücklicherweise aber sucht diese Dame Vergnügungen auf, die ein blutiges Ende nehmen," sagte Madame Gua mit einem furchtbaren Ausdruck.

„Wie kommt es dann, daß Sie noch leben, Madame?" versetzte das Fräulein, indem sie ihr Gewand wieder in Ordnung brachte.

Dieses beißende Epigramm brachte die Gesellschaft zum Schweigen, indem es ihr eine Art Achtung für ein im Tode noch stolzes Schlachtopfer einflößte. Madame Gua sah ein ironisches Lächeln über die Lippen der royalistischen Anführer fliegen, das sie mit Wuth erfüllte.

„Pillemiche!" sagte sie, sich der Thüre zuwendend, „Pillemiche, führe sie fort."

Sie deutete mit dem Finger auf Fräulein von Verneuil und war so außer sich vor Zorn, daß sie den Marquis und den Hauptmann nicht bemerkte, die unbeweglich unter der Thüre stunden und diesem entsetzlichen Auftritt zusahen.

„Das ist mein Antheil an der Beute," fuhr sie fort, „ich gebe ihn Dir, mache damit, was Du willst."

Die Zuhörer schauderten bei diesen Worten.

Die scheußlichen Gesichter von Bodenfest und Pillemiche, die hinter dem Marquis stunden, vollendeten das Gräßliche dieser Scene. Der Tod erschien in seiner ganzen Schreckens-Gestalt.

Francine, aufrecht, die Augen voll Thränen, mit gefalteten Händen, stand wie vom Blitze gerührt. Fräulein von Verneuil fand in der Gefahr die ganze Gegenwart ihres Geistes wieder; sie warf einen verachtungsvollen Blick auf die Gesellschaft, riß Madame Gua die offene Ordre aus der Hand, erhob stolz das Haupt und stürzte sich mit flammenden Blicken der Thüre zu, an welcher der Degen des Hauptmann Merle stehen geblieben war. Hier stieß sie auf den Marquis; er stand da, kalt und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nichts sprach für sie auf diesem Gesichte, dessen Züge alle fest und starr waren. Dieß verwundete sie tief, und das Leben ward ihr verhaßt. Er hatte ihre Beschimpfung mit angesehen und war ruhiger Zuschauer geblieben! Sie warf einen Blick voll Wuth und Haß auf ihn, ergriff den Degen, schwang ihn gegen den Marquis und stieß zu. Der Stich gieng

zwischen dem Arm und der Seite durch, der Marquis ergriff sie am Arm und riß sie aus dem Saale.

Bei diesem Anblick ließ Francine einen durchdringenden Schrei hören.

„Peter! Peter! Peter!" rief sie in jammervollen Tönen und folgte ihrer Gebieterin.

Der Marquis ließ die Gesellschaft in Bestürzung zurück und schloß die Thüre hinter sich. Er hielt sie krampfhaft fest am Arm und zog sie auf die Altane.

Sie sah ihm kalt in's Gesicht und sagte: „Mein Herr, Sie thun mir weh!"

Statt aller Antwort sah er sie einige Augenblicke an.

„Wollen Sie Ihre gemeine Rache nehmen, wie dieses Weib?" sagte sie.

Jetzt erblickte sie die Leichname der Republikaner auf dem blutbefleckten Strohlager.

„Ah! ah! ah!" rief sie aus. „Das ist das Wort eines Edelmanns!"

Nach diesem furchtbaren Auflachen fügte sie kalt hinzu: „Ein schöner Tag!"

„Ein schöner Tag!" wiederholte er, „aber er hat keinen Morgen!"

Er warf einen langen Blick auf das reizende Geschöpf. Es war ihm schmerzlich, es zu missen. Zwei entgegengesetzte Seelen kämpften in ihm.

Ihre Rettung hätte sie vielleicht nur eine Thräne gekostet. Sie blickte ihm stolz und thränenlos in die Augen. Jetzt wandte er sich und ließ Pillemiche sein Opfer.

„Ich sterbe also unbeweint!“ sagte sie.

Pillemiche führte sie mit sanfter Gewalt und nicht ohne eine Beimischung von Respect ab.

Der Marquis stieß einen Seufzer aus und gieng in den Saal zurück. Sein Gesicht glich dem eines Todten, dem keine mitleidige Hand die Augen geschlossen hat.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gäste begriffen nicht, daß der Hauptmann Merle noch lebe und im Saale sey. Sie waren sichtbar erstaunt darüber.

Der Hauptmann wurde es gewahr und sagte ruhig lächelnd: „Ich hoffe nicht, meine Herrn, daß Sie einem Menschen, der eine lange Reise vor sich hat, ein Glas Wein versagen werden.“

In diesem Augenblicke trat der Marquis wieder in das Zimmer.

„Ha! da ist ja mein Kriegsrichter!“ sagte er und reichte ihm eine ganze Bouteille dar.

„Schönen Dank, Bürger!“ — versetzte der

Hauptmann, „das könnte zu viel werden, und betrinken will ich mich nicht.“

„Wir wollen ihm den Nachtisch ersparen,“ fiel Madame Gua ein.

„Sie sind sehr rasch in Ihrer Rache, Madame!“ erwiederte der Hauptmann. „Ich werde nicht zögern, denn mein ermordeter Freund wartet auf mich.“

„Hauptmann,“ sagte jetzt der Marquis und warf ihm seinen Handschuh zu, „Sie sind frei! Dieser Handschuh ist Ihr Paß. Die Jäger des Königs werden ihn respectiren.“

„Sie haben Unrecht“ versetzte der Hauptmann trocken, „denn wenn Sie in meine Hände fallen, werde ich Sie nicht begnadigen. Leben Sie wohl, meine Herren!“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

„Nun, ihr Herren!“ fragte der Marquis, ihm nachblickend, „was sagt ihr zu den Schreibern, Advokaten und Doctoren, welche die Republik leiten!“

Der Hauptmann hatte sich deßhalb so schnell entfernt, weil er Fräulein von Verneuil zu retten hoffte. Als er in den Hof kam, fand er ihn leer. In der Ferne hörte er die lauten fröhlichen Stimmen der Chouans, die im Garten tranken. In diesem Augenblick fühlte er sich an dem Hintertheil seiner Uniform leicht gezogen;

er blickte um sich und sah Francine vor sich knieen.

„Wo ist sie?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht. Peter hat mich fortgejagt und mir befohlen, mich nicht zu rühren.“

„Wohin zu sind sie gegangen?“

„Da hinaus!“ antwortete sie, gegen der Straße deutend.

Jetzt gewahrten sie das Fräulein, deren weißes Kleid durch die Dunkelheit schimmerte; sie stund zwischen zwei dunkeln Gestalten.

„Das ist sie, laß uns gehen!“ rief der Hauptmann.

„Man wird Sie umbringen!“ warnte Francine.

„Gleichviel!“ erwiederte er, „ich war heute schon nahe genug daran!“

Beide giengen dem Thore zu, jenseits dessen die düstere Scene aufgeführt wurde. Plözlich blieb Francine stehen.

„Nein,“ rief sie, „ich gehe nicht mit. Peter hat mir gesagt, daß ich mich nicht darein mischen solle; ich kenne ihn, wir werden Alles verderben. Thut, was Ihr wollt, Herr Offizier, aber geht von mir fort. Wenn Peter Euch bei mir sähe, würde er Euch umbringen.“

In diesem Augenblick erschien Pillemiche am Thore, rief dem Postillon, der im Stalle geblieben war, sah den Hauptmann und schrie,

auf ihn anlegend: „Heilige Jungfrau von Auray! Der Pfarrer von Antray hat wohl Recht, uns zu sagen, daß die Blauen im Bunde mit dem Teufel stehen. Warte Du, ich will Dir wieder kommen, nachdem man Dich schon einmal abgefertigt hat!“

„Halt!“ rief der Hauptmann. „Das Leben ist mir gesichert. Hier ist der Handschuh Deines Anführers.“

„Was Handschuh! Was Leben!“ rief der Chouan. „Du bist ein Geist, der wieder kommt!“

Mit diesen Worten schoß er den Hauptmann durch den Kopf. Francine trat hinzu und hörte ihn noch seine lezten Worte murmeln: „Lieber hier bei meinen Kameraden bleiben, als ohne sie zurückkehren!“

Der Chouan fieng an, ihn auszuplündern und sagte: „Das ist noch gut an diesen Gespenstern, daß sie mit ihren Kleidern wieder kommen!“

Als er in der Hand des Hauptmanns den Handschuh des Marquis, der ein geheiligter Paß war, erblickte, erstarrte er.

„O, steckte ich doch nicht in der Haut meiner Mutter!“ rief er aus und eilte davon.

Um dieses für den Hauptmann so unglückliche Zusammentreffen zu erklären, müssen wir Fräulein von Verneuil folgen, als der Marquis, von Wuth und Verzweiflung hingerissen,

sie Pillemiche überantwortet hatte. Francine hatte, mit Thränen im Auge, Bodenfest's Arm ergriffen und ihn an sein Versprechen erinnert.

Einige Schritte von ihnen zog Pillemiche sein Opfer fort. Das Fräulein, mit gesenktem Haupt und herabhängenden Haaren, wandte die Augen dem See zu, aber ein eiserner Arm hielt sie fest und sie mußte dem Chouan folgen. Er wendete sich mehrmals um, um sie zu betrachten oder um ihren Gang zu beschleunigen, und jedesmal lockte ein jovialer Gedanke ein abscheuliches Lächeln auf sein Gesicht.

„Das ist ein Bissen!“ rief er mit plumpem Entzücken aus.

Als Francine diese Worte hörte, wurde sie der Sprache wieder mächtig.

„Peter!“

„He!“

„Er will sie also umbringen.“

„Nicht gleich!“

„Nein, das läßt sie sich nicht gefallen, und wenn sie stirbt, sterbe ich auch!“

„Du liebst sie zu sehr, um sie sterben zu sehen.“

„Wenn wir reich und glücklich sind, so danken wir es ihr, aber gleichviel, hast Du nicht versprochen, sie zu retten?“

„Ich will es versuchen, aber bleibe da und rühre Dich nicht!“

Francine ließ Bodenfest's Arm los und blieb in der furchtbarsten Unruhe im Schloßhofe zurück.

Bodenfest traf seinen Spießgesellen in der Scheune. Pillemiche hatte das Fräulein gezwungen, in den Wagen zu steigen, und sprach nun die Beihülfe seines Kameraden an, die Kalesche herauszuschieben.

„Wo hinaus willst Du mit Allem dem?“ fragte Bodenfest.

„Die Dame hat mir das Weib gegeben, und Alles, was sie hat, ist mein.“

„Gut, was den Wagen betrifft, das gibt Geld, aber was willst Du mit dem Weibe machen? Sie wird Dir das Gesicht zerkrazen, wie eine wilde Kaze.“

„Ich nehme sie heim und binde sie an,“ versezte Pillemiche mit rohem Gelächter.

„So laß uns die Pferde vorspannen!“

Bodenfest zog den Wagen zum Thor hinaus. Pillemiche sezte sich neben das Fräulein, ohne wahrzunehmen, daß sie sich fertig machte, sich aus dem Wagen in den See zu stürzen.

„Ho! Pillemiche!“ rief Bodenfest.

„Was gibt's?“

„Ich kaufe Dir Deinen ganzen Kram ab."

„Machst Du Spaß?"

„Ernst! Laß mich sie sehen!"

Das Fräulein mußte aus dem Wagen steigen und zwischen die beiden Chouans stehen. Jeder faßte sie an einer Hand, und sie betrachteten sie vom Kopf bis zu den Füßen, wie weiland die beiden Aeltesten die keusche Susanna betrachtet haben mochten.

„Willst Du," sagte Bodenfest und stieß einen Seufzer aus, „willst Du hundert Livres guter Renten und das Haus des Thomas zu Ernée?"

„Ernst?"

„Ernst! Top!"

„Damit kann man eine gute Bretagnerin haben. Aber wem gehört der Wagen?"

„Mein!" rief Bodenfest mit einer gebietenden Stimme aus, worin sich jene Ueberlegenheit aussprach, welche ihm die Wildheit seines Characters über alle seine Kameraden gab.

„Wenn aber Gold darin wäre?"

„Hast Du nicht eingeschlagen?"

„Ja, ich habe eingeschlagen."

„Nun, so hole den Postillon, der im Stalle geknebelt ist."

„Wenn aber Gold darin..."

„Ist Gold darin?" fragte der Chouan das Fräulein, indem er sie am Arme rüttelte.

„Etwa hundert Thaler."

Die beiden Chouans sahen sich an.

„Je nun, Freund," flüsterte Pillemiche seinem Spiesgesellen zu, „einen Stein an den Hals und in den See mit ihr! Dann theilen wir das Gold. Was brauchen wir uns wegen einer Blauen zu entzweien?"

„Ich gebe Dir die hundert Thaler von meinem Antheil an Orgemonts Ranzion," — brummte Bodenfest.

Pillemiche stieß einen rauhen Freudenschrei aus und holte den Postillon. Im Hofe traf er mit dem Hauptmann zusammen. Als Bodenfest den Schuß hörte, stürzte er in den Hof, wo er Francine neben des Hauptmanns Leiche auf den Knieen betend fand, so sehr hatte sie der Anblick dieses Mordes erschüttert.

„Gehe zu Deiner Gebieterin," fuhr er sie rauh an, „sie ist gerettet, aber wir sind ruinirt."

Er holte selbst den Postillon, kam blizschnell zurück und erblickte im Vorübergehen des Marquis Handschuh, welchen die Hand des Ermordeten noch krampfhaft festhielt.

„Oh! Oh!" rief er aus, „da hat Pille-

miche einen sauberen Streich gemacht! Der wird wohl seine Renten nimmer brauchen!"

Bodenfest nahm den Handschuh und gab ihn dem Fräulein, die schon mit Francine im Wagen saß. „Nehmt diesen Handschuh," sagte er, „und wenn Ihr unterwegs angegriffen werdet, so ruft: Ho! der Bursche! Zeigt den Handschuh vor, und es wird Euch kein Leid geschehen!"

„Francine," fuhr er fort, „wir sind wett mit diesem Weibe. Komm mit mir, und sie mag zum Teufel fahren."

„In diesem Augenblicke soll ich sie verlassen!" sagte Francine schmerzlich. Bodenfest kratzte hinter dem Ohre, dann hob er die Augen und erwiederte mit wilder Miene: „Das ist billig! Du kannst noch acht Tage bleiben. Wann diese vorüber sind, und Du kommst nicht zu mir..."

Er schlug auf seine Büchse, machte die Geberde des Anlegens auf seine Geliebte und floh davon, ohne die Antwort abzuwarten.

Sobald der Chouan fort war, rief eine dumpfe Stimme, die aus dem See zu kommen schien, „Madame! Madame!" Ein Soldat trat hinter einem Baume hervor, es war der Sergeant Schönfuß.

„Lassen Sie mich hinten auf Ihren Wagen

steigen, sonst bin ich ein verlorener Mann," sagte er. „Das verfluchte Glas Cider, das Herzschlüssel noch trinken wollte, hat mehr als eine Tonne Blut gekostet. Hätte er, wie ich, gleich seine Runde gemacht, so lebten unsere armen Kameraden noch."

Er stieß einen Seufzer aus und stieg hinten auf den Wagen.

Inzwischen hatten die royalistischen Anführer bei der Weinflasche Kriegsrath gehalten und auf die Gesundheit der Bourbons getrunken. Der Schuß, womit Pillemiche den Hauptmann tödtete, wiedertönte im Saal. Madame Gua, welche glaubte, daß er dem Fräulein gegolten habe, schauderte zusammen. Der Marquis verließ das Zimmer. Madame Gua trat an das Fenster und sah den Wagen die Anhöhe hinauffahren. Der Schleier des Fräuleins, vom Winde ergriffen, flatterte außerhalb desselben. Bei diesem Anblick verließ Madame Gua wüthend das Zimmer.

Der Marquis sah in den Hof, in welchem etwa 150 Chouans theils aßen und tranken, theils die Todten in's Wasser warfen, nachdem sie ihnen Steine an den Hals befestigt hatten. Der wilde, barbarische Anblick, den diese Menschen darboten, war neu und auffallend für den Marquis von Chatillon, der bisher nur Vendéer gesehen

hatte, deren Haltung weit regelmäßiger und deren Betragen gesitteter war. Er sagte zu Montauran: „Was hoffen Sie mit solchem Vieh ausrichten zu können?"

„Nicht viel, nicht wahr?" erwiederte Montauran.

„Werden sie im Angesicht der Republikaner manöuvriren lernen?"

„Niemals!"

„Werden sie im Kanonenfeuer stehen?"

„Niemals!"

„Werden sie Ihre Befehle begreifen und vollziehen lernen?"

„Niemals!"

„Wozu werden sie Ihnen dann nüze seyn?"

„Meinen Degen in das Eingeweide der Republik zu stoßen," erwiederte der Marquis mit donnernder Stimme, „Fougères in drei Tagen zu nehmen, und in zehn Tagen im Besize der ganzen Bretagne zu seyn. Gehen Sie jezt, mein Herr, reisen Sie nach der Vendée. Autichamp, Suzannet und Bernier sollen so rasch operiren, wie ich; sie sollen nicht mit dem ersten Consul unterhandeln, wie man mich befürchten ließ, und dann werden wir in zwanzig Tagen dreißig Stunden von Paris stehen."

„Aber die Republik schickt ja 60,000 Mann und den General Brune gegen uns."

„Sechzigtausend Mann! Wirklich!" versezte der Marquis scherzend. „Was den General Brune betrifft, der kommt nicht! Bonaparte hat ihn gegen die Engländer nach Holland geschickt, und der General Hedouville, der Freund unseres Freundes Barras, ersezt ihn hier. Verstehen Sie jezt?"

„Herr von Chatillon," fuhr der Marquis nach einer Pause fort, „mein Wahlspruch ist: Sieg oder Tod!"

„Sie sind noch jung, und Ihre Güter sind nicht alle verkaüft worden . . ."

„Was will Ergebenheit ohne Opfer heißen!"

„Kennen Sie den König genau?"

„Ja!"

„Dann bewundere ich Sie."

Sie trennten sich mit dem festen Entschlusse, die Republik auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Ereignisse dieses Tages hatten Fräulein von Verneuil so ergriffen, daß sie sich ganz erschöpft und wie halbtodt in den Wagen zurücklegte und Befehl ertheilte, nach Fougéres zu fahren. Francine war so still, wie ihre Gebieterin. Der Postillon, der ein neues Abentheuer

fürchtete, beeilte sich, die Landstraße zu erreichen, und war in kurzer Zeit auf dem Gipfel des Hügels Pelerine.

Fräulein von Verneuil durcheilte in dem dichten weißlichen Morgennebel das schöne und breite Thal des Couesnon und erblickte kaum von dem Gipfel des Hügels Pelerine den Schieferfelsen, auf welchem die Stadt Fougères erbaut ist. Die drei Reisenden waren noch etwa zwei Stunden davon entfernt. Als Fräulein von Verneuil die Morgen-Kälte empfindlich fühlte, erinnerte sie sich des armen Soldaten, der hinten auf dem Wagen saß, und ließ, trotz seiner Weigerung, nicht nach, bis er sich neben Francine in den Wagen setzte. Ihre Ankunft in Fougères entriß sie für einen Augenblick ihren düstern Gedanken, denn die Wache am Sct. Leonhards-Thore verweigerte ihr den Eingang und sie mußte ihre offene Ordre vorweisen. Jetzt als sie in diesen festen Platz kam, den damals die bewaffneten Einwohner vertheidigten, war sie außer aller Gefahr. Sie stieg in der Post ab.

„Madame," sagte hier der Sergeant Schönfuß zu ihr, „wenn Sie je irgend Jemand einen tüchtigen Säbelhieb abzureichen hätten, so steht Ihnen meine Faust und mein Leben zu Dienst. Ich heiße Jean Falcon, Schönfuß genannt, und bin Sergeant in der ersten Compagnie der

Hetzhunde des Obersten Hulot, 72ste Halbbrigade, mit dem Zunamen der Mainzer. Verzeiht meiner eiteln Zudringlichkeit, aber ich habe Euch nichts anzubieten, als ein muthiges Soldatenherz, das ist Alles, was ich zu dieser Stunde besitze!"

Schönfuß drehte sich auf dem Absatz um und gieng pfeifend ab.

„Je tiefer man in die Staatsgesellschaft hinabsteigt," sagte Fräulein von Verneuil mit Bitterkeit, „um so anspruchslos edlere Gefühle findet man. Ein Marquis giebt mir den Tod für das Leben, das ich ihm rette, und ein armer Sergeant .... Doch stille davon!"

Nachdem Fräulein von Verneuil in einem warmen Bette lag, wartete die getreue Dienerin auf ein freundliches Wort aus ihrem Munde, woran sie gewöhnt war, aber vergebens. Als ihre Gebieterin sie unruhig dastehen sah, sagte sie zu ihr in ernstem Tone: „Das heißt ein Tagewerk, Francine! Ich bin um zehn Jahre älter geworden."

Am andern Morgen fand sich Corentin bei ihr ein und sie ließ ihn vor sich.

„Francine!" sagte sie, „ich muß sehr unglücklich seyn, denn Corentin's Anblick ist mir nicht allzusehr zuwider."

Gleichwohl empfand sie, als sie diesen Menschen wiedersah, zum tausendsten Male einen in-

stinctmäßigen Widerwillen, den eine zehnjährige Bekanntschaft nicht zu mildern vermocht hatte.

„Nun,“ sagte er lächelnd, „ich glaubte, daß es gelingen würde. Es war also nicht Er, den Sie im Netze hatten?“

„Corentin!“ erwiederte sie mit langsam schmerzlichem Ausdrucke, „reden Sie mir nicht von dieser Geschichte, bis ich selbst davon anfangen werde.“

Er schwieg, gieng im Zimmer auf und ab, und warf Seitenblicke auf Fräulein von Verneuil, als wollte er die geheimen Gedanken dieses jungen Mädchens, dessen Anblick oft selbst die besonnensten Menschen in Verwirrung brachte, zu errathen suchen.

„Ich sah diesen Fehlschlag voraus,“ fuhr er nach einer Pause fort, „und wenn es Ihnen gefällig ist, Ihr Hauptquartier in dieser Stadt aufzuschlagen, so werden uns die Erkundigungen, die ich bereits eingezogen habe, von Nuzen seyn. Wir sind hier im Mittelpunkt der Chouanerie. Wollen Sie hier bleiben?“

Sie antwortete durch ein bejahendes Kopfnicken, welches Corentin Gelegenheit gab, über die Ereignisse des vorhergehenden Tags Vermuthungen anzustellen, die zum Theil wahr waren.

„Ich habe ein der Nation gehöriges Haus, das noch nicht verkauft ist, für Sie in Beschlag

genommen. Sie sind noch weit zurück in diesem Lande. Niemand wagte diese Baracke zu kaufen, weil sie einem Emigranten gehört, dessen Brutalität man fürchtet. Sie liegt nahe an der Leonhardskirche und hat eine schöne Aussicht. Das Haus ist noch recht wohnlich. Wollen Sie es beziehen?"

„Auf der Stelle!" rief sie aus.

„Ich brauche aber noch einige Stunden, um es in gehörigen Stand zu stellen, damit Sie sich behaglich darin finden."

„Was liegt an dem," erwiederte sie, „ich würde unbedenklich in einem Kloster, in einem Kerker wohnen. Sorgen Sie nur dafür, daß ich diesen Abend dort in der größten Einsamkeit ausruhen kann. Jetzt fort und lassen Sie mich in Ruhe! Sie sind mir unerträglich. Ich will mit Francine allein bleiben; ich verstehe mich vielleicht mit ihr besser, als mit mir selbst. Adieu! Gehen Sie! Gehen Sie!"

Diese Worte, mit geläufiger Zunge ausgestoßen, abwechselnd kokett, herrisch und leidenschaftlich, deuteten bei ihr auf eine vollkommene innere Ruhe. Der Schlaf hatte ohne Zweifel die Eindrücke des vorhergehenden Tages langsam gesondert, ihr Raum zur Ueberlegung gegeben, und sie hatte sich für Rache entschieden. Wenn bisweilen noch ein Anflug von Düsterkeit auf

ihrem Gesichte erschien, so war es nur ein Beweis der Kraft, die gewisse Weiber besitzen, die überspanntesten Gefühle tief in ihrer Seele zu begraben. Das Lächeln der Grazien schwebt auf ihren Lippen, während sie in finsterer Brust den Untergang ihres Opfers abwägen.

Sie war einzig mit dem Gedanken beschäftigt, auf welche Weise sie den Marquis lebendig in ihre Gewalt bringen könnte. Zum erstenmal hatte dieses Weib in ihren Gefühlen gelebt, aber von diesem Leben war ihr nur ein Gefühl übrig geblieben, das einer vollständigen, unbegränzten Rache. Dieß war ihr einziger Gedanke, ihre einzige Leidenschaft. Die wohlwollenden Worte ihrer Dienerin ließen sie stumm; sie schien mit offenen Augen zu schlafen, und dieser lange Tag vergieng, ohne daß eine Geberde oder Handlung jenes äußere Leben beurkundeten, das Zeugniß von unsern Gedanken giebt. Sie blieb auf einer Ottomane liegen, welche sie aus Sesseln und Kopfkissen selbst gemacht hatte. Erst am Abend ließ sie, Francine betrachtend, nachlässig die Worte fallen: „Mein Kind, ich habe gestern die Erfahrung gemacht, daß man lebt, um zu lieben, und heute begreife ich, daß man sterben kann, um sich zu rächen. Ja, ich will ihn suchen, wo er auch sey, ich will ihn beschmeicheln, ich will ihn fangen, und sollte es mich mein Leben kosten!

In wenigen Tagen muß ich diesen Menschen haben, demüthig, unterwürfig, zu meinen Füßen kriechend! Dieser Mensch, der mich öffentlich zu verachten wagte, soll mein Sclave, mein Knecht werden!“

Das Haus, welches sie bewohnte, bot ihr Gelegenheit genug dar, die Sucht nach Luxus und Eleganz, die ihr innewohnte, zu befriedigen. Corentin schaffte mit dem Eifer eines Liebhabers oder vielmehr mit der Servilität eines hochgestellten Mannes, welcher eine Untergebene, deren Dienste ihm gerade dienlich sind, beschmeichelt, Alles herbei, was ihr gefallen konnte. Am andern Morgen führte er sie in dieses improvisirte Hotel.

Ob sie gleich von ihrer selbstgeschaffenen Ottomane nur auf einen alterthümlichen Sopha übergieng, den ihr Corentin verschafft hatte, so nahm doch die phantastische Pariserin von diesem Hause Besitz als von Etwas, das ihr längst angehört hätte. Sie musterte mit wahrhaft königlicher Sorglosigkeit das Hausgeräthe und empfand eine plözliche Sympathie für die geringsten Meubles, als ob sie ihr längst lieb und bekannt gewesen wären. Es schien, als ob im Voraus ein Traum sie mit dieser Wohnung bekannt gemacht hätte, und sie lebte darin mit ihrem Hasse, wie sie mit ihrer Liebe gelebt haben würde.

„Ich habe wenigstens," sagte sie in ihrem Innern, „nicht jenes schmähliche Mitleid in ihm erregt, das durch Verzeihung tödtet, ich danke ihm mein Leben nicht. O, meine erste, einzige und lezte Liebe, welches Ende hast du genommen!" —

Plözlich warf sie sich, wie mit einem Saze, auf die bestürzte Francine: „Liebst Du? Ja Du liebst, ich erinnere mich dessen. So habe ich doch ein weibliches Wesen um mich, das mich versteht! Nun, meine arme Francine, ist ein Mann nicht ein abscheuliches Geschöpf? Er hatte mir Liebe geschworen und unterlag der leichtesten Prüfung! Hätte ihn die ganze Welt von sich gestoßen, in meinem Herzen wäre ihm eine Zuflucht offen gestanden; von der ganzen Menschheit angeklagt, würde ich ihn vertheidigt haben. Sonst sah ich die Welt nur mit Wesen angefüllt, die giengen und kamen, sie waren mir blos gleichgültig. Die Welt war mir düster, aber nicht schrecklich. Was ist mir aber jezt die Welt ohne ihn? Er lebt, ohne daß ich bei ihm bin, ohne daß ich ihn sehe, ohne daß ich mit ihm spreche, ohne daß ich seine Nähe fühle! Eher soll er sterben, und müßte ich ihn im Schlafe erwürgen!"

Die bestürzte Francine betrachtete sie einen Augenblick stillschweigend. „Tödten, den man liebt?" sagte sie mit sanfter Stimme.

„Ohne Weiteres, wenn er uns nicht mehr liebt.“

Nach diesen furchtbaren Worten bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, setzte sich nieder und schwieg. —

Am andern Morgen trat mit barschem Wesen ein Mann zu ihr ein, ohne zuvor gemeldet zu seyn. Er zeigte ein ernstes Gesicht, es war der Oberst Hulot. Sie erhob die Augen zu ihm und schauderte.

„Sie kommen,“ redete sie ihn an, „um mir Rechenschaft über Ihre Freunde abzufordern? Sie sind todt.“

„Ich weiß es,“ erwiederte er. „Sie sind nicht für die Republik gestorben.“

„Nein, für mich und durch mich. Sie reden mir von Vaterland! Giebt das Vaterland denen, die für es sterben, das Leben zurück, oder rächt es sie wenigstens? Ich will diese Todten rächen!“

Jetzt trat das düstere Bild der Katastrophe, deren Opfer sie geworden war, plötzlich vor die Augen ihres Geistes, und dieses einnehmende Wesen, das die Züchtigkeit als einen der ersten weiblichen Kunstgriffe betrachtete und gebrauchte, marschirte in einer Art Wahnsinn mit soldatischen Schritten auf den bestürzten Oberst los.

„Für einige ermordete Soldaten,“ rief sie aus, „will ich Euch ein Haupt unter das Beil



liefern, das viele tausend solche Köpfe werth ist. Die Weiber führen selten Krieg, aber Sie können, so alt Sie auch sind, in meiner Schule noch einige gute Kriegslisten lernen. Ich werde Ihren Bajonetten eine ganze Familie, ihre Vorfahren und ihre Nachkommen, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft überliefern. In eben dem Maaße, als ich wahr und gut gegen ihn gewesen bin, werde ich jetzt falsch und treulos seyn. Oberst, ich will ihn in mein Bett locken, und von dem Bett aus soll er auf das Blutgerüste steigen. Dann habe ich keine Nebenbuhlerin mehr. Er hat selbst sein Urtheil gesprochen: Ein Tag, der keinen Morgen hat! Ihre Republik und ich werden zu gleicher Zeit gerächt werden."

„Aber Sie haben ihn ja schon einmal unter den Händen gehabt," sagte Corentin.

„Allerdings!" erwiederte sie mit Bitterkeit.

„Warum haben Sie mich gehindert, ihn zu verhaften?" sagte der Oberst.

„Ich wußte damals nicht, daß er es war. Doch," fuhr sie ruhig fort, „wozu eitle Worte verlieren, wo man handeln soll. Ich will ihn aufsuchen."

„Aufsuchen?" fiel der Oberst ein. „Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein liebes Kind! Die Feinde sind Meister des flachen Landes, und wenn Sie sich aus der Stadt wagen, so können Sie

hundert Schritte vor den Mauern den Tod finden."

„Wer sich rächen will, spottet der Gefahr," erwiederte sie im Tone der Verachtung und verließ das Zimmer.

„Welch' ein Weib!" sagte der Oberst im Weggehen zu Corentin. „Was haben doch diese Leute von der Polizei in Paris gedacht! Sie wird ihn uns nie ausliefern," fügte er mit Kopfschütteln hinzu.

„Doch!" erwiederte Corentin.

„Merken Sie denn nicht, daß sie ihn liebt?"

„Das merke ich wohl, und ich bin da, damit sie keine Thorheit begehe; aber ich weiß auch, daß gegen die Summe von 200,000 Franken keine Liebe Stand hält."

Mit diesen Worten verließ der Diplomat den Soldaten.

Der Oberst folgte ihm mit den Augen, stieß einen Seufzer aus und sagte: „Wenn man solche Leute sieht, so muß man sich glücklich schätzen, ein Dummkopf zu seyn! Donnerwetter! Wenn ich dem Burschen begegne, so will ich ihm das Weiße im Auge zeigen. Besser, er fällt in ehrlichem Kampfe, als daß er von diesem Menschen da ausgeliefert wird. Wenn ich ihn vor ein Kriegsgericht stellen und hinrichten lassen müßte, so würde ich mich für so beschmutzt hal-

ten, als das Hemd eines Soldaten auf dem Rückzuge."

Der Oberst hatte den Befehl über seine Halbbrigade wieder übernommen. Das Verlangen, seine ermordeten Freunde zu rächen, hatte dazu ebensoviel beigetragen, als ein Schreiben des Kriegsministers, worin erklärt wurde, daß man unter den gegenwärtigen Umständen seine Entlassung nicht annehmen könne. Der ministeriellen Depesche war ein vertrauliches Schreiben beigefügt, worin ihm der Minister, ohne ihm jedoch über die Sendung des Fräulein von Verneuil nähern Aufschluß zu geben, meldete, daß ihr Auftrag mit den militärischen Operationen durchaus nichts zu schaffen habe, und daß er ihr blos im Falle der Noth Beistand zu leisten hätte.

Als nun der Oberst in Erfahrung brachte, daß die Chouans ihre Streitkräfte gegen Fougères concentrirten, so vereinigte er durch einen angestrengten Marsch die beiden Bataillone seiner Halbbrigade in diesem wichtigen Platze.

Siebenzehntes Kapitel.

Da die letzten Ereignisse dieser Geschichte mit der örtlichen Lage innig verknüpft sind, so

ist hier eine umständliche Lokalbeschreibung unumgänglich nothwendig, weil ohne dieselbe die Entwicklung der Ereignisse ihr Hauptinteresse verlieren würde.

Die Stadt Fougères liegt zum Theil auf einem Schieferfelsen, der einen Vorsprung der Berge bildet, welche im Westen das große Thal des Couesnon schließen und je nach den Localitäten verschiedene Namen führen. Auf dieser Seite ist die Stadt von jenen Bergen durch eine Schlucht getrennt, in welcher der kleine Fluß Nançon fließt. Der östliche Theil des Felsen hat die Aussicht auf die Landschaft, welche man vom Gipfel des Hügels Pelerine erblickt; vom westlichen Theile aus übersieht man blos das schlangenförmige Thal des Nançon; es giebt jedoch einen Ort, von welchem aus man zugleich einen Abschnitt des durch das große Thal gebildeten Zirkels und die reizenden Windungen des kleinen Thals überschauen kann. Dieser Ort, an welchem die Einwohner einen Spaziergang angelegt hatten, war der Schauplatz, auf welchem sich das zu Vivetière begonnene Drama entwikkelte. —

Auf dem eben beschriebenen Felsen steht eine gothische Kirche, welche dem heiligen Leonhard geweiht ist. Vor der Thüre dieser Kirche ist ein kleiner unregelmäßiger Platz, dessen Bo-

den durch eine in Form einer Brustwehr aufgeführte Mauer gegen Abschwemmungen geschützt ist, und der durch einen schmalen Steig mit dem öffentlichen Spaziergang in Verbindung steht. Diese Promenade windet sich zirkelförmig einige Klafter unterhalb dem Sct. Leonhardsplatze um den Felsen, und bietet ein weites, mit Bäumen bepflanztes Terrain dar, das an die Festungswerke der Stadt stößt. Zehn Klafter von der Mauer entfernt ist ein in den Felsen gehauener schlangenförmiger Weg, der an eine über den Nançon gebaute Brücke führt. Unterhalb dieses Wegs sind Gärten, die terrassenförmig bis zu den Ufern des Flusses herabsteigen.

Der Promenade gegenüber sind hohe Felsen, welche nach einer Vorstadt von Fougères die Felsen des heiligen Sulpicius heißen, sich längs den Ufern des Flusses hin erstrecken, und in sanften Abdachungen in dem großen Thale verlieren. Diese unbebauten wilden Felsen sind auf einen Flintenschuß von dem öffentlichen Spaziergange entfernt, und dazwischen liegt ein enges, hundert Klafter tiefes Wiesenthal, welches der Nançon, in drei Arme getheilt, bewässert.

Südlich, an dem Punkt, wo die eigentliche Stadt aufhört, und die Vorstadt Sct. Leonhard anfängt, macht der Felsen eine Beugung, verliert allmählig an Höhe und zieht sich in das große

Thal hinab. Die reizende Gruppe steiniger Hügel, welche er, dem Laufe des Flusses folgend, bildet, heißt das Thal von Gibarry.

An dem Punct, wo die Promenade an die Festungswerke stößt, erhebt sich ein Thurm. Auf die Mauern dieses viereckigen Thurms war das Haus gebaut, welches Fräulein von Verneuil bewohnte. Hier ist die Stadt theils durch eine Mauer, theils durch den steilen Abhang des Felsen geschützt. Hier ist das Thor, das in die Vorstadt des heiligen Sulpicius führt. Auf einem Granitfelsen, der drei Thäler beherrscht, in welchen sich mehrere Straßen vereinigen, liegt das alte Schloß von Fougères, dessen weiter Umfang ein ganzes Regiment in seinen Mauern aufnehmen kann.

Wir ergreifen jetzt wieder den Faden unserer Geschichte. Am Abend dieses Tags war Fräulein v. Verneuil ohne Begleitung auf die öffentliche Promenade gegangen, um durch den Anblick der schönen Natur ihre düstern Gedanken zu verscheuchen.

Als sie ihre Augen auf die Felsen des heiligen Sulpicius warf, erblickte sie auf denselben mehrere Chouans, welche sie trotz des Ziegenfells, worein sie sich gehüllt hatten, als Bekannte aus dem Schlosse Vivetière erkannte. Der Marquis befand sich unter ihnen. Einige Schritte

von der Hauptgruppe entfernt sah sie ihre furchtbare Gegnerin, Madame Gua, stehen. Einen Augenblick lang glaubte das Fräulein zu träumen, aber der Haß ihrer Feindin bewieß ihr bald, daß hier Alles Wirklichkeit sey. Die angestrengte Aufmerksamkeit, womit das Fräulein den Marquis betrachtete, hinderte sie wahrzunehmen, daß Madame Gua eine lange Flinte auf sie angelegt hatte. Der Schuß fiel, und die Kugel, die an dem Fräulein vorüberpfiff, belehrte sie, daß ihre Feindin sie gesehen und erkannt habe. Sobald der Schuß gefallen war, hörte man zahlreiche „Wer da?", die von Schildwache zu Schildwache vom Schlosse bis zum Sct. Leonhards-Thore liefen und den Chouans zeigten, wie wachsam die Besatzung sey, da sie den am wenigsten angreifbaren Theil der Festung so gut besetzt hatten.

„Das ist sie und das ist er!" sagte das Fräulein für sich.

Ihm folgen, ihn aufsuchen, überraschen und gefangen nehmen, war ein Gedanke, der mit Blitzesschnelle in ihrer Seele aufstieg. Sie eilte nach Haus, steckte einen Dolch in ihren Gürtel, hüllte sich in einen großen braunen Shawl, verbarg ihre Haare unter einem schwarzen Netz und setzte einen breitrandigen Hut auf, wie ihn die Chouans trugen, der einem Diener des Hauses

gehörte. Aus Vorsicht steckte sie den Handschuh des Marquis zu sich, um sich desselben als Passes zu bedienen, wenn sie in Gefahr kommen sollte.

Als sie auf die Promenade zurückkam, stand der Marquis noch immer auf dem nämlichen Platze, aber allein. Er recognoscirte durch ein Fernrohr die Stadt und ihre Umgebungen.

Das Fräulein schlug einen schmalen Fußpfad ein, der am Rande des Felsen in das Thal führte, gieng über den Nançon, durch die Vorstadt, und eilte dem Felsen des heiligen Sulpicius zu. Als sie den Gipfel des Berges erreicht hatte, brach die Nacht ein. Der Marquis und seine Gefährten hatten sich entfernt.

Jetzt, nachdem der erste leidenschaftliche Anstoß vorüber war, kehrte die kalte Besonnenheit zurück. Als das Fräulein sich allein sah, in der Dunkelheit der Nacht, mitten in einem unbekannten Lande, von Feinden umgeben, dachte sie an die Warnungen des Obersten Hulot und an die Kugel, welche eben erst Madame Gua auf sie abgeschossen hatte. Die Stille der Nacht ließ sie das Rauschen jedes Blättchens hören. Der Wind trieb die Wolken stürmisch vor sich her und brachte abwechselnd bald Licht, bald Schatten, wodurch die Gegenstände umher einen phantastischen und furchtbaren Anblick erhielten.

Das Fräulein warf einen Blick auf die hellen Häuser der Stadt; sie hatte nur eine geringe Entfernung zurückzulegen, um ihre Wohnung wieder zu erreichen, aber diese Entfernung war ein Abgrund. Sie dachte mit Schrecken an die Schluchten, durch welche sie der schmale Fußpfad geführt hatte, und sah ein, daß es gefährlicher sey, zur Nachtzeit nach Fougères zurückzukehren, als ihren Weg fortzusetzen. Sie beruhigte sich durch den Gedanken, daß ihr der Handschuh des Marquis Sicherheit gewähren würde, wenn sie unterwegs auf Chouans stoßen sollte.

Nach kurzer Ueberlegung nahm sie ihren Weg auf ein Haus zu, dessen Dach sie bei ihrer Ankunft auf dem Felsen erblickt hatte. Bald hörte sie in einiger Entfernung ein seltsames Geräusch. Der Boden zitterte unter dem Fußtritt einer großen Menge Menschen, die sich auf dem Marsche befanden. Sie gleiteten in einer langen Reihe wie Schatten an ihr vorüber. Drei dieser furchtbaren Gestalten kamen ganz in ihre Nähe und sie floh schreckenvoll in ein nahes Distelfeld.

Die Gestalten blieben stehen.

„Hast du ihn gesehen?“ — fragte eine derselben.

„Ich habe einen kalten Wind gespürt, als er an mir vorüberstrich,“ antwortete eine rauhe Stimme.

„Und ich" sagte die dritte Gestalt, „habe eine feuchte Kirchhofluft eingeathmet."

„Ist er weiß?" fragte der Erste.

„Warum" fiel der Zweite ein, „ist er von Allen denen, die auf dem Hügel Pelerine gefallen sind, allein zurückgekommen?"

„Warum?" versetzte der Dritte. „Warum haben die den Vorzug, die dem heiligen Herzen Jesu angehören? Ich will aber lieber ohne Beichte sterben, als so umirren, wie er, ohne zu essen und zu trinken, ohne Blut in den Adern und ohne Fleisch an den Knochen zu haben."

„Ah!" riefen Alle zumal aus, als sie das bleiche Gesicht des Fräulein sahen, die im zweifelhaften Lichte der Nacht mit der Schnelle eines Rehes geräuschlos über die Felder hinfloh.

„Da ist er! Siehst Du ihn noch? Er ist fort!" — riefen ihr die abergläubischen Chouans nach. —

Inzwischen setzte das Fräulein ihren schnellen Lauf fort. Sie stieß auf eine Menge dunkler Gestalten, die bei ihrem Anblick mit allen Zeichen eines panischen Schreckens davonflohen. Endlich gelangte sie in einen verwüsteten Garten, dessen Umzäunungen und Hecken niedergerissen und zu Boden getreten waren. Eine Schildwache hielt sie auf, sie bot ihr den Handschuh des Marquis dar. Als der Chouan in ihr bleiches

Gesicht blickte, entfiel ihm die Büchse, welche er schon auf sie angelegt hatte, und er stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Jetzt gelangte das Fräulein in die Nähe großer Gebäude, von denen mehrere Fenster beleuchtet waren. Sie näherte sich vorsichtig und sah in einem untern Zimmer Madame Gua mit einigen royalistischen Anführern sitzen. Erschrocken fuhr sie zurück und drängte sich an die Mauer. Hier erblickte sie durch eine kleine vergitterte Fensteröffnung den Marquis; er saß in einem langen, gewölbten Saale, allein und traurig, nur wenige Schritte von ihr. Als sie ihn so sitzen sah, bleich und niedergeschlagen, schmeichelte sie sich, eine der Ursachen seiner Traurigkeit zu seyn; ihr Zorn verwandelte sich plötzlich in Mitleid, ihr Mitleid in Zärtlichkeit, und sie fühlte in ihrem Innern, daß nicht die Rache allein sie hieher geführt habe. Der Marquis stund auf, wendete den Kopf und erstarrte, als er, wie in einem Nebel, das Gesicht des Fräulein v. Verneuil erblickte. Dann rief er mit einer Geberde ungeduldiger Verachtung: „Ich sehe also diese Teufelsdirne nicht blos im Traume, sondern auch wachend!"

Diese tiefe Verachtung entlockte ihr ein Lachen der Verzweiflung, das den Marquis schaudern machte. Er stürzte an das Fenster, das

Fräulein floh davon. Bald hörte sie Schritte hinter sich, welche sie für die des Marquis hielt. Sie beschleunigte ihre Flucht, sie kannte kein Hinderniß mehr, keine Mauer, kein Abgrund hätte sie aufgehalten, sie wäre durch die Lüfte geflogen, um nicht zum zweitenmal auf der Stirne dieses Mannes mit Flammenschrift zu lesen: Ich verachte dich.

Erschreckt durch das Geräusch der Schritte mehrerer Personen und von Furcht getrieben, stieg sie eine Treppe hinab, die in einen Keller führte. Auf der untersten Stufe blieb sie stehen, und hörte mit Schaudern tiefe Seufzer einer menschlichen Stimme. Jetzt erblickte sie oben an der Treppe den Schein eines Lichtes und um ihren Verfolgern zu entgehen, schwang sie sich auf einen Vorsprung der Mauer, der so wenig Platz darbot, daß sich ihr Körper kaum darauf erhalten konnte.

Von diesem Standpunct aus konnte sie in einen Nebenkeller sehen, aus welchem die seufzenden Töne kamen. Jetzt stieg ein Chouan, ein Licht in der Hand, die Treppe herab und gieng an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken, und ohne irgend ein Zeichen, daß es in seiner Absicht liege, eine Nachsuchung anzustellen. Als das Licht den Nebenkeller erleuchtete, sah sie eine unförmliche Masse auf dem Boden liegen, welche durch

heftige und wiederholte Bewegungen einen gewissen Punkt der Mauer zu erreichen suchte.

Achtzehntes Kapitel.

Bald verbreitete eine kleine Fackel von Harz ihren flatternden bläulichen Schein in dem Keller. Fräulein v. Verneuil sah jetzt, daß das, was sie für einen Keller gehalten hatte, eine unterirdische, seit lange nimmer gebrauchte Küche war. Die unförmliche Masse auf dem Boden war ein kleiner, sehr dicker Mann, der an allen Gliedern fest gebunden war.

Bei'm Anblick des Chouan, der in der einen Hand die Fackel, in der andern ein Reisbündel trug, stieß der Gefangene einen so kläglichen Seufzer aus, daß das Fräulein ihre eigene gefährliche Lage für einen Augenblick vergaß.

Der Chouan warf sein Reisbündel in das Kamin und zündete es mit der Fackel an. Bei'm Scheine des Feuers erkannte jetzt das Fräulein mit Schrecken in ihm jenen verschmitzten Pille-miche, dem ihre Nebenbuhlerin sie im Schlosse Vivetière überliefert hatte. Der Klagelaut des Gefangenen hatte keine andere Wirkung auf diesen fühllosen Menschen, als daß er sein durch-

furchtes und von der Sonne verbranntes Gesicht zu einem rohen Lachen verzog.

„Du siehst," sagte er zu dem Gefangenen, „daß wir gute Christen sind und an unserm Worte halten, da Du das deinige gebrochen hast. Dieses Feuer wird Dir den Körper wieder wärmen, und Deine Glieder und Zunge wieder in Bewegung setzen. Wenn ich nur eine Bratpfanne hätte, um sie unter Deine Füße zu setzen, denn sie sind so quappelig, daß das Fett mein Feuer auslöschen könnte. Dein Haus ist schlecht bestellt, daß man dem Hausherrn nicht alle Bequemlichkeit verschaffen kann, wenn man ihn ein wenig auf dem Roste bratet."

Der Gefangene stieß einen durchdringenden Schrei aus, in der Hoffnung, wie es schien, außerhalb der Höhle gehört zu werden und einen Retter herbeizuziehen.

„Oh! Herr von Orgemont! Ihr könnt singen, so lange Ihr wollt! Sie schlafen Alle da oben, und Bodenfest, der mir auf den Fersen folgt, wird die Kellerthüre schließen."

Während Pillemiche so sprach, untersuchte er mit dem Lauf seiner Büchse die Einfassung des Kamins, die Steinplatten der Küche, die Mauern und Backöfen, um den versteckten Ort aufzufinden, an welchem der alte Geizhals sein Gold verborgen hatte. Diese Nachforschung

geschah mit solcher Geschicklichkeit, daß der Gefangene, kaum athmend, ihrem Gang mit den Augen folgte, als ob er befürchtete, daß irgend ein erschrockener Diener ihn verrathen hätte, denn ob er gleich sich Niemand anvertraute, so konnten doch seine täglichen Gewohnheiten Anlaß zu Vermuthungen geben. Pillemiche drehte sich bisweilen rasch um und sah den Gefangenen starr an, um aus seinen Blicken zu errathen, ob er sich dem Versteck nähere oder sich von ihm entferne.

Der Gefangene stellte sich erschrocken, als er den Chouan an den Backofen klopfen sah, der einen hohlen Ton von sich gab; er schien auf solche Weise einige Zeit lang die leichtgläubige Habgier des Räubers irre führen zu wollen. In diesem Augenblicke stürzten drei andere Chouans die Treppe herab und traten mit eiligen Schritten in die Küche.

„Marie Lambrequin ist auferstanden,“ sagte Bodenfest mit einem Eifer, der andeutete, daß vor einer solchen wichtigen Nachricht jedes andere Interesse verschwinde.

„Das wundert mich nicht,“ antwortete Pillemiche, „er hat so oft gebeichtet und das heilige Abendmahl genossen, daß der liebe Gott nur ihm allein anzugehören schien.“

„Ah! Ah!“ fiel der Zuführer ein, „das

hat ihm so wenig geholfen, als Schuhe einem Todten. Er hat ja vor dem Treffen auf dem Hügel Pelerine die Absolution nicht erhalten, weil er die Tochter Goguelu verführt hatte, und sich im Stande der Todsünde befand. Deßwegen, sagt der Abbé Gudin, muß er zwei Monate lang als Geist herumirren, ehe er zur völligen Auferstehung gelangt. Wir haben ihn drei Schritte von uns vorüberschweben sehen; er ist bleich, kalt, leicht wie der Wind und riecht nach dem Kirchhof."

„Und der hochwürdige Herr hat gesagt, daß wenn der Geist über irgend Einen Gewalt bekommen könnte, so würde er ihn zu seinem Gefährten nehmen, und müßte auch mit ihm durch die Lüfte schweben," fiel der vierte Chouan ein.

„Da siehst Du, Galoppe-Chopine," sagte Bodenfest in ernstem Tone zu dem Neubekehrten, „wohin uns die leichtesten Unterlassungen der Pflichten unserer heiligen Religion führen. Dadurch will uns die heilige Jungfrau von Auray warnen und ermahnen, unter uns gegen die geringsten Vergehen unerbittlich zu seyn. Dein Vetter Pillemiche hat für Dich die Aufsicht über Fougères erbeten; der Bursche hat sie Dir bewilligt, und Du wirst gut bezahlt werden, aber sey eingedenk, mit welchem Teige wir den Kuchen der Verräther kneten!"

„Ganz wohl, Herr Bodenfest!"

„Du weißt, warum ich Dir das sage. Es heißt von Dir, daß Du den Cider und die harten Thaler liebst; aber hier handelt es sich um etwas Anderes, als die Laus um den Balg zu schinden."

„Mit Erlaubniß, Herr Bodenfest, Cider und harte Thaler sind zwei gute Dinge, die einen Christenmenschen nicht hindern, selig zu werden."

„Wenn mein Vetter," sagte Pillemiche, „einen dummen Streich begeht, so geschieht es gewiß nur aus Unwissenheit."

„Auf welche Weise auch ein Unglück entsteht, rief Bodenfest in einem Tone aus, von dem das Gewölbe erzitterte, „so werde ich ihn zu finden wissen. Du stehst mir für ihn, Pillemiche, denn wenn er in einen Fehler fällt, so werde ich mich an Dich halten."

„Aber, mit Eurer Erlaubniß, Herr Bodenfest," erwiederte Galoppe-Chopine, „ist es Euch nicht auch oft begegnet zu glauben, daß die falschen Chouans rechte Chouans seyen?"

„Mein Freund," versezte Bodenfest trocken, „laß Du Dir das nicht begegnen! Wer vom Burschen kommt, wird Dir seinen Handschuh vorweisen. Aber seit dieser Geschichte im Schlosse

Vivetière knüpft unsere große Burschin ein grünes Band daran."

Pillemiche stieß seinen Kameraden am Ellbogen an und deutete auf den Gefangenen, der sich schlafend stellte; allein Bodenfest und Pillemiche wußten aus Erfahrung, daß im Angesicht ihrer Feuer noch Keiner geschlafen hatte. Obwohl nun die lezten Worte dieser Einweihung des Neubekehrten in das Geheimniß leise gesprochen worden waren, so beobachteten doch die vier Chouans den Gefangenen, der sie gehört haben konnte, eine Zeit lang genau; da er aber kein Glied bewegte, so dachten sie ohne Zweifel, die Furcht habe ihn des Gebrauchs seiner Sinne beraubt.

Jezt, auf ein fast unmerkliches Zeichen von Bodenfest, zog ihm Pillemiche die Schuhe und Strümpfe aus, der Zuführer und Galoppe-Chopine faßten ihn oben und unten und trugen ihn an das Feuer; hierauf nahm Bodenfest eine der Weiden, womit das Reisbüschel gebunden war, und band damit die Füße des Gefangenen an den Kesselhacken. Das Schlachtopfer stieß ein schmerzliches Geschrei aus, das herzzerreißend wurde, nachdem Pillemiche glühende Kohlen unter seine Beine gelegt hatte.

„Meine lieben, guten Freunde," schrie Orgemont, „habt Barmherzigkeit, ich bin ein Christ, wie Ihr!"

„Du lügst es in Deinen Hals," erwiederte ihm Bodenfest. „Dein Bruder hat Gott verläugnet, und Du hast die Abtei Juvigny gekauft."

„Aber, meine Brüder in Christo, ich weigere mich ja nicht, Euch zu bezahlen."

„Wir hatten Dir vierzehn Tage Frist gegeben; jetzt sind zwei Monate verflossen, und da steht Galoppe-Chopine, der noch kein Geld empfangen hat."

„Du hast also nichts empfangen, Galoppe-Chopine?" fragte der Geizhals verzweifelnd.

„Nichts, nichts, Herr von Orgemont!" erwiederte Galoppe-Chopine bestürzt.

Jetzt stieß der Gepeinigte auf's Neue ein entsezliches Geschrei aus. Die Chouans, an Auftritte dieser Art gewöhnt, blickten mit so kalter Ruhe auf ihn, wie etwa ein Reisender, der am Kamin eines Wirthshauses nachsieht, ob der Braten noch nicht fertig ist.

„Ich sterbe! ich sterbe!" schrie das Schlachtopfer, „und dann bekommt Ihr doch mein Geld nicht."

Statt aller Antwort schürte Pillemiche das Feuer zu einer leichten Flamme auf, welche die Haut des Gefangenen schmerzhaft sengte. Jezt schrie er mit schwacher Stimme: „Bindet

mich los! Bindet mich los! Was verlangt Ihr? Zehntausend Thaler! Hunderttausend Thaler!"

Diese Stimme lautete so kläglich, daß Fräulein von Verneuil ihre eigene Gefahr vergaß und einen Schrei des Entsezens ausstieß.

„Wer ist da?" fragte Bodenfest.

Die Chouans warfen bestürzte Blicke um sich, denn so wenig sie vor Menschen mit Fleisch und Bein zitterten, so furchtbar war ihnen die Geisterwelt.

Pillemiche allein hörte ungestört die Beichte an, welche der zunehmende Schmerz seinem Schlachtopfer entriß.

„Zehntausend Franken! die sollt Ihr haben! Oh! ich sterbe!..."

„Bah! Man stirbt nicht gleich! Wo ist das Geld!" versezte Pillemiche mit größter Ruhe.

„Heilige Jungfrau! oben im Garten ... linker Hand ... unter dem ersten Apfelbaum ... Ihr Räuber und Mörder ... ich sterbe ... Zehntausend Franken!"

„Ich will keine Franken," sagte Bodenfest, „Livres müssen es seyn. Die Thaler Deiner Republik haben heidnische Figuren, welche nie in Cours kommen werden."

„Es sind lauter gute Livresthaler und Louisd'or! ... Bindet mich los ... Ihr habt mein Leben ... mein Geld!"

Die Chouans betrachteten sich unter einander, um den auszusuchen, welchem sie die Ausgrabung des Geldes anvertrauen könnten. Die kalte Grausamkeit dieser Kannibalen flößte jezt dem Fräulein von Verneuil einen solchen Abscheu ein, daß sie, ohne zu bedenken, ob ihr bleiches Geistergesicht sie gegen alle Gefahr schützen würde, in schauervoll kläglichem Tone ausrief: „Fürchtet den Zorn des Herrn unsers Gottes und bindet ihn los!“

Die Chouans erhoben ihre Häupter, gewahrten, gleichsam in der Luft schwebend, ein bleiches Geistergesicht mit zwei leuchtenden Augen, und flohen in Bestürzung. Fräulein von Verneuil sprang von der Mauer herab, eilte in die Küche, zog den Gefangenen vom Feuer und zerschnitt mit ihrem Dolche seine Bande. Nachdem der Geizhals frei und aufrecht da stund, flog ein schmerzhaftes, aber sardonisches Lächeln über sein Gesicht.

„Geht nur zum ersten Apfelbaum, ihr Diebe!“ sagte er. „Zum zweitenmal seyd Ihr angeführt, und zum drittenmal sollt Ihr mich nicht bekommen!“

In diesem Augenblicke hörte man von außen eine Weiberstimme. „Ein Geist! ein Geist!“ schrie Madame Gua, „Ihr Dummköpfe, das ist

sie! Tausend Thaler dem, der mir ihren Kopf bringt!"

Fräulein von Verneuil erbleichte, der Geizhals aber lächelte, nahm sie an der Hand, zog sie unter die Einfassung des Kamins, und drückte an eine Feder, worauf eine verborgene steinerne Thüre aufsprang. Als ihre Feinde in den Keller zurückkamen, war die schwere Pforte des Schlupfwinkels bereits geräuschlos wieder zugefallen. Jezt begriff das Fräulein die Anstrengungen, welche der Gefangene, als er gebunden am Boden lag, gemacht hatte, um diesen Theil der Mauer zu erreichen.

„Da sehen Sie selbst, Madame," rief Bodenfest aus, „der Geist hat den Blauen zum Gefährten mitgenommen."

Das Entsezen der Chouans war groß, denn auf diese Worte folgte eine so tiefe Stille, daß Orgemont und seine Begleiterin in ihrem Schlupfwinkel hörten, wie die Chouans mit gedämpfter Stimme beteten: „Ave Sancta Anna Auriaca gratia plena, Dominus tecum, etc."

„Sie beten, die Einfaltspinsel!" sagte Orgemont.

„Fürchten Sie nicht," fragte das Fräulein, „daß sie unsern Zufluchtsort entdecken werden?"

Ein Lächeln des alten Geizhalses machte ihrer Besorgniß ein Ende.

„Die Thüre ist in einen drei Schuhe dicken Granitblock gehauen. Wir hören sie, während sie uns nicht hören.“

Mit diesen Worten ergriff er sachte die Hand seiner Befreierin, drückte sie gegen eine Spalte, durch welche frische Windstöße hereindrangen, und jezt begriff sie, daß die Oeffnung in der Röhre des Kamins angebracht war.

„Ah! Ah!“ fuhr Orgemont fort, „den Teufel auch! meine Beine brennen mich ein wenig! Dieses Leibroß des Charette, wie man sie zu Nantes hieß, ist nicht so einfältig, um diesem abergläubischen Vieh seinen Wahn zu benehmen. Sie weiß wohl, daß sie sich nicht gegen ihren eigenen Vortheil schlagen würden, wenn sie nicht so stockdumm wären.“

„Hören Sie, wie sie mit ihnen betet. Sie muß sich schön ausnehmen, wenn sie ihr Ave Maria hersagt. Sie würde besser daran thun, irgend einen Postwagen zu plündern, um mir die viertausend Franken heimzugeben, welche sie mir schuldig ist. Mit den Interessen und Spesen macht es jezt wohl 4780 Franken und einige Centimes . . .“

Nachdem das Gebet beendigt war, stunden die Chouans auf und giengen fort. Der alte Orgemont drückte die Hand des Fräulein von Verneuil, um sie dadurch zu benachrichtigen,

daß gleichwohl noch nicht alle Gefahr vorüber sey. —

„Nein, nein, Madame!“ rief nach einer Stille von einigen Minuten Pillemiche aus, „und wenn wir zehn Jahre hier blieben, so werden sie nicht zurückkommen.“

„Sie ist ja aber nicht hinaus, und muß also hier seyn.“

„Nein, Madame! Der ist keine Mauer zu dick. Hat nicht der Teufel schon einmal vor unsern leiblichen Augen einen beeidigten Priester durch die Lüfte geführt?“

„Wie, Du Pillemiche! Du bist so geizig, als er, und erwägst nicht, daß der alte Schächer wohl einige tausend Livres ausgeben konnte, um hier einen geheimen Schlupfwinkel zu bauen, dessen Eingang verborgen ist?“

Der Geizhals und das Fräulein hörten jezt ein gewaltiges Lachen, das Pillemiche entwischt war.

„Ja, wahrhaftig!“ sagte er.

„Bleibe hier,“ fuhr Madame Gua fort. „Warte, bis sie herauskommen. Für einen einzigen Flintenschuß gebe ich Dir Alles, was Du in dem Schaze des alten Wucherers finden wirst. Wenn ich Dir verzeihen soll, daß Du sie verkauft hast, als ich Dir befahl, sie umzubringen, so gehorche mir.“

„Wucherer!“ brummte der alte Orgemont, „ich habe ihr doch nur zu neun Procent geliehen. Es ist allerdings richtig, daß ich eine hypothekarische Sicherheit habe! Allein Sie sehen jezt, mein liebes Kind, wie undankbar diese Person ist!“

Villemiche und Madame Gua suchten an den Mauern herum, um den verborgenen Eingang zu finden. Als der Alte dieß hörte, faßte er die Hand seiner Befreierin und stieg mit ihr eine enge Treppe hinauf, welche in die Granitmauer gehauen war. Nachdem sie etwa zwanzig Stufen hinaufgestiegen waren, fiel der schwache Schein einer Lampe in ihre Augen. Der Geizhals blieb stehen, wendete sich seiner Gefährtin zu und untersuchte ihr Gesicht, wie wenn er einen zweifelhaften Wechsel vor die Augen gehalten und hin und wiedergekehrt hätte. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus.

„Indem ich Sie hieher führte,“ sagte er nach einer Pause, „habe ich Ihnen den Dienst, den Sie mir leisteten, vollzählig zurückbezahlt! Ich sehe demnach nicht ein, warum ich Ihnen noch etwas weiteres geben . . .“

„O, mein Herr! Lassen Sie mich nur hier, weiter verlange ich nichts von Ihnen!“

Diese lezten Worte und wohl auch die verachtungsvolle Miene, womit das Fräulein vom

Gelde sprach, beruhigten den Geizhals, und er fügte seufzend hinzu: „Ah! Ich habe Sie hieher geführt, und das ist zu viel, um auf halbem Wege stehen zu bleiben.“

Jezt half ihr der Alte höflich einige auf besondere Art gebaute Stufen hinauf und führte sie, halb gutwillig, halb gezwungen, in ein kleines Kabinet, das durch eine an der Decke hängende Lampe beleuchtet war. Man konnte leicht erkennen, daß der Geizhals alle Vorsichtsmaaßregeln getroffen hatte, um mehr als einen Tag in diesem Schlupfwinkel zuzubringen, wenn die Ereignisse des Bürgerkriegs ihn gezwungen hätten, sich auf längere Zeit dahin zurückzuziehen.

„Bleiben Sie von der Mauer weg, Sie könnten sich weiß machen!“ rief er ihr plözlich zu.

Mit diesen Worten legte er schleunig seine Hand zwischen den Shawl des Fräuleins und die Mauer, welche frisch übertüncht schien. Diese Handlung brachte gerade die entgegengesezte Wirkung von der hervor, welche der alte Geizhals erwartet hatte. Das Fräulein blickte schnell vor sich hin und sah in einem Winkel eine Art Construction, deren Form ihr einen Schrei des Entsezens auspreßte, denn sie errieth sogleich, daß ein menschliches Wesen hier aufrecht stehend mit Mörtel umworfen worden sey. Orgemont ge-

bot ihr durch ein Zeichen zu schweigen, und in seinen kleinen bläulichen Augen sprach sich eben so viel Schrecken aus, als in den ihrigen.

„Wie thöricht!“ sagte er mit einem Seufzer. „Glauben Sie denn, daß ich ihn ermordet hätte? Es ist mein Bruder. Er war der erste Pfarrer, der den Eid geleistet hat. In diesem Versteck fand er den einzigen Zufluchtsort, der ihn gegen die Wuth der Chouans und der andern Priester in Sicherheit sezte. Einen so würdigen Mann verfolgen, der so geordnet war! Er war mein älterer Bruder. Er allein hatte die Geduld, mir die Decimalrechnung beizubringen. Oh! Er war ein sehr wackerer Geistlicher! Er war sparsam und hatte etwas vor sich gebracht. Vor vier Jahren ist er gestorben, ich weiß nicht an welcher Krankheit. Aber, sehen Sie, diese Priester sind gewohnt, von Zeit zu Zeit zum Gebet niederzuknieen, und er konnte sich vielleicht nicht daran gewöhnen, hier aufrecht stehen zu bleiben, wie ich pflege ... Ich habe ihn da gelassen; sonst überall hätten sie ihn ausgescharrt! ... Es wird ein Tag kommen, wo ich ihn in geweihte Erde begraben kann, wie er es wünschte, der arme Mensch ...“

Eine Thräne perlte in den vertrockneten Augen des alten Mannes, und jezt erschien dem Fräulein seine rothbraune Perücke weniger häßlich,

sie wandte aus geheimer Achtung für diesen Schmerz ihre Augen ab. Troz seiner Rührung rief ihr der Alte zu: „Bleiben Sie von der Mauer weg, Sie . . . .“

Seine Augen hüteten die des Fräuleins. Sie warf einen forschenden Blick auf die Mauer und schloß aus ihren sonderbaren Erhöhungen und Vertiefungen, daß der Geizhals sie selbst mit Geldsäcken gebaut und mit Kitt überkleistert habe.

Der alte Orgemont versank jezt in eine Art Betäubung. Der brennende Schmerz in seinen Beinen und der Schrecken, ein menschliches Wesen mitten unter seinen Schäzen zu sehen, waren in jeder seiner Runzeln zu lesen. Zu gleicher Zeit aber belebten sich seine gläsernen Augen mit einem ungewohnten Feuer, welches die gefährliche Nähe seiner schönen Befreierin in ihnen entzündete. Wenn er auf ihre rosenrothen Wangen und in ihre schwarzen Augen blickte, strömte ihm alles Blut gegen das Herz.

„Sind Sie verheirathet?“ fragte er plözlich mit zitternder Stimme.

„Nein!“ erwiederte sie lächelnd.

„Ich habe Mittel,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „obwohl ich nicht so reich bin, als mich die Leute machen. Ein junges Frauenzimmer, wie Sie sind, liebt Edelsteine, Kleinodien, Equi-

page, Gold," fügte er hinzu und blickte schüchtern um sich. „Ich könnte Ihnen das Alles verschaffen . . . Hm! Hm! . . . Nach meinem Tode . . . Hm! Hm! . . . Wenn Sie wollten . . ."

Das Auge des Alten ließ selbst in dieser ephemeren Liebe so viele Berechnung blicken, daß das Fräulein, indem sie verneinend den Kopf schüttelte, sich nicht enthalten konnte zu glauben, daß der Geizhals sie blos deßwegen heirathen wolle, um sein Geheimniß in dem Herzen eines andern Ich's zu begraben.

„Das Geld," sagte sie und warf ihm einen ironischen Blick zu, der ihn glücklich und unglücklich zugleich machte, „das Geld hat keinen Werth für mich. Sie wären dreimal reicher, als Sie sind, wenn Sie alles das Gold hätten, das man mir vergebens angeboten hat."

„Bleiben Sie von dem meini . . ."

„Und dafür verlangte man nur einen Blick meiner Augen," fügte sie mit unglaublichem Hochmuth hinzu.

„Sie hatten Unrecht, das war eine vortreffliche Speculation. Aber bedenken Sie doch . . ."

„Bedenken! Ich bedenke eben, daß ich da eine Stimme höre, von der ein einziger Klang mehr Werth für mich hat, als alle Ihre Schäze."

Jezt drehte sie plözlich, ehe der Geizhals es hindern konnte, einen kleinen illuminirten Ku-

pferstich, der Ludwig XV. zu Pferd vorstellte, und erblickte unter sich den Marquis, der eben einen Tromblon lud.

Der Alte drehte schnell und vorsichtig wieder zu, warf einen strengen Blick auf das Fräulein und sagte leise: „Kein Wort mehr, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!“

Nach einer Pause flüsterte er ihr zu: „Sie haben Ihren Enterhacken nach keiner lumpigen Barke ausgeworfen. Wissen Sie auch, daß der Marquis von Montauran 100,000 Livres Einkünfte in Pachtgütern besitzt, die noch nicht verkauft sind. Nun habe ich in dem Primidi der Ille und Vilaine ein Dekret der Consuln gelesen, durch welches die Beschlagnahme eingestellt wird. Ah! Jetzt werden Sie ihn noch schöner finden, nicht wahr? Ihre Augen glänzen ja, wie ein paar nagelneue Louisd'or.“

Die Augen des Fräulein leuchteten, als sie abermals eine wohlbekannte Stimme vernahm. Sie schien einen furchtbaren Entschluß gefaßt zu haben und über die Mittel zu dessen Ausführung nachzusinnen.

„Nein,“ sagte sie für sich, „von einer solchen Verachtung kommt man nicht zurück; wenn er nicht mein seyn kann, so soll er sterben. Kein Weib soll ihn besitzen.“

Jetzt hörte sie den Marquis mit lauter Stim-

me ausrufen: „Nein, Abbé, nein! das muß so seyn!“

„Herr Marquis,“ erwiederte der Abbé Gudin hochtrabend. „Sie geben der ganzen Bretagne ein Aergerniß, wenn Sie diesen Ball zu Saint-James halten. Prediger, nicht Tänzer, bringen unser Landvolk unter die Waffen. Flinten brauchen wir, keine Geigen.“

„Abbé, Sie haben zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß ich nur in einer allgemeinen Versammlung aller unserer Anhänger erkennen kann, was ich mit ihnen zu unternehmen vermag. Ein Gastmahl scheint mir geeigneter, ihre Gesinnungen und Absichten kennen zu lernen, als alle möglichen Auskundschaftungen, die mir überdieß zum Eckel sind. Wir werden sie lustig machen, und dann plaudern sie.“

Fräulein von Verneuil zitterte, denn als sie diese Worte hörte, faßte sie einige Hoffnungen.

„Halten Sie mich,“ fuhr der Marquis fort, „für einen Idioten, daß Sie mir eine Predigt über den Tanz halten? Würden Sie nicht gerne selbst eine Chaconne mittanzen, wenn Sie dadurch die Abtei Juvigny wieder erlangen könnten? Wissen Sie denn nicht, daß die Bretagner aus der Messe zum Tanz gehen! Wissen Sie auch nicht, daß vor fünf Tagen die Herren Hyde de Neuville und Audigné mit dem ersten

Consul eine Conferenz hatten, worin die Frage über die Wiedereinsezung Ludwigs XVIII. abgehandelt wurde? Wenn ich mich in diesem Augenblicke fertig mache, um ein so kühnes Unternehmen zu wagen, wie Sie wissen, so geschieht das einzig in der Absicht, das Gewicht unserer Nagelschuhe in die Waagschale ihrer Unterhandlungen zu legen. Wissen Sie nicht, daß die Anführer der Vendée von Unterwerfung sprechen? Ah, mein Herr! Man hat augenscheinlich die Prinzen über Frankreichs Zustand getäuscht. Die Ergebenheiten, womit man sie unterhält, sind bloß Resultate der individuellen Stellungen. Abbé, wenn ich mit dem Absaz im Blute stehe, so will ich nicht bis an den Hals hineingehen, außer mit ruhigem Bewußtseyn. Ich habe mich dem König verpflichtet, und nicht vier verbrannten Gehirnen, sechs bis an den Hals in Schulden steckenden Menschen, Mordbrennern und . . .“

„Nur fortgefahren, mein Herr! Und Abbé's, die ihre Steuern auf der Landstraße erheben, um den Krieg zu unterhalten,“ fiel der Abbé Gudin ein.

„Warum sollte ich es nicht sagen!“ erwiederte der Marquis bitter. „Ich sage noch mehr: die heroischen Zeiten der Vendée sind vorüber . . .“

„Herr Marquis, wir können ohne Sie Wunder thun.“

„Ja, Wunder, wie die Auferstehung des Marie Lambrequin ist,“ versezte der Marquis lachend. „Wir wollen Friede machen, Abbé! Ich weiß, daß Sie das Leben einsezen und eben so gut einen Blauen wegpürschen, als das Oremus beten. Wenn uns der Himmel günstig ist, werden Sie, hoffe ich, mit einer Bischofsmüze auf dem Kopf, der Krönung des Königs anwohnen.“

Diese lezten Worte electrisirten den Abbé; er stieß seine Büchse auf den Boden und rief: „Ich habe fünfzig Patronen im Sack, und mein Leben für den König!“

„Da ist wieder einer meiner Schuldner,“ sagte der Geizhals zu dem Fräulein. „Ich will nicht von den 5 bis 600 Thalern reden, die er von mir entlehnt hat, sondern von einer Blutschuld, die er mir eines Tages bezahlen soll. Ich wünsche ihm von Herzen alles Unglück, das über einen Menschen kommen kann. Er hatte meines Bruders Tod geschworen und hezte das ganze Land wider ihn auf. Warum? Weil der arme Mann dem Gesez und seinem Gewissen Folge geleistet hatte . . .“

Nachdem er das Ohr an einen gewissen Ort seines Verstecks gebracht hatte, fuhr er fort: „Sie gehen, alle diese Räuber! Sie werden wieder ein Mirakel verrichten wollen. Wenn sie nur

nicht Abschied nehmen, wie das leztemal, und mir Feuer an mein Haus legen."

Etwa nach einer halben Stunde rief plözlich Galoppe-Chopine so sachte, als er mit seiner rauhen Stimme vermochte: „Die Gefahr ist vorüber, Herr von Orgemont. Dießmal habe ich meine zehn Thaler wohl verdient."

„Mein Kind," sagte der Geizhals, „schwören Sie mir, die Augen zu schließen."

Fräulein von Verneuil legte eine Hand über ihre Augenlieder; zu größerer Sicherheit aber löschte der Geizhals die Lampe aus, faßte die Hand seiner Befreierin, und half ihr sechs bis acht Schritte in einem schwierigen Durchgang machen; nach einigen Minuten zog er ihr sachte die Hand von den Augen, und sie befand sich in dem Zimmer, das der Marquis von Montauran eben verlassen hatte, und welches das Wohnzimmer des Alten war.

„Jezt, mein liebes Kind," sagte er, „können Sie sich ohne Gefahr entfernen. Blicken Sie nicht so um sich. Sie haben ohne Zweifel kein Geld? Hier sind vier Thaler; sie sind zwar beschnitten, aber man nimmt es nicht so genau. Außerhalb des Gartens werden Sie einen Fußweg finden, der in die Stadt führt. Allein die Chouans sind zu Fougères, und schwerlich werden Sie dort Eingang finden können. Sie kommen

vielleicht in den Fall, sich nach einem Zufluchtsort umsehen zu müssen. Behalten Sie daher wohl, was ich Ihnen jezt sagen werde, und machen Sie nur im Nothfalle Gebrauch davon. Sie werden auf dem Wege, der durch das Thal Gibarry führt, einen Maierhof finden, der Galoppe-Chopine gehört. Gehen Sie hinein und sagen Sie zu der Frau: Guten Tag, Rabenschnabel! Dann wird Barbette Sie verstecken. Wenn Galoppe-Chopine Sie findet, wird er Sie entweder für den Geist halten, wenn es Nacht ist, oder diese vier Thaler werden ihn zahm machen, wenn es Tag ist. Leben Sie wohl! Unsere Rechnung ist geschlossen. Wenn Sie wollten," fügte er hinzu, indem er mit der Hand auf die Felder deutete, welche das Haus umgaben, „so wäre Alles das Ihnen."

Das Fräulein warf diesem sonderbaren Wesen einen dankenden Blick zu. Der Alte stieß einen langen Seufzer aus, dessen Töne seltsam variirten.

„Was meine vier Thaler betrifft," sagte er nach einer Pause, „so dürfen Sie solche nur an Meister Patral, Notar zu Fougères, an meine Ordre bezahlen. Von Zinsen kann zwischen uns keine Rede seyn. Dieser Notar würde unseren Heiraths-Contract machen, schönster Schatz! So leben Sie denn wohl!"

„Leben Sie wohl!“ erwiederte sie und grüßte ihn lächelnd mit der Hand.

„Wenn Sie Geld brauchen,“ rief er ihr nach, — „so steht es Ihnen zu fünf Procent zu Diensten. Hören Sie, zu fünf vom Hundert! Habe ich wirklich gesagt: Zu fünf Procent?“

Fort war sie.

„Sie scheint mir ein gutes Geschöpf zu seyn,“ sagte er, ihr nachblickend. „Inzwischen will ich doch das Geheimniß meines Kamins ändern.“ —

Hierauf nahm er einen zwölfpfündigen Laib Brod, nebst einem Schinken, und begab sich in seinen Schlupfwinkel zurück.

Nachdem Fräulein von Verneuil in der freien Luft war, hielt sie sich für neugeboren. Die Frische des Morgens belebte ihr Gesicht, das ihr seit einigen Stunden durch eine brennende Atmosphäre verzehrt schien. Sie versuchte den von dem Geizhals ihr angezeigten Fußweg zu finden, aber seit dem Untergang des Mondes war es so dunkel geworden, daß sie auf Gerathewohl fortgehen mußte. Plötzlich überfiel sie die Furcht, in einen Abgrund zu stürzen, und diese Besorgniß rettete ihr das Leben, denn sie stund auf einmal wie eingewurzelt, als sie fühlte, daß sie bei einem weiteren Schritte keinen Boden mehr unter den Füßen haben würde.

Ein frischerer Wind, der ihre Haare kräuselte, das Gemurmel des Wassers, der Instinct, Alles sagte ihr, daß sie sich auf den Felsen des heiligen Sulpicius befinde. Sie schlang ihren Arm um einen Baum und erwartete in furchtbarer Angst den Anbruch des Tages, denn sie hörte ein Geräusch von Waffen, Pferden und menschlichen Stimmen. Jetzt segnete sie die Nacht, welche sie vor der Gefahr sicherte, in die Hände der Chouans zu fallen, wenn sie, wie ihr der Geizhals gesagt hatte, zu Fougères wären.

Neunzehntes Kapitel.

Gleich nächtlich angezündeten Feuern, um ein Signal der Freiheit zu geben, schimmerten einige Lichtstrahlen über den Bergen. Jetzt erhob sich allmählig die Sonne in rubinrothem Glanze. Die Landschaft trat nach und nach aus den Schatten der Nacht hervor. Die Nebel verschwanden vor dem allmächtigen Licht der Sonne, die Vögel schwangen sich in die Lüfte, und der helle Glanz des Tages hatte das Dunkel der Nacht verdrängt.

Kaum hatte das Fräulein Zeit gehabt, ihre Blicke auf die romantische Landschaft herabzusen-

ken, als, durch ein in diesen frischen Gegenden ziemlich häufiges Phänomen, Dünste, gleich einem Mantel von Schnee, sich bis zum höchsten Horizont erhoben, die ganze Gegend unter ein weißes Leintuch begruben und die Thäler füllten. Sie erschienen in den Augen der Zuschauerin wie ein Eisfeld der hohen Alpen. Jetzt rollte diese wolkigte Atmosphäre hohe Wellen wie der Ocean, bis ein plötzlicher Nordwind die Nebel niederdrückte, daß sie sich in einem erquickenden Thau auf Wiesen und Feldern auflösten.

Jetzt erblickte das Fräulein eine große braune Masse auf den Felsen von Fougères. Sieben bis acht hundert bewaffnete Chouans wimmelten zu ihren Füßen in der Vorstadt des heiligen Sulpicius, wie Ameisen in einem Ameisenhaufen. Die Umgegend des Schlosses war von 3000 Royalisten umlagert, welche wie durch einen Zauberschlag sich hier zusammengezogen hatten, und die grünen Wälle und grauen Thürme der Stadt genommen haben würden, wenn nicht die Vorsicht des Obersten Hulot sie gerettet hätte.

Eine verborgene Batterie, auf dem Wege, der zum Schlosse führt, erwiederte das Feuer der Chouans und bestrich sie in schiefer Richtung. Kartätschenschüsse reinigten die Straße und hielten sie sauber. Hierauf machte eine Compagnie aus dem Thore St. Sulpicius einen Ausfall,

benützte die Bestürzung der Feinde, besetzte den Weg und begann ein mörderisches Feuer. Die Chouans räumten das Feld, als sie die Wälle des Schlosses mit blauen Uniformen bedeckt und das Feuer der republikanischen Plänkler durch das schwere Geschütz des Schlosses unterstützt sahen.

Inzwischen aber hatten die Royalisten, im Besitze des kleinen Thales des Nançon, die Absätze des Felsen erstiegen und waren auf die Promenade gelangt. In einem Augenblicke war der öffentliche Spaziergang mit Ziegenhäuten bedeckt, welche ihm von ferne den Anschein eines durch die Zeit gebräunten Hüttendaches gaben. Zu gleicher Zeit ließ sich in dem andern Theile der Stadt, der an das Thal des Couesnon stößt, ein heftiges Gewehrfeuer hören, woraus man abnehmen konnte, daß Fougères völlig eingeschlossen und von allen Seiten angegriffen sey. Eine Flamme, die auf dem östlichen Abhang des Felsens aufschlug, bewieß überdieß, daß die Chouans die Vorstädte anzündeten. Die Flamme ließ jedoch bald nach, und in Kurzem zeigte ein schwarzer Rauch an, daß das Feuer im Erlöschen sey.

Ein bräunliches Gewölke entzog mehrmals den Augen des Fräuleins den Anblick der Gegend, aber der Wind zerstreute schnell diesen Pulvernebel. Der republikanische Befehlshaber hatte

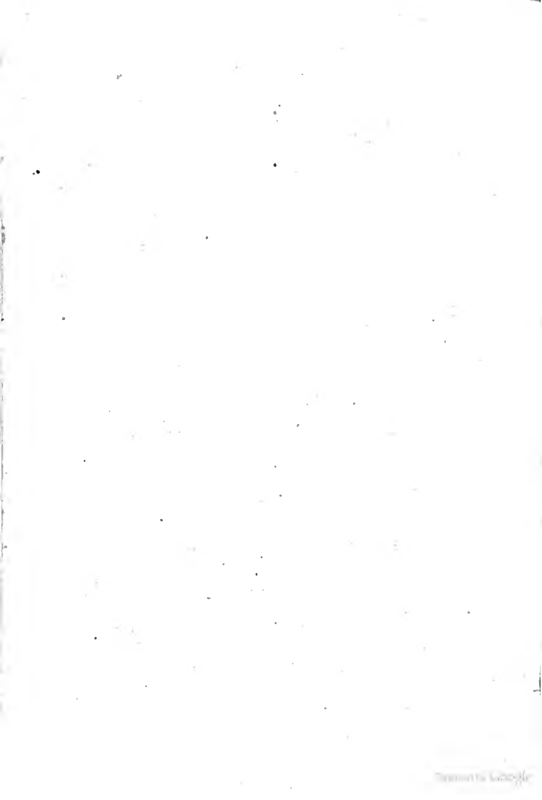
bereits die Richtung seines Geschützes so ändern lassen, daß er das Thal des Nançon enfiliren konnte. Jetzt sah er aber von seinem hohen Standpunct aus, daß seine im Voraus getroffenen Dispositionen vortrefflich vollzogen wurden. Zwei am St. Leonhards-Thor aufgeführte Kanonen beschossen den Ameisenhaufen der Chouans, welche sich dieser Stellung bemächtigt hatten, während die National-Garden von Fougères, die sich auf dem Platz vor der Kirche schnell geordnet hatten, den Feind vollends vertreiben halfen.

Dieses Gefecht dauerte keine halbe Stunde und kostete die Blauen keine zwanzig Mann. Die Chouans zogen sich auf die wiederholten Befehle des Marquis in allen Richtungen zurück. Die Ueberrumpelung des Platzes war in Folge der schnellen und heimlichen Ankunft des Obersten Hulot gescheitert. Das Geschütz war erst in dieser Nacht angekommen, denn schon die Nachricht von dem Anmarsch einer Batterie würde den Marquis vermocht haben, das Unternehmen aufzugeben, das jetzt nicht gelingen konnte. Der Oberst Hulot wünschte eben so sehr, dem Marquis eine derbe Lection zu geben, als Dieser es wünschen konnte, einen tüchtigen Schlag zu thun, um dadurch auf die Entschlüsse des ersten Consuls einzuwirken.

Als demnach der Marquis den ersten Kanonenschuß hörte, sah er sogleich ein, daß es thöricht wäre, aus Eigensinn einen verfehlten Angriff fortzusetzen. Er schickte deßwegen ungesäumt Befehle auf die verschiedenen Punkte ab, den Rückzug in allen Richtungen anzutreten. Als der Oberst den feindlichen Anführer, von einem zahlreichen Stab umgeben, in dessen Mitte sich Madame Gua befand, auf dem Felsen Sanct Sulpicius erblickte, richtete er sein Geschüz dahin, allein der Punkt war zu passend ausgewählt, als daß es hätte Schaden thun können.

Jezt gieng der Oberst plözlich von der Vertheidigung zum Angriff über. Bei den ersten Bewegungen, welche den feindlichen Rückzug ankündigten, sezten sich die unter den Mauern des Schlosses aufgestellten Compagnien in Marsch, um die Eingänge des Nançon-Thales zu besezen und dadurch dem Feinde den Rückzug abzuschneiden.

Fräulein von Verneuil hielt es, troz ihres Hasses, mit der Parthei, welche ihr Geliebter befehligte, und wandte sich schnell dem andern Ausgang zu, um zu sehen, ob er frei sey. Sie erblickte aber die Blauen, welche auf der andern Seite von Fougères auch gesiegt hatten, und nun durch das Thal von Gibarry aus dem Thale des Couesnon zurückkamen, um sich des





Felsen Sanct Sulpicius, auf welchem sie sich befand, und der unteren Ausgänge des Nançon-Thales zu bemächtigen. Die Dispositionen des republikanischen Anführers waren so genau berechnet und wurden so geschickt vollzogen, daß die Chouans, in das enge Wiesenthal dieser Schlucht eingeschlossen, bis auf den letzten Mann umkommen zu müssen schienen.

Da aber auf diesen beiden Punkten das schwere Geschütz, das bis jetzt den Republikanern so dienlich gewesen war, nicht gebraucht werden konnte, so beschränkte sich das Treffen auf ein Feuern aus dem kleinen Gewehr, woran die Chouans gewöhnt und dem sie gewachsen waren.

Jezt konnte sich das Fräulein die Anwesenheit der bewaffneten Massen, auf welche sie in der verflossenen Nacht gestoßen war, die Vereinigung der Anführer im Landhause des alten Orgemont, und alle Ereignisse, welche sie betroffen hatten, erklären, und sie begriff kaum, wie sie so vielen Gefahren hatte entgehen können. Das kühne Unternehmen, das der Marquis gewagt hatte, erregte ihre Theilnahme in so hohem Grade, daß sie ihre Blicke von dem belebten Schauspiele eines Treffens, das unter ihren Augen geliefert wurde, nicht abwenden konnte. Bald erhielt das Gefecht am Fuße des Felsens ein neues Interesse für sie, denn als der Mar-

quis sah, daß seine Leute im Gedränge waren, eilte er mit seinem Stab in das Nançon-Thal, um ihren Muth zu befeuern. Jezt erblickte man am Fuße des Felsen, auf dessen Gipfel sie stand, viele einzelne Gruppen in wildem Gefecht. Der Boden, auf dem nun gefochten wurde, war der Fechtart und den Waffen der Ziegenhäute günstiger. Die Chouans breiteten sich aus, klimmten die steilen Felsen hinan, indem sie sich an Bäumen und Gesträuch festhielten, und vertheidigten mit Muth die schmalen Fußpfade, welche ihre Feinde zu ersteigen suchten.

Da alle Ausgänge des Felsen von den beiden fechtenden Theilen besetzt waren, so fürchtete das Fräulein mitten unter sie zu gerathen, verließ den großen Baum, hinter welchen sie sich geborgen hatte, und floh über das Feld weg, in der Absicht, die Weisung des alten Geizhalses zu benützen. Nachdem sie lange Zeit auf dem Abhang des Berges Sanct Sulpicius, der sich dem großen Thale des Couesnon zukehrt, fortgelaufen war, erblickte sie in der Ferne einen Stall und hielt dafür, daß er zum Maierhofe des Galoppe-Chopine gehöre, der ohne Zweifel während des Treffens sein Weib allein zu Hause gelassen hatte. Durch diesen Gedanken ermuthigt, hoffte das Fräulein in dieser Wohnung gut aufgenommen zu werden, und darin einige Stunden

verweilen zu können, bis es ihr möglich würde, ohne Gefahr nach Fougères zurückzukehren. Allem Anschein nach waren die Republikaner sieghaft, denn die Chouans räumten das Feld so schnell, daß sie rund um sich her Flintenschüsse hörte, und die Furcht, von einer Kugel getroffen zu werden, trieb sie eilig der Hütte zu, deren Dach sie immer vor Augen hatte.

Der Fußpfad, dem sie folgte, führte an eine Art Schoppen, dessen mit Ginster bedecktes Dach auf vier dicken noch mit ihren Rinden bekleideten Bäumen ruhte. Dieser Schoppen hatte eine Lehmmauer, und es befanden sich eine Mostpresse, eine Fruchttenne und einige Ackerwerkzeuge darunter. Sie lehnte sich an einen der Pfosten und konnte sich nicht entschließen, den stinkenden Sumpf zu überschreiten, welcher den Hof jenes Hauses bildete, das sie, als eine ächte Pariserin, von ferne für einen Viehstall gehalten hatte.

Diese Hütte war durch eine Anhöhe, welche über sie hervorragte, und an welche sie sich lehnte, gegen den Nordwind geschützt. Einige Ulmenzweige, Haidekraut und Feldblumen bekränzten sie Guirlandenartig. Eine ländliche Stiege führte zwischen dem Schoppen und dem Hause dessen Bewohner auf die Anhöhe, um dort frische Luft zu schöpfen. Links von der Hütte senkte sich die Höhe plötzlich und öffnete einen Blick auf eine

Reihe von Feldern, deren nächste Umgebungen ohne Zweifel zu dem Hause gehörten. Sie bildeten liebliche Fluren, die durch, mit Bäumen überpflanzte Erdmauern getrennt waren, und deren erste die Einzäunung des Hofes vollendete. Der Weg, der zu diesen Feldern führte, war durch einen großen, halb verfaulten Baumstamm gesperrt.

Zwischen der in den Schiefer gehauenen Treppe und dem durch diesen großen Baum geschlossenen Weg, vor dem Sumpf und unter dem überhängenden Felsen, bildeten einige plump gehauene Granitsteine, der eine über den andern gelegt, die vier Winkel dieser Hütte und dienten der schlechten Lehmmauer zur Stütze. Die eine Hälfte des Dachs war mit Ginster, die andere mit Schindeln bedeckt. Der mit Ginster bedeckte Theil der Hütte war der Viehstall, der mit Schindeln gedeckte die Wohnung.

Fräulein von Verneuil bemerkte da und dort in dem Schlamme des Hofs einzelne Steine, die so gelegt waren, daß sie einen Weg bildeten. Diese Passage war nicht ohne Gefahr; als aber das Fräulein das Gewehrfeuer näher kommen hörte, sprang sie von Stein zu Stein, als ob sie über einen Bach setzte, und erreichte glücklich den Eingang des Hauses.

Als Fräulein von Verneuil die Haus-

thüre in ihren kreischenden Angeln drehte, stiegen ihr kalische Dünste entgegen, und sie sah, daß das Vieh die innere Mauer, die es von dem Wohnzimmer trennte, mit den Füßen eingestoßen hatte.

Das Innere dieses sogenannten Maierhofs entsprach also vollkommen seinem Aeußern. Das Fräulein fragte sich im Stillen, ob es denn möglich sey, daß menschliche Wesen in diesem organisirten Unrath leben könnten, als sie plötzlich einen zerlumpten Knaben von acht bis neun Jahren erblickte, mit blühendem Gesicht, rosenrothen Wangen, lebhaften Augen, Zähnen von Elfenbein und blonden Locken, die auf seine halbnackten Schultern herabfielen. Sein Körperbau war kräftig, und als sie eintrat, blickte er sie mit weitgeöffneten, staunenden Augen an. —

„Wo ist Deine Mutter?“ fragte das Fräulein mit sanfter Stimme und bückte sich, um den Knaben auf die Stirne zu küssen.

Kaum hatte der Junge den Kuß empfangen, so entschlüpfte er ihr wie ein Aal und verschwand hinter einem Düngerhaufen, der zwischen dem Fußpfad und dem Hause aufgehäuft war.

Fräulein von Verneuil, welche nun alleinige Bewohnerin des Hauses war, sah sich neugierig im Zimmer um, aber bald nöthigte sie

das immer näher kommende Geräusch des Treffens auf einen sichern Zufluchtsort zu denken. Als sie sich eben nach einem Versteck umsah, trat Barbette in das Zimmer.

„Guten Tag, Rabenschnabel!“ rief sie ihr entgegen.

„Ah! Ah! Sie kommen von Orgemont!“ antwortete Barbette.

„Wohin wollt Ihr mich verbergen, die Chouans sind mir auf den Fersen?“

„Wo? In dem Verstecke des Priesters!“ erwiederte Barbette, eben so erstaunt über die Schönheit, als über den fremdartigen Anzug eines Wesens, das sie kaum zu ihrem Geschlechte zu zählen wagte.

Sie führte das Fräulein oben an ihr Bett und ließ sie zwischen die Wand und das Bett treten. Plötzlich aber hörten sie einen Unbekannten durch den Sumpf auf das Haus zuspringen. Barbette hatte kaum so viel Zeit übrig, einen Bettvorhang loszumachen und das Fräulein darein zu wickeln, und als sie sich umwandte, stand sie einem flüchtigen Chouan gegenüber.

„Alte,“ sagte er dringend, „wo kann man sich hier verstecken? Ich bin der Graf von Bauvan.“

Fräulein von Verneuil zitterte, als sie die Stimme jenes Gastes erkannte, dessen wenige

Worte, welche ihr noch ein Geheimniß waren, die Katastrophe im Schlosse Vivetière herbeigeführt hatten.

„Lieber Himmel!“ erwiederte Barbette, „Sie sehen ja selbst, gnädiger Herr, daß hier nichts ist. Alles, was ich thun kann, ist, hinaus zu gehen und aufzupassen. Kommen die Blauen, so gebe ich Nachricht. Wenn ich bliebe und sie fänden mich bei Ihnen, so würden sie mein Haus anzünden.“

Mit diesen Worten entfernte sich Barbette.

„Ich habe eine Doppelbüchse,“ sagte der Graf verzweifelnd, „aber die Blauen haben mich schon überholt. Bah! Wenn sie zurückkommen, werden sie nicht gerade unter dem Bette suchen.“

Er lehnte seine Doppelbüchse an die Bettseite, hinter welcher das Fräulein stand, und bückte sich, um nachzusehen, ob er Raum habe, unter das Bett zu schlüpfen. Er mußte auf solche Weise nothwendig die Füße des Fräulein zu sehen bekommen; sie faßte daher einen kurzen Entschluß, sprang hinter dem Bett hervor, bemächtigte sich der Büchse und legte auf den Grafen an.

Der Graf lachte laut auf, als er das Fräulein erkannte, denn, um sich zu verstecken, hatte

sie ihren großen Hut abgelegt, und ihre Locken fielen auf Hals und Schultern herab.

„Lachen Sie nicht, Graf, Sie sind mein Gefangener. Wenn Sie sich rühren, so werden Sie erfahren, was ein beleidigtes Weib vermag.“

Der Graf und das Fräulein starrten einander mit verschiedenartigen Bewegungen an. Plötzlich riefen verwirrte Stimmen in den Felsen: „Rettet den Burschen! Rettet den Burschen! Zieht Euch auseinander! Zieht Euch auseinander!“

In demselben Augenblicke erhob sich Barbettens kreischende Stimme über den allgemeinen Tumult, und man hörte sie in der Hütte vernehmlich rufen: „Siehst Du nicht die Blauen? Komm da her, gottloser Junge, oder ich hole Dich! Die Kugeln werden Dich treffen. Geschwind komm, und reiche mir Deine Hand!“

Jetzt sah das Fräulein durch die Scheiben, wie ein Blauer durch den Sumpf setzte und auf das Haus zueilte.

„Schönfuß!“ rief sie ihm zu.

Mit einem Satze war Schönfuß in dem Zimmer und legte etwas fester auf den Grafen an, als das Fräulein gethan hatte.

„Aristokrat!“ rief er ihm zu, „rühre Dich nicht, oder Du bist hin, wie die Bastille!“

„Freund Schönfuß!“ rief ihm das Fräu-

lein mit schmeichelnder Stimme zu, „Sie haften mir für diesen Gefangenen. Sie müssen mir ihn mit heiler Haut zu Fougères überliefern.“

„Ganz wohl, Madame!“

„Ist der Weg nach Fougères jetzt offen?“

„Rein wie Gold, die todten Chouans müßten denn wieder auferstanden seyn.“

Das Fräulein hängte die Büchse des Grafen über, warf ihm einen ironischen Blick zu und sagte: „Adieu, Herr Graf! Auf Wiedersehen!“

Mit diesen Worten setzte sie ihren breiten Hut auf und verließ das Zimmer.

„Ich erfahre etwas zu spät,“ sagte der Graf bitter, „daß man niemals mit der Ehre von Weibern, die ehrlos sind, seinen Scherz treiben soll.“

„Aristokrat!“ rief ihm Schönfuß barsch zu, „wenn ich Dich nicht in Dein ci-devant-Paradies schicken soll, so sage nichts gegen diesen Engel.“

Das Fräulein schlug den Fußpfad ein und kehrte durch das Sct. Leonhardsthor in die Stadt zurück. Die Einwohner, noch in Unruhe über das Treffen, welches, nach dem weit ausgedehnten Gewehrfeuer zu schließen, den ganzen Tag über dauern konnte, warteten am Thore auf die Rückkehr der Nationalgarde, um sogleich zu erfahren, welchen Verlust sie erlitten hätte. Als sie nun das Fräulein in ihrem seltsamen Aufzuge,

die Haare in Unordnung, ein Gewehr in der Hand, Halstuch und Kleid an Mauern zerrieben, von Koth beschmutzt und von Thau durchnäßt, erblickten, wurde ihre Neugierde um so lebhafter erregt, da die Macht, die Schönheit und das sonderbare Wesen dieser Pariserin bereits zu Fougères der Gegenstand aller Unterhaltungen geworden war.

Zwanzigstes Kapitel.

Francine hatte die ganze Nacht auf ihre Gebieterin vergebens gewartet, und von einer Stunde zur andern war ihre Angst um sie gestiegen. Als sie das Fräulein erblickte, wollte sie sprechen, aber ein freundlicher Wink legte ihr Stillschweigen auf.

„Ich bin nicht todt, mein liebes Kind!“ sagte das Fräulein. „Ah! als ich von Paris abreiste, suchte ich Gemüthsbewegungen! Ich habe deren jetzt hinreichend gehabt,“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

Francine wollte sich entfernen, um ein Essen zu bestellen, dessen, wie sie meinte, ihre Gebieterin sehr bedürftig seyn müßte.

„Ein Bad! Ein Bad!“ rief ihr das Fräu-

lein rasch zu. „Vor allen Dingen die Toilette, mein liebes Kind!“

Francine war nicht wenig erstaunt, als sie ihre Gebieterin für diese Toilette die geschmackvollsten Moden bezeichnen hörte, welche sie in ihren Koffern mitgebracht hatte.

Nach dem Frühstück machte das Fräulein ihre Toilette mit jener umständlichen Sorgfalt, welche ein Frauenzimmer, das einen Geliebten erwartet oder auf einen Ball gehen will, auf dieses Hauptgeschäft verwendet. Francine konnte sich die spöttische Munterkeit ihrer Gebieterin nicht erklären. Ein Weib vermag hierüber das andere nicht zu täuschen; es war nicht die Freude erwartungsvoller Liebe, sondern eine concentrirte Bosheit, die nichts Gutes verkündete.

Das Fräulein ordnete selbst die Vorhänge des Fensters, das den Anblick eines weiten Panorama's gewährte. Hierauf rückte sie den Kanapee an das Kamin, stellte ihn in ein ihrer Figur günstiges Licht und befahl Francine, Blumen anzuschaffen, um dem Zimmer ein festliches Ansehen zu geben.

Das Fräulein ordnete die Blumen, welche Francine brachte, auf eine malerische Art, und nachdem sie einen letzten Blick der Befriedigung auf ihr Gemach geworfen hatte, ließ sie den Oberst ersuchen, ihr den gefangenen Grafen zuzuschicken.

Sie streckte sich wollüstig auf dem Sopha aus, eben sowohl um auszuruhen, als um jene Stellung von Grazie und Schwäche anzunehmen, deren Allgewalt gewissen Weibern wohlbekannt ist. Ein sanftes Schmachten, die Lage der Füße, deren Spitze kaum unter den Falten des Kleides hervorsah, das Sichgehenlassen des Körpers, die Beugung des Halses, Alles war in Uebereinstimmung mit ihrem Gesicht und ihren Blicken, und unwiderstehlich verführerisch.

Bald darauf ließen sich die gewichtigen Schritte des Obersten in dem anstoßenden Salon hören.

„Nun, Oberst," rief sie ihm entgegen, „wo ist mein Gefangener?"

„Ich habe eben zwölf Mann commandirt, um ihn, als mit den Waffen in der Hand ergriffen, erschießen zu lassen."

„Sie haben über meinen Gefangenen verfügt! Hören Sie einmal, Oberst, wenn mich Ihr Gesicht nicht trügt, so kann der Tod eines Menschen, nachdem das Gefecht vorüber ist, nichts Angenehmes für Sie haben? Geben Sie ihn mir zurück! Schieben Sie seine Hinrichtung auf, ich will es verantworten. Ich erkläre Ihnen hiemit, daß mir dieser Mensch zur Vollziehung unseres Planes wesentlich nothwendig ist. Ueberlassen Sie die Grausamkeit den Aristokraten,

Republiken müssen edelmüthig seyn. Hätten Sie nicht den Schlachtopfern von Quiberon und so manchen Anderen verziehen? Lassen Sie Ihre zwölf Mann einrücken und speisen Sie nebst meinem Gefangenen mit mir zu Mittag. Wir haben nur noch eine Stunde vom Tag übrig, und meine Toilette wäre umsonst gemacht, wenn Sie fehlten."

„Aber .... Aber, Bürgerin ..." sagte der Oberst überrascht.

„Nun, was denn? Ich verstehe Sie wohl. Dieser arme Graf entläuft euch nicht. Früher oder später wird sich dieser dicke Schmetterling an den Feuern der Republik die Flügel sengen."

Sie deutete lachend auf die Büchse des Grafen, die neben ihr stand. Der Oberst zuckte unmerklich die Achseln, wie ein Mensch, der, er mag machen was er will, dennoch den Wünschen eines schönen Weibes nachgeben muß.

Eine halbe Stunde darauf führte er den Grafen Bauvan bei dem Fräulein ein.

Fräulein von Verneuil ließ sie Beide ganz nahe herbeitreten, dann spielte sie die Verwirrte, von dem Grafen in so nachlässiger Stellung überrascht zu seyn, und nachdem sie in seinen Augen gelesen hatte, daß die beabsichtigte Wirkung auf ihn nicht verfehlt sey, stund sie auf und empfing ihre Gäste mit ausgesuchter Höflichkeit und vollkommenem Anstand. Nichts Studirtes und Er-

zwungenes in Betragen, Stimme und Haltung verrieth ihre vorbedachten Absichten. Alles war harmonisch, nichts übertrieben, nicht die kleinste Handlung konnte zu dem Gedanken berechtigen, daß sie die Manieren einer Welt nachahme, in welcher sie nicht gelebt hätte. Nachdem ihre beiden Gäste Platz genommen hatten, warf sie einen ernsten Blick auf den Grafen.

Der Graf kannte die Weiber hinlänglich, um zu wissen, daß die gegen diese verübte Beleidigung ein Todesurtheil für ihn sey. Trotz dieser Ueberzeugung war er weder traurig, noch heiter; er glich einem Menschen, der sich in solche rasche Entwicklungen des Possenspiels, das man Leben nennt, nicht zu schicken weiß. Er schämte sich, in Gegenwart eines so schönen Weibes den Tod zu fürchten, und das ernste Wesen, womit sie ihn betrachtete, gab ihm Ideen. Er fieng an zu denken und dachte: „Wer weiß, ob eine Grafenkrone, welche zu haben ist, ihr nicht besser gefällt, als ein verlorenes Marquisat? Dieser Montauran ist trocken wie ein Klotz, und ich . . .“

Er blickte mit vieler Befriedigung in den Spiegel und dachte weiter: „Nun, vielleicht kann ich durch einen Heiraths-Antrag meinen Kopf aus der Schlinge ziehen!“

Diese diplomatischen Betrachtungen waren

höchst überflüssig, denn diese geheuchelte Liebe, welche er für Fräulein v. Verneuil zur Schau tragen wollte, wurde bald wirkliche Leidenschaft, welche dieses gefährliche Wesen immer mehr anzuflammen sich das Vergnügen machte.

„Herr Graf,“ sagte sie, „Sie sind mein Gefangener, und ich allein habe das Recht, über Sie zu verfügen. Ihre Hinrichtung wird nur mit meiner Genehmigung geschehen, und meine Neugierde ist allzugroß, als daß ich Sie jetzt erschießen lassen sollte.“

„Und wenn ich nun meinen Kopf darauf setzte, Ihnen nichts zu sagen?“ erwiederte er in scherzhafter Laune.

„Gegen eine ehrbare Frau könnten Sie vielleicht so grausam seyn, aber gegen eine Dirne! Das ist unmöglich, lieber Graf!“

Diese Worte waren so voll bitterer Ironie, daß der bestürzte Graf, statt aller Antwort, seiner grausamen Gegnerin nur in's Gesicht starrte.

„Sehen Sie einmal,“ fuhr sie spöttisch fort, „um Sie nicht Lügen zu strafen, will ich, wie diese Geschöpfe sind, ein gutes Weibsbild seyn. Ich gebe Ihnen Ihre Büchse da zurück.“

Mit diesen Worten deutete sie mit leichtem Spott auf sein Gewehr.

„Auf das Wort eines Edelmanns, Sie behandeln mich da . . .“

„Stille! Stille!“ unterbrach sie ihn, „ich habe noch zu dauen an dem Wort eines Edelmanns. Auf dieses Wort hin bin ich in das Schloß Vivetière gekommen. Ihr Anführer hatte mir geschworen, daß ich und meine Leute dort in Sicherheit seyn würden.“

„Wie schändlich!“ rief Hulot aus und runzelte die Stirne.

„Daran ist der Herr Graf hier Schuld. Der Bursche dachte nicht daran, sein Wort zu brechen; aber der Herr da hat irgend eine Verläumdung gegen mich verbreitet, wodurch alle jene Verläumdungen bestätigt wurden, welche ein Gewisser vorauszusetzen die Güte hatte . . .“

„Mademoiselle,“ sagte der Graf ganz verwirrt, „den Kopf unter dem Beile, werde ich wiederholen, daß ich nichts als die Wahrheit gesagt habe . . .“

„Und was sagten Sie?“

„Daß Sie die . . .“

„Sagen Sie das Wort, die Maitresse . . .“

„Des Marquis von Navailles, eines meiner Freunde, waren,“ antwortete der Graf.

„Jetzt könnte ich Sie in den Tod schicken,“ erwiederte sie kalt und anscheinend unbewegt von der gewissenhaften Beschuldigung des Grafen, den

eine solche wahre oder verstellte Unbefangenheit in Erstaunen setzte. „Allein,“ fuhr sie lachend fort, „fürchten Sie nichts von meiner Rache, denn Sie haben mich nicht mehr beleidigt, als jener Ihr Freund, von dem ich, wie Sie sagen, die . . . Pfui doch!“

„Hören Sie, Graf,“ fuhr das Fräulein fort, „sind Sie nie zu meinem Vater, dem Herzog von Verneuil, gekommen? Nun?“

Das Fräulein war ohne Zweifel der Meinung, daß der Oberst in das Geheimniß einer so wichtigen Mittheilung, als sie zu machen im Begriffe war, nicht einzuweihen sey, und gab daher dem Grafen einen Wink, sich ihr zu nähern, worauf sie ihm einige Worte in's Ohr sagte. Der Graf stieß einen dumpfen Schrei des Erstaunens aus und sah das Fräulein mit einer Art Stumpfsinn an. Um seine Erinnerungskraft zu ergänzen, stützte sie sich in der unschuldigen und ungekünstelten Stellung eines Kindes auf das Kamin. Jetzt beugte der Graf ein Knie vor ihr.

„Fräulein,“ rief er aus, „ich flehe Sie um meine Begnadigung an, so unwürdig ich deren auch bin.“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ erwiederte sie. „Sie haben jetzt nicht mehr Ursache zu Ihrer Reue, als im Schlosse Vivetière zu Ihrer beschimpfenden Voraussetzung. Nur das

mögen Sie wissen, Herr Graf, daß die Tochter des Herzogs von Verneuil zu erhaben denkt, um nicht lebhaften Antheil an Ihnen zu nehmen."

„Selbst nach einer solchen Beleidigung?" fragte der Graf gespannt.

„Es giebt Menschen, die zu hoch stehen, als daß irgend eine Beleidigung sie erreichen könnte. Unter diese Zahl gehöre ich."

Bei diesen Worten nahm das Fräulein eine so edelstolze Haltung an, daß sie dem Grafen augenscheinlich imponirte. Der ehrliche Oberst begriff von dieser ganzen Intrike nicht viel, zupfte an seinem Schnurrbart und warf einen unruhigen Blick auf das Fräulein, die ihm einen Wink gab, daß sie sich von der vorgeschriebenen Linie ihres Planes nicht entferne.

„Jetzt, meine Herrn," fuhr sie nach einer Pause fort, „wollen wir plaudern. Francine, bringe uns Lichter!"

Nun leitete sie geschickt die Unterhaltung auf die Zeit, welche in so kurzer Zeit die alte Zeit geworden war. Sie führte den Grafen durch die Lebendigkeit ihrer Bemerkungen und Schilderungen so lebhaft in jene Epoche zurück, sie gab ihm durch die feine Gefälligkeit, womit sie ihm Antworten ersparte, so viele Gelegenheit, Geist zu zeigen, den er nicht hatte, daß der Graf

zuletzt auf das Ergebniß kam: In seinem Leben nie sey er so liebenswürdig gewesen. Dieser Gedanke verjüngte ihn zusehends, und nun suchte er diesem verführerischen Wesen auch die gute Meinung von seiner Person beizubringen, welche er selbst hatte.

Dieses boshafte Weib machte sich die Lust, alle Springfedern ihrer Koketterie gegen den armen Grafen loszulassen, und sie konnte es mit um so mehr Geschicklichkeit thun, da das Ganze nur ein Spiel für sie war. So ließ sie ihn bald an reißende Fortschritte in ihrer Neigung glauben, bald, wie bestürzt über die Lebhaftigkeit ihrer eigenen Empfindungen, zeigte sie eine Kälte gegen ihn, die ihn in seiner Leichtgläubigkeit bezauberte, und die allmählig diesem Impromptu einer Leidenschaft neue Nahrung gab. Sie glich ganz und gar einem Fischer, der seine Angel spielend in die Höhe hebt, um zu erkennen, ob ein Fisch angebissen hat. Der arme Graf, der alle seine Geisteskräfte in Contribution setzte, war ganz entzückt über die befangene Art, womit das Fräulein zwei bis drei wohlgesetzte verliebte Redensarten von ihm aufgenommen hatte. In diesen seligen Augenblicken dachte er so wenig an seinen König, an die Republik, an die Emigration, an die Bretagne, an die Chouans, als ob er auf der andern Hälfte der Erdkugel gelebt hätte.

Der Oberst Hulot saß steif und stillschweigend da, wie ein Grenzpfahl, denn sein Mangel an Erziehung machte ihn durchaus unfähig für diese Art der Unterhaltung. Er bildete sich wohl ein, daß die beiden sprechenden Personen sehr geistreich seyn müßten, aber so tapfer er auch die gesammte Streitkraft seiner Intelligenz in's Feuer führte, so gelang es ihm doch nicht, den wahren Inhalt ihrer Conversation zu recognosciren, und er zweifelte stets, ob sie nicht in versteckten Worten gegen die Republik komplottirten.

„Montauran," sagte der Graf, „mein Fräulein, ist von Familie, wohl erzogen, ein schöner Mann, allein auf die Galanterie versteht er sich nicht. Er ist zu jung, um Versailles gesehen zu haben. Seine Erziehung ist verfehlt worden, und statt von hinten schwarz zu machen, giebt er von vornen Dolchstiche. Er kann mit Heftigkeit lieben, aber er wird nie jene Essenz von Manieren erreichen, wodurch sich Lauzun, Adhemar, Coigny und so viele Andere, auszeichneten; er besitzt nicht die Kunst, den Weibern jenes angenehme Nichts vorzuschwatzen, das, so ist es nun, ihnen besser zusagt, als leidenschaftliche Ausbrüche, welche sie bald ermüden. Er hat zwar schon Glück gemacht, aber es fehlt ihm das Sichgehenlassen, die Grazie."

„Das habe ich wohl bemerkt," erwiederte das Fräulein mit boshafter Ironie.

„Oh!" sagte der Graf für sich, „ihre Stimme ist so weich, ihr Blick so sprechend, daß ich bald mit ihr auf dem besten Fuß stehen werde; und in der That, um diesen Preis will ich Alles glauben, was sie nur haben will."

Er bot ihr die Hand, um sie zu Tische zu führen.

Fräulein von Verneuil machte die Honneurs mit einem so feinen Tact, der nur durch eine lange Gewohnheit, an dem ausgesuchten Leben der Hofleute Theil zu nehmen, hatte erlangt werden können.

„Gehen Sie jetzt," sagte sie nach der Tafel zu dem Oberst, „Sie geniren ihn. Wann ich allein mit ihm bin, werde ich bald Alles von ihm erfahren, was ich wissen will, denn er ist bereits auf dem Punkt angelangt, wo ein Mann mir Alles sagt, was er denkt und gedacht hat, und nur noch durch meine Brille sieht."

„Und hernach?" fragte der Oberst.

„Hernach! Hernach soll er frey seyn wie die Luft."

„Er ist ja mit den Waffen in der Hand ergriffen worden."

„Nein," erwiederte sie scherzend, „ich hatte ihn ja entwaffnet."



Der Oberst gieng.

„Graf," sagte sie jetzt, „ich habe Ihre Freiheit erlangt; aber umsonst ist der Tod," fügte sie lachend hinzu und legte bedeutungsvoll die Hand auf seinen Kopf.

„Alles, was Sie verlangen," erwiederte der Graf in seiner Trunkenheit, „ich lege Alles zu Ihren Füßen."

Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand und suchte seine Leidenschaft als tief gefühlte Dankbarkeit darzustellen.

Fräulein von Verneuil war Keine von denen, die sich hierin getäuscht hätten. Sie lächelte diesem neuen Liebhaber einige Hoffnung zu, trat etliche Schritte zurück und sagte: „Das Vertrauen, das ich Ihnen schenke, könnte mich vielleicht einst reuen."

„Die Einbildungskraft eines jungen Mädchens," erwiederte der Graf lachend, „ist schneller, als die einer Frau.

„Mädchen haben mehr zu verlieren."

„Allerdings, wer einen Schatz trägt, muß mißtrauisch seyn."

„Lassen wir diese Redensarten, wir wollen ernsthaft reden. Sie geben einen Ball zu Saint-James. Wie ich hörte, haben Sie dort Ihre Magazine, Ihre Arsenale und den Sitz Ihrer Regierung aufgeschlagen. Wann ist der Ball?"

„Morgen Abend.“

„Je nun, mein Herr, Sie werden sich nicht wundern, daß ein verläumdetes Weib, eben weil sie ein Weib ist, eine glänzende Genugthuung der Beleidigung im Angesicht der nämlichen Zeugen erhalten will. Ich werde mich demnach auf Ihrem Balle einfinden. Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als daß Sie mich von dem Augenblick an, wo ich darauf erscheine, bis zu meinem Abgang in Ihren Schutz nehmen.“

„Ich verlange Ihr Ehrenwort nicht,“ fuhr sie fort, als sie sah, daß der Graf die Hand auf sein Herz legte. „Ich verabscheue die Schwüre, sie haben mir zu sehr das Ansehen einer Präcaution. Versprechen Sie mir einfach, meine Person gegen jedes schmähliche oder verbrecherische Unternehmen zu schützen. Versprechen Sie mir, Ihr Unrecht dadurch wett zu machen, daß Sie mich feierlich als wirkliches Fräulein von Verneuil anerkennen, dann sind wir wett. Zwei Stunden Schutz einer Dame auf einem Balle gewährt, ist gewiß kein theures Lösegeld. Gehen Sie, Sie sind keinen Heller weiter werth.“

Sie begleitete diese Worte mit einem Lächeln, das ihnen alle Bitterkeit nahm.

„Was verlangen Sie für meine Büchse?“ fragte der Graf lachend.

„Oh! Mehr als für Sie.“

„Was?“

„Das Geheimniß. Glauben Sie mir, Graf von Vauvan, ein Weib kann nur durch ein Weib errathen werden, und wenn Sie nur ein Wort sagen, so kann ich unterwegs den Tod finden. Gestern schon habe ich eine Kugel sausen hören. Oh! Dieses Weib führt die Büchse so gut als die Nadel. Wenn ich an Vivetière zurückdenke . . . Sorgen Sie dafür, daß mir nichts Aehnliches widerfahre . . . .“

„Sie werden unter meinem Schutze stehen,“ erwiederte der Graf hochmüthig. „Aber kommen Sie denn,“ fügte er betrübt hinzu, „wegen Montauran nach Saint-James?“

„Sie wollen mehr wissen, als ich selbst weiß,“ versetzte sie lachend. „Jetzt ist es Zeit, daß Sie gehen. Ich werde Sie selbst vor das Sanct Leonhardsthor bringen. Ich traue Niemanden, denn Ihr führt hier zu Lande den Krieg wie Kannibalen.“

„Sie fühlen also einige Theilnahme für mich,“ rief der Graf entzückt aus. „Lassen Sie mich hoffen, Fräulein, daß Sie für meine Freundschaft nicht fühllos seyn werden, denn mit Freundschaft muß ich mich doch begnügen, nicht wahr?“ fügte er fad hinzu.

„Gehen Sie, Sie Prophet!“ sagte sie mit der munteren Laune eines Weibes, die ein Ge-

ständniß machen will, wodurch weder ihre Würde noch ihr Geheimniß verletzt wird.

Sie nahm einen Pelz um und begleitete den Grafen, bis er außerhalb der äußersten Wachtposten war. Dann verabschiedete sie sich mit den Worten: „Graf, seyen Sie discret, selbst mit dem Marquis!“

Sie legte den Finger auf ihre Lippen.

Der Graf, durch diese Vertraulichkeit ermuthigt, faßte ihre Hand. Sie ließ sie ihm als eine Gunst; er küßte sie und sprach: „Mein Fräulein, der Ihrige im Leben und im Tode! Ich danke Ihnen mein Leben, und da ist es schwer, sich auf bloße Freundschaft zu beschränken . . .“

Mit diesen Worten entfernte er sich eilends.

Das Fräulein blieb stehen, bis er den Felsen Sanct Sulpicius erreicht hatte, dann nickte sie zufrieden mit dem Kopf und sagte: „Dieser Einfaltspinsel hat mir für sein Leben mehr als sein Leben gegeben! Ich werde mit geringen Kosten meine Creatur aus ihm machen.“

Als sie zurückkam, fand sie Hulot und Corentin in ihrer Wohnung. „Noch zwei Tage,“ rief sie, „und . . .“.

Sie hielt inne und flüsterte dem Obersten in's Ohr: „So fällt er unter Euern Kugeln.

Der Oberst trat ein paar Schritte zurück und



sah sie mit einem Staunen an, worin sich Mißbilligung, nicht ohne Beimischung von einer Art Verachtung, aussprach.

„Ich gehe auf den Ball, den die Chouans zu Saint-James geben, und . . .“

„Es sind fünf Stunden dahin,“ sagte Corentin, „soll ich Sie begleiten?“

„Sie beschäftigen sich viel mit einem Ding, woran ich niemals denke, mit Ihrer Person.“

Die Verachtung, welche sie Corentin bezeugte, gefiel dem ehrlichen Obersten ausnehmend wohl. Beide entfernten sich.

Jetzt hielt das Fräulein mit Francine einen geheimen Rath über den Ballanzug.

„Francine, mein Kind,“ sagte sie, „ich mache einen neuen Feldzug. Willst Du hier bleiben oder mitgehen?“

„Bleiben! Und wer würde Sie ankleiden?“

„Wo hast Du den Handschuh, den ich Dir diesen Morgen gab?“

„Hier ist er.“

„Nähe ein grünes Band daran, und vor allen Dingen stecke Geld zu Dir.“

Sie sah, daß Francine neu geschlagene Münzen zählte, nnd rief: „Das allein wäre hinreichend, daß sie uns umbrächten. Schicke zu Corentin, . . . nein, der könnte uns folgen . . . Der Oberst soll uns alte Livresthaler schicken.“

Diese weibliche Klugheit, welche das geringste Detail nicht vergißt, ließ sie an Alles denken, und während Francine die Anstalten zur Reise machte, übte sie sich in Nachahmung des Eulenrufs und erlangte bald darin eine erstaunliche Fertigkeit.

Um Mitternacht brach sie auf, verließ die Stadt durch das Sanct Leonhardsthor und hatte bald den schmalen Fußsteig erreicht, der durch das Thal Gibarry führt.

„Sie treten die Reise an, ohne sich Gott zu empfehlen," sagte Francine, die sich rückwärts gewendet hatte, um den Thurm der Sanct Leonhardskirche zu betrachten.

Das fromme Landmädchen blieb stehen, faltete die Hände und sprach ein Ave Maria zu Ehren der heiligen Jungfrau von Auray, um sich auf dieser Reise in ihren Schutz zu empfehlen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden weiblichen Reisenden kamen bald an der Hütte von Galoppe-Chopine an. Wie leicht und geräuschlos auch ihre Schritte waren, so weckten sie doch die Wachsamkeit eines jener großen Hunde, welchen die Bretagner die

Bewachung ihrer unverwahrten Wohnungen anvertrauen. Er rannte auf die beiden Fremden los, und sein Bellen wurde so drohend, daß sie etliche Schritte zurückwichen und um Hülfe riefen. Jetzt drehte sich die Hausthüre in ihren verrosteten Angeln, und Galoppe-Chopine, halb angekleidet, erschien unter der Oeffnung. Fräulein von Verneuil reichte ihm den Handschuh des Marquis von Montauran dar.

„Ich muß," sagte sie, „mich schleunig nach Saint-James begeben. Der Graf von Bauvan sagte mir, daß Du mir zum Begleitet und Beschützer dienen würdest. Mithin, mein guter Galoppe-Chopine, sorge uns für zwei Esel zum Reiten, und mache Dich fertig zur Abreise, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Wenn wir morgen nicht nach Saint-James kommen, so werden wir weder den Burschen, noch den Ball sehen."

Galoppe-Chopine, ganz verdutzt, nahm den Handschuh, drehte ihn hin und wieder, zündete ein Harzlicht an und beleuchtete ihn damit von allen Seiten. Nachdem er das grüne Band genau besichtigt, Fräulein von Verneuil mit großen Augen angestarrt, sich hinter dem Ohre gekratzt, den Ciderkrug an den Mund gesetzt und ihn dann der schönen Dame angeboten hatte gieng er hinaus, um zwei Esel zu holen.

Der Knabe erhob seinen niedlichen Kopf und über seinen blonden Locken zeigten zwei Kühe, durch die Löcher des Stalls, ihre rothen Schnauzen und ihre großen leuchtenden Augen. Der große Hund, dessen Gesicht unter den Bewohnern dieses Hauses nicht das einfältigste war, schien die beiden Fremdlinge mit eben so vieler Neugierde zu betrachten, als das Kind zeigte. Barbette, die sich in ihrem Bett aufrecht gesetzt und ihre großen Augen weit geöffnet hatte, glich einem Gespenst und stierte das Fräulein an, das, um einer Unterredung mit ihr und der Pestluft des Zimmers zu entgehen, schleunig aus der Thüre entwich.

Das Fräulein erstieg schnell auf der Treppe den Felsen und bewunderte die herrliche Gegend, die sich im phantastischen Scheine des Mondes vor ihr ausbreitete. Weiber schwärmen gerne. das Fräulein versank in romantische Träume. Ein Eselsgeschrei, das die allgemeine feierliche Stille mißtönend unterbrach, rief sie bald in die wirkliche Welt zurück. Sie stieg eilig die Stufen wieder hinab, und die Reise wurde alsbald angetreten.

Galoppe-Chopine war mit einer Doppelbüchse bewaffnet und in eine lange Ziegenhaut gewickelt, so daß er nicht übel Robinson Crusoe auf seiner wüsten Insel glich. Sein von

Runzeln durchfurchtes Gesicht war von dem breitrandigen Hute, den die Landleute dieser Gegenden als eine Tradition alter Zeiten beibehalten haben, fast gänzlich versteckt. Diese nächtliche Karavane, unter dem Schutze eines Führers, dessen Kleidung, Haltung und Figur etwas Patriarchalisches hatte, glich so ziemlich dem Gemälde von der Flucht Josephs aus Aegyptenland, das uns Rembrandts düsterer Pinsel hinterlassen hat.

Galoppe-Chopine vermied sorgfältig die Landstraße und führte die beiden Fremdlinge queer durch das unermeßliche Labyrinth der Nebenwege und Fußpfade, welche die Bretagne in allen Richtungen durchschneiden. Jetzt begriff das Fräulein, was es mit einem Chouans-Kriege auf sich habe.

Indem sie in diese Schlangenpfade eindrang, konnte sie den Zustand jener Felder näher einsehen, welche ihr von einem erhabenen Punkt herab so reizend erschienen waren; denn es war schwierig, einen richtigen Begriff von dieser Masse einzelner Felder zu erlangen, ohne sie selbst durchwandelt zu haben. Seit unfürdenklichen Zeiten haben die Landleute jedes Stück Feld mit einer sechs Fuß hohen Erdmauer umgeben, auf welcher Kastanienbäume, Eichen und Buchen gepflanzt sind. Diese so bepflanzte Mauer heißt eine

Hecke, und da die langen Zweige der Bäume, womit sie bekränzt ist, fast überall auf den Weg hinabhängen, so bilden sie unterhalb derselben eine unermeßliche Laube. Diese Wege, durch jene aus Lehmboden errichteten Mauern eingefaßt, gleichen Festungsgräben, und entweder macht sie der Granit, der in diesen Gegenden beinahe bis auf die Oberfläche der Erde hervortritt, uneben und steinigt, oder sie sind so grundlos und ungangbar, daß der kleinste Karren, um darin fortzukommen, einen Vorspann von zwei paar Ochsen und zwei kleinen, aber kräftigen Pferden bedarf. Diese Wege sind in der Regel so sumpfig, daß die Fußgänger gezwungen waren, sich in dem Feld, längs der Hecke, einen Fußpfad zu bilden, der mit jedem Stück Feld anfängt und endigt. Um nun von einem Feld in das andere überzugehen, muß man die Hecke mittelst einiger Stufen wieder ersteigen, welche der Regen oft sehr glitschig macht.

Die Reisenden haben in diesen Schlangenwegen noch andere Hindernisse zu überwinden. Jedes so eingeschlossene Stück Feld hat seinen Eingang, der etwa zehn Fuß breit und durch einen im Westen sogenannten Feldzaun geschlossen ist. Der Feldzaun ist ein Baumstamm oder ein starker Baumzweig, dessen eines Ende durchbohrt ist und sich in ein anderes unförmliches Stück Holz

einfügt, das zum Stützpunct dient. Das äußerste Ende des Feldzauns erstreckt sich etwas weiter, als sein Stützpunkt, so daß es schwer genug wird, ein Gegengewicht zu bilden, und daß selbst ein Kind dieses sonderbare Feldthor leicht öffnen kann.

Diese Hecken und Feldzäune geben dem Boden die Physiognomie eines unermeßlichen Schachbretts, wovon jedes Ackerstück ein ganz von den andern Feldern getrenntes und gleich einer Festung durch Wälle gedecktes Feld bildet, dessen leicht zu vertheidigender Eingang für die Angreifer eine gefährliche Eroberung ist.

Der Landmann in der Bretagne hegt das Vorurtheil, daß das Brachfeld durch Disteln gedüngt werde; daher begünstigt er deren Aufwachsen und Gedeihen so sehr, daß sie in kurzer Zeit mannshoch werden. Hiedurch entstehen, in dem Verhältniß eines Feldes zu vier, wahre Distelwälder, in denen man hundert Hinterhalte legen kann.

Man weiß nicht, ob diese eingeschlossenen Felder der Furcht vor Eigenthums-Streitigkeiten oder der Faulheit, um das Vieh nicht hüten zu müssen, ihr Daseyn danken, aber so viel ist gewiß, daß die fortwährenden Hindernisse, welche sie darbieten, den Krieg der Massen unmöglich und das Land uneinnehmbar machen, und so läßt

sich begreifen, daß der Kampf zwischen regelmäßigen Truppen und Partheigängern hier nie beendigt werden kann. Fünfhundert Mann können in diesem Terrain der Macht eines ganzen Reichs trotzen. Hierin lag das ganze Geheimniß des Kriegs der Chouans.

Fräulein von Verneuil sah jetzt die Nothwendigkeit ein, worin sich die Republik befand, die Zwietracht eher durch Mittel der Polizei und Diplomatik, als durch die nutzlose Anwendung der Waffengewalt zu ersticken. Was war auch gegen Leute auszurichten, welche Einsicht genug besaßen, den Besitz der Städte zu verschmähen und sich dagegen des flachen Landes zu versichern, dessen natürliche Festungswerke uneinnehmbar und unzerstörbar waren. Warum sollte man nicht unterhandeln, wenn die ganze Kraft dieser verblendeten Landleute in der Hand eines geschickten und unternehmenden Anführers lag? Sie bewunderte den Geist eines Ministers, der in der Einsamkeit seines Cabinets das Geheimniß des Friedens errathen hatte. Sie glaubte nun selbst auf dem Höhepunkt der Betrachtungen zu stehen, durch welche Machthaber, die mit einem einzigen Blicke ein ganzes Reich überschauen, geleitet werden, und sie sah ein, daß Handlungen, die in den Augen der blinden Menge als verbrecherisch erscheinen, nur das Ergebniß unermeßlicher, über

die Alltagswelt erhabener Gedanken sind. Es ist in diesen furchtbaren Seelen eine unbekannte Mischung zwischen der Macht des blinden Geschicks und einer weisen Vorsehung, ein gewisses inneres Bewußtseyn, das sie zu gegebener Zeit plötzlich zur Macht emporhebt, — die Menge wirft ihre Blicke um sich, sie in ihrer Mitte zu suchen, sie hebt die Augen, und sieht sie schon hoch über sich stehen.

Diese Betrachtungen schienen das Verlangen nach Rache, das Fräulein von Verneuil gefaßt hatte, zu rechtfertigen und selbst zu veredeln. Diese Arbeit ihrer Seele und ihre Hoffnungen gaben ihr die nöthige Kraft, die ungewohnten Beschwerden ihrer Reise zu ertragen.

Am Ende jeder Umzäunung mußte Galoppe-Chopine den beiden Reisenden den einen Fußpfad herab und den andern wieder hinauf helfen. Nachdem die Fußwege gänzlich aufhörten, mußten sie ihre Thiere wieder besteigen und sich in jene schlammigen Wege werfen, deren Grundlosigkeit die Annäherung des Winters beurkundete. Die Zusammenwirkung dieser großen Bäume und dieser engen, tiefen Hohlwege erhielt im Niedergrunde eine Feuchtigkeit, welche oft die drei Reisenden wie mit einem Eismantel umwickelte.

Nachdem sie große Beschwerlichkeiten überstanden hatten, erreichten sie mit Tagesanbruch

das Gehölze von Marignay. Jetzt, in dem breiten Fußpfad des Waldes, wurde die Reise minder beschwerlich. Die Strahlen der aufgehenden Sonne, das grüne Dach der Zweige über ihren Häuptern ließen sie bald die überstandenen Beschwerden vergessen.

Kaum hatten sie etwa eine Meile im Walde zurückgelegt, so hörten sie von ferne ein verwirrtes Murmeln von Stimmen und den Klang einer kleinen Glocke, deren harmonische Töne nicht jene Monotonie hatten, welche ihnen der gemessene Gang weidender Thiere giebt. Galoppe-Chopine horchte, ohne anzuhalten, mit vieler Aufmerksamkeit auf diese Töne. Bald trug ihm ein Windstoß einige psalmodirenden Worte zu, deren Harmonie sehr auf ihn einzuwirken schien, denn er leitete die ermüdeten Esel in einen Fußpfad, der die Reisenden von dem Wege nach Saint-James abführte, und blieb taub bei allen Vorstellungen des Fräulein von Verneuil, der diese neue Richtung ihrer Reise große Besorgniß einflößte.

Rechts und links boten ungeheure Granitfelsen, einer auf den andern gethürmt, seltsame Gestaltungen dar. An diesen Felsen herab gleiteten ungeheure Wurzeln, Riesenschlangen ähnlich, um in weiter Ferne den Nahrungssaft einzelner Buchen zu suchen. Die beiden Seiten des

Wegs glichen jenen durch ihre Tropfsteine berühmten unterirdischen Grotten. Hinter den mit Farnkraut, Stechpalmen und Moos dichtbewachsenen Felswänden waren Abgründe und der Eingang zu tiefen Höhlen verborgen. Nachdem die Reisenden einige Schritte in einem schmalen Fußpfad gemacht hatten, bot sich plötzlich den Augen des Fräuleins ein überraschender Anblick dar. Ein halbzirkelförmiges Becken, ganz aus Granitblöcken gebildet, bildete ein Amphitheater, in dessen unregelmäßigen Staffeln hohe schwarze Tannen und gelbliche Kastanienbäume über einander ihre Häupter erhoben und den Anblick eines großen Circus darboten, über den die Wintersonne ihre düsteren Strahlen mehr hinwarf, als ergoß.

Im Mittelpunkte dieses Circus, dessen Baumeister die Sündfluth gewesen zu seyn schien, erhoben sich drei ungeheure Druidensteine, die einen großen Altar bildeten, auf welchem eine alte Kirchenfahne wehte. Ein Priester mit zwei Kirchengehülfen stand am Altar und las die Messe. Etwa hundert Menschen knieeten, rund um den Altar, auf dem feuchten Boden und richteten inbrünstige Gebete zum Himmel. Der ärmliche Ornat des Priesters, seine schwache Stimme, die sich in diesem ungeheuern Raume verlor, die innige Ueberzeugung der zum Dienste Gottes Vereinten, Alle von gleichen Gefühlen

beseelt und auf den Knieen liegend vor einem ungeschmückten Altar, den die Hand der Natur selbst geschaffen hatte, der sterbende Christ an einem schmucklosen hölzernen Kreuze, der Ort, die Stunde, die Zeit der Verfolgung, Alles gab dieser Scene den einfachen Charakter der ersten Epoche des Christenthums.

Fräulein von Verneuil war wie versteinert vor Verwunderung. Diese feierliche Messe in der Tiefe des Gehölzes, dieser durch Verfolgung zu seiner Urquelle zurückgetriebene Kultus, die Poesie der alten Zeiten keck in die Mitte einer wilden Natur geworfen, diese Chouans, bewaffnet und waffenlos, grausam und demüthig in Gebet, Männer und Kinder zugleich, dieser ganze Auftritt war mit nichts zu vergleichen, was sie bis dahin mit Augen gesehen oder in den Träumen ihrer Einbildungskraft gedacht hatte. Wohl erinnerte sie sich, daß sie in ihrer Kindheit den Pomp dieser römischen Kirche, so einschmeichelnd für die Sinnenwelt, angestaunt hatte; aber Gott in seiner Einfachheit kannte sie noch nicht, Gottes Kreuz auf dem Altar, seinen Altar auf dem nackten Boden; statt der gothischen Säulen, mit Laubwerk bekränzt, die Bäume mit ihren herbstlichen Blättern, den Dom des Himmels tragend; statt des tausendfarbigen Lichts, durch die gemalten Kirchenfenster hereindringend,

die röthlichen Strahlen der Wintersonne, ihren düstern Widerschein auf den Altar, auf den Priester und die Gläubigen umher werfend. Das war Gottes wahre Kirche, kein Priesterthum; ein Gebet, keine Religion.

Bald aber rissen die menschlichen Leidenschaften, deren Unterdrückung für einen Augenblick diesem Gemälde seine ganze Harmonie gelassen hatte, ihre Herrschaft wieder an sich und belebten mit ihrem verzehrenden Feuer diese geheimnißvolle Scene.

Als die Reisenden ankamen, gieng eben die Messe zu Ende. Das Fräulein erblickte, nicht ohne Schrecken, am Altar den Abbé Gudin und entzog sich schleunig seinen Blicken, indem sie Francine hinter einen großen Felsblock zog. Sie suchte auch Galoppe-Chopine von dem Platze wegzubringen, den er sich gewählt hatte, um der Wohlthaten der heiligen Ceremonie theilhaftig zu werden, aber vergebens. Sie hoffte einer drohenden Gefahr entgehen zu können, denn nach der Stellung, welche sie inne hatte, und der Beschaffenheit des Terrains konnte sie sich vor allen Anwesenden zuerst entfernen.

Durch einen weiten Spalt im Felsen begünstigt, sah sie den Abbé Gudin auf einen Granitblock steigen, dessen er sich als Kanzel bediente.

Er begann seine Predigt mit den Worten: „In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti.“

Alle Anwesenden machten das Zeichen des Kreuzes.

„Meine geliebten Brüder in dem Herrn!“ fuhr er fort, „laßt uns allererst beten für die, so hingeschieden sind in gutem Streit:

Johann Cochegrue,
Nicolas Laferté,
Joseph Brouet,
François Parquois,
Sulpice Coupiau,

sämmtlich aus dieser Gemeinde und an den Wunden verschieden, welche sie in dem Treffen auf dem Hügel Pelerine und bei der Belagerung von Fougères erhalten haben.“

De profundis 2c. 2c.

Dieser Psalm wurde, nach dem Gebrauch, von den Kirchendienern Versweise hergesagt und von der Gemeinde wiederholt. Dieß geschah mit einer Inbrunst, welche für den Erfolg der Predigt von guter Vorbedeutung war.

Nachdem dieser Psalm vollendet war, fuhr der Abbé Gudin mit immer steigender Heftigkeit in seiner Predigt fort, denn der verschmitzte Jesuit wußte wohl, daß christlicher Feuereifer über seine wilden Zuhörer mehr vermochte, als die besten Argumente. Er schrie daher mit tönender

Stimme: „Christen! Diese Vertheidiger Gottes haben Euch das Beispiel Eurer Pflichten gegeben. Schämet Ihr euch nicht, wenn Ihr daran denkt, was man über Euch im Paradies sagen könnte? Ohne diese Seligen, welche alle Heiligen im Himmel mit offenen Armen aufgenommen haben, könnte unser Herr und Heiland glauben, daß Ihr eine Gemeinde von Heiden und Götzendienern seyd! Wie! so sagen die Leute im Lande, und die Großen, die vor dem König stehen, die Blauen haben die Altäre umgestürzt, die Priester getödtet, den König und die Königin ermordet, sie wollen die Mannschaft aus allen Kirchspielen der Bretagne ausheben, um Blaue aus ihnen zu machen, wie sie sind, und sie in ferne Lande in den Krieg zu schicken — und die Bursche von Marignay, deren Kirche man verbrannt hat, haben weder Hand noch Fuß gerührt! Oh! Oh! Diese verfluchte Republik hat die Güter Gottes und des Adels im Aufstreich verkauft und das Geld unter ihre Blauen vertheilt; sie nährt sich mit Blut und Geld und nimmt drei Mann von Sechsen und drei Livres von einem Thaler, und die Bursche von Marignay haben nicht zum Gewehr gegriffen, um die Blauen aus der Bretagne zu jagen! Ah! Ah! Der Herr wird ihnen das Paradies verschließen und sie in den Abgrund der Hölle verdammen, wo Heulen ist

und Zähneklappern! Christen, bedenkt euer ewiges Heil! Rettet Eure Seele, kämpft für Gott und den König! Die heilige Anna von Auray, sie selbst, ist mir vorgestern, um die zweite Stunde nach Mitternacht, erschienen."

„Sie sprach zu mir: Bist Du der Pfarrer von Marignay?"

„Ja, heilige Jungfrau!"

„So höre mich! Ich bin die heilige Anna von Auray, die Muhme des Herrn unseres Gottes. Ich bin vom Himmel herniedergestiegen, Dir zu sagen, daß die Leute von der Gemeinde Marignay auf ewig verloren sind, wenn sie nicht für Gott und den König zu den Waffen greifen. So sie nun beharren in ihrer Lauigkeit, so sollst Du ihnen die Vergebung ihrer Sünden versagen. Sind sie aber willig, Gott zu dienen, dann segne ihre Waffen mit dem Segen des Himmels, und die Bursche, die ohne Sünde sind, werden die Blauen nie fehlen, denn ihre Flinten sind geheiligt."

„Also sprach die heilige Jungfrau und verschwand vor meinen Augen, unter der Eiche aber, unter der ich lag, blieb ein himmlischer Wohlgeruch zurück. Von nun an ist dieser Ort heilig, und der Pfarrer von Saint-James hat eine schöne hölzerne Jungfrau dahin gesetzt. Von Stunde an fand sich daselbst ein die Mutter von Peter

Leroi, genannt Bodenfest; sie war voll gläubigen Gemüths und ward von leiblichen Schmerzen geheilt um der guten Werke ihres Sohnes willen. Hier steht sie mitten unter Euch, und Ihr werdet sie mit euern Augen allein und aufrecht gehen sehen. Das ist ein Wunder, wie die Wiederauferstehung des seligen Marie Lambrequin, und daran sollt Ihr erkennen, daß der Herr unser Gott die Seinen nie verläßt, so sie kämpfen für seine Diener und den König."

„Darum, meine lieben Brüder, so Ihr kämpfen wollt für den Herrn unsern Gott, auf daß Ihr selig werdet, so sollt Ihr gehorchen Allem dem, was Euch derjenige befehlen wird, den der König gesendet hat, und den wir den Burschen nennen. Dann werdet Ihr keine Heiden und Götzendiener mehr seyn, sondern unter Gottes Fahne fechten, wie alle Eure Brüder in diesem Lande. Auch gestattet Euch der Herr, alles Silber und Gold der Blauen, Eurer Feinde, zu nehmen, wo Ihr solches findet; und wenn Eure Felder unbebaut liegen, während Ihr in den heiligen Krieg zieht, so wird Euch der Herr zu leben geben von dem Raube der Gottlosen."

„Christen, hört mich! Sollen die Bursche von Marignay zurückbleiben hinter den Burschen des Morbihan, denen von Saint-Georges, von Vitré, von Antrain, die Alle ausgezogen

zünd in den Streit Gottes und des Königs? Wollt Ihr ihnen die Beute des Feindes lassen? Wollt Ihr mit gekreuzten Armen müßig bleiben, wie Ketzer, wann so viele Bretagner ihren König retten und selig werden? „Verlasset Alles und folget mir nach!“ spricht Christus unser Herr. So verlasset denn Alles und ziehet in den heiligen Krieg! Ziehet aus zum Streit, wie Judas Maccabäus und seine Brüder! Ziehet aus und folget der heiligen Fahne, die Euch eure Priester vorantragen! Dann wird Euch Gott Sieg und die ewige himmlische Seligkeit verleihen!“

„Und nun, Ihr Christen, vernehmet meine letzten Worte! Nur für heute ist uns Gewalt verliehen, Eure Flinten zu segnen. Wer heute sich nicht der Gnade der heiligen Jungfrau von Auray theilhaftig macht, der wird sie nimmer erlangen, in alle Ewigkeit! Amen!“

Diese, durch ein kräftiges Organ und lebhaftes Geberdenspiel unterstützte Predigt brachte dem Anschein nach wenige Wirkung hervor. Die Landleute, aufrecht und unbeweglich, die Augen fest auf den Prediger geheftet, glichen Bildsäulen. Diese allgemeine Abspannung war eine Art Zauber, in dessen Nezen der Prediger diese unwissende Menge gefangen hatte. Er hatte Leidenschaften und Interessen zugleich aufgeregt, und im Voraus alle Ausschweifungen verziehen. Seine

Lügenworte hatten die einzigen Bande aufgelöst, welche diese rohen Menschen an die Beobachtung der Vorschriften der Moral knüpfen. Er hatte das Priesterthum zum Dienste der Politik herabgewürdigt, wie überhaupt in diesen stürmischen Zeiten Jeder zu Gunsten seiner Parthei Alles, was in seiner Macht war, als Waffe gebrauchte.

Da das Fräulein in ihrer Umgebung kein Gesicht fand, mit welchem sie sich verständigen konnte, wendete sie sich zu Francine um und war nicht wenig erstaunt, sie am Boden knieend zu finden, den Rosenkranz von Galoppe=Chopine in der Hand, den er ihr ohne Zweifel während der Predigt überlassen hatte.

„Francine!“ sagte sie leise zu ihr, „Du fürchtest Dich also, eine Heidin und Götzendienerin zu seyn?“

„Oh!“ erwiederte das Mädchen, „sehen Sie doch da unten die Mutter von Peter, sie kann allein gehen . . .“

Die ganze Haltung des Mädchens beurkundete eine so tiefe Ueberzeugung, daß nun das Fräulein das ganze Geheimniß der Macht begriff, welche verschmitzte Priester auf dieses unwissende und gutmüthige Landvolk ausübten. Die nachfolgende Scene belehrte sie noch mehr davon.

Die dem Altar zunächststehenden Landleute traten, einer nach dem andern, vor denselben,

knieeten nieder und reichten dem Priester ihre Gewehre dar, der sie auf den Altar niederlegte. Auch Galoppe=Chopine beeilte sich, seine Flinte zu bringen. Jetzt stimmten die drei Priester den Gesang Veni Creator an. Der Priester, welcher den Gottesdienst verrichtete, hüllte die Werkzeuge des Todes in einen dichten bläulichen Rauch ein. Nachdem der Wind die Wolken des heiligen Weihrauchs zerstreut hatte, wurden die Gewehre ausgetheilt. Jeder Landmann empfing das seinige knieend, während die drei Priester ein lateinisches Gebet hersagten. Nachdem sie auf ihre Plätze zurückgekehrt waren, brach der lange zurückgehaltene Enthusiasmus furchtbar los.

„Domine, salvum fac regem!"

Diesen Gesang stimmte der Priester in mächtigen Tönen an, und die Gemeinde fiel donnernd ein. Der Gesang hatte etwas Wild=Kriegerisches. Die beiden Noten des Wortes regem, dessen Sinn die Landleute verstanden, wurden so kräftig gesungen, daß man unwillkührlich mit einer Art Rührung an die Familie der verbannten Bourbons zurückdenken mußte. Dieses Andenken weckte bei dem Fräulein die Erinnerungen an ihr vergangenes Leben. Ihr Gedächtniß rief ihr die Feste dieses jetzt zerstreuten Hofes zurück, in deren Mitte sie weiland geglänzt hatte. Die Gestalt des Marquis schlich sich in diese Träume=

reien ein. Jetzt, mit dieser dem Geist eines Weibes so natürlichen Beweglichkeit, vergaß sie Alles, was um sie her vorgieng, und dachte an ihre Racheplane, bei denen es sich um sein Leben handelte, die aber vielleicht an einem einzigen Blicke des erst noch so innig Geliebten scheiterten.

Galoppe=Chopine weckte sie aus diesen Träumen: „Ho! ho!“ sagte er zufrieden für sich, „ein wildes Schwein kann mein Gewehr noch fehlen, aber einen Blauen niemals! Dafür ist jetzt gesorgt, es ist geweiht!“

Das Fräulein faßte nun das Gesicht ihres Führers näher in's Auge und fand darin den Typus aller Gesichter bretagne'scher Bauern, welche sie bis jetzt gesehen hatte. In dem Gesichte dieses alten Chouan zeichneten sich eben so wenige Ideen ab, als in dem Gesicht eines Kindes. Eine ungekünstelte Freude lachte aus seinen Zügen, wenn er seine Flinte betrachtete, und dann mischte eine religiöse Ueberzeugung in den Ausdruck seines Vergnügens einen Anstrich von Fanatismus, der für einen Augenblick dieses wilde Gesicht der Laster der Civilisation theilhaftig machte.

Sie erreichten bald ein Dorf, d. h. vier bis fünf Häuser, wie die Hütte von Galoppe=Chopine war. Das Fräulein nahm hier ein Frühstück von Butter, Brod und Milch ein.

Während desselben kamen die Neugeworbenen an. Ein Priester, mit dem Kreuz in der Hand, führte sie an. Ein Bursche, der hinter ihm gieng, trug die Fahne des Kirchspiels.

Fräulein von Verneuil war nun gezwungen, sich an diese Abtheilung anzuschließen, welche sich, wie sie, nach Saint-James begab. Galoppe-Chopine hatte dem Anführer derselben gesagt, sie sey die Geliebte des Burschen, und nun nahm sie der Priester unter seinen Schuz.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gegen Abend kamen die drei Reisenden zu Saint-James an, einem Städtchen, das die Engländer im vierzehnten Jahrhundert zur Zeit ihrer Herrschaft in der Bretagne gebaut und ihm den Namen gegeben haben.

Ehe das Fräulein in die kleine Stadt kam, war sie Augenzeuge einer seltsamen Scene, bei der sie sich aber nicht lange verweilte, aus Furcht, von einem ihrer Feinde erkannt zu werden.

Fünf bis sechstausend Landleute lagerten auf dem Felde. Ihre Kleidung, welche derjenigen der Conscribirten auf dem Hügel Pelerine ziemlich ähnlich war, ließ nicht ahnen, daß dieß ein Heer



sey, bereit, in's Feld zu rücken. Die tumultuarische Versammlung dieser Menschen glich vielmehr einem großen Jahrmarkt. Es erforderte sogar einige Aufmerksamkeit, um zu entdecken, daß sie bewaffnet seyen, denn ihre Gewehre waren fast ganz von ihren Ziegenfellen bedeckt. Die sichtbarste Waffe, welche mehrere von ihnen, die noch keine Flinten hatten, führten, war die Sense. Die Einen aßen und tranken, die Andern zankten sich mit lauter Stimme oder prügelten sich gar herum. Die Meisten lagen am Boden und schliefen. Nirgends ein Schatten von Ordnung und Mannszucht. Ein Offizier in rother Uniform zog die Aufmerksamkeit des Fräuleins auf sich. Sie vermuthete, daß es ein Engländer sey. Weiter entfernt, suchten zwei andere Offiziere einige Chouans, welche verständiger seyn mochten, als die andern, in der Handhabung von zwei Kanonen zu üben, welche die ganze Artillerie der königlichen Armee zu bilden schienen.

Ein furchtbares Geheul feierte die Ankunft der Bursche von Marignay, welche man an ihrer Fahne erkannte. Unter Begünstigung dieser allgemeinen Bewegung konnte das Fräulein ohne Gefahr das Lager passiren und in die Stadt gelangen. Sie stieg in einem kleinen unscheinbaren Wirthshause ab, das nicht weit von dem Hause entfernt war, worin der Ball gegeben

wurde. Das Städtchen war so voll Menschen, daß sie mit aller erdenklichen Mühe nur ein kleines schlechtes Zimmer bekommen konnte. Nachdem sie sich in dessen Besitz gesetzt hatte, ließ sie durch Galoppe=Chopine das Gepäcke kommen, das ihre Ballkleidung enthielt. Nachdem der Chouan es überliefert hatte, blieb er unschlüssig und verdutzt an der Thüre stehen.

Das Fräulein zog vier Sechslivresthaler aus der Tasche und reichte sie ihm dar. Er rührte sich nicht.

„Nimm doch!" rief sie ihm zu, „und wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so kehre sogleich nach Haus zurück, ohne durch das Lager zu passiren und ohne einen Tropfen Cider zu trinken."

Der Chouan, erstaunt über eine so unerhörte Freigebigkeit, blickte bald auf die vier Thaler, bald auf das Fräulein. Endlich, nachdem sie ihm einen wiederholten Wink gegeben hatte, schob er sich aus dem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen.

„Warum schicken Sie ihn denn fort?" fragte Francine. „Haben Sie nicht gesehen, daß die Stadt ganz von Chouans umgeben ist? Wie wollen wir denn wieder wegkommen? Und wer wird Sie hier schützen?"

„Hast Du nicht Deinen Beschützer!" erwiederte das Fräulein schäkernd und brachte, nach

der Weise von Bodenfest, einen dumpfen Eulenruf hervor.

Francine erröthete, lächelte dann und sagte: „Aber wo ist Ihr Beschützer?“

Das Fräulein zog rasch ihren Dolch und hielt ihn dem erschrockenen Mädchen vor die Augen. Francine fiel auf einen Sessel zurück und sagte mit gefalteten Händen: „Um Gotteswillen, Marie, was hat Sie hieher geführt?“

Das Fräulein machte ruhig den Zweig einer Stechpalme zurecht, den sie unterwegs abgebrochen hatte.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „ob diese Stechpalme, in das Haar geflochten, gut stehen wird. Nur ein so lebendiges Gesicht, wie das meinige, kann einen so düstern Kopfputz ertragen. Was meinst Du, Francine?“

Unter ähnlichen Gesprächen, die eine vollkommene Geistesfreiheit verriethen, machte dieses seltsame Wesen seine Toilette.

Nachdem das Fräulein angekleidet war, machte sie sich mit Francine auf den Weg zum Balle. Die Straße war so voll Neugieriger, daß sie zwischen zwei Reihen Chouans gehen mußten, bis sie an das Haus gelangten, worin das Fest gefeiert wurde.

Inzwischen hatte sich in diesem Hause, das der Marquis von Montauran bewohnte, ein

seltsamer Auftritt ereignet. Der Marquis vollendete eben seine Toilette und hängte das breite rothe Ordensband um, durch das er sich als die Hauptperson der Versammlung signalisiren wollte, als der Abbé Gudin rasch und mit einem unruhigen Wesen in's Zimmer trat.

„Herr Marquis," sagte er, „kommen Sie geschwind! Sie allein vermögen den Sturm zu besänftigen, der sich, ich weiß nicht aus welcher Veranlassung, unter den Anführern erhoben hat. Sie sprechen davon, den Dienst des Königs zu verlassen. Dieser verfluchte Schleichhändler, der Cottereau da, ist, glaube ich, an dem ganzen Aufstand Schuld. Solche Streitigkeiten gehen immer aus erbärmlichen Ursachen hervor. Madame Gua hat ihm, sagte man mir, den Vorwurf gemacht, daß er sehr schlecht gekleidet zum Balle komme . . ."

„Das ist ein tolles Weib," rief der Marquis zornig aus, „meint sie denn . . ."

„Cottereau," fuhr der Abbé fort, „erwiederte, daß, wenn Sie ihm das im Namen des Königs versprochene Geld gegeben hätten . . ."

„Genug, genug, Abbé! Ich sehe jetzt klar genug in der Sache. Dieser Auftritt ist verabredet, nicht wahr? . . . Und Sie sind der Botschafter?"

„Ich, Herr Marquis!" unterbrach ihn der



Abbé. „Ich werde Ihnen kräftigen Beistand leisten, und Sie werden mir, wie ich hoffe, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß die Wiederaufrichtung der Altäre in Frankreich und die Wiedereinsetzung des Königs für meinen demüthigen Eifer und meine geringen Dienste mächtigere Beweggründe sind, als dieses Bisthum von Rennes . . .“

Der Abbé wagte nicht weiter fortzufahren, denn bei diesen Worten lächelte der Marquis mit Bitterkeit.

Der junge royalistische Anführer unterdrückte schnell die bittern Gefühle, die in ihm aufstiegen; sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und er folgte dem Abbé Gudin in den Saal, aus welchem heftiges Geschrei ertönte.

„Es hat mir hier Niemand zu befehlen! Ich erkenne Niemands Herrschaft an!“ schrie der Schleichhändler, mit flammenden Augen um sich blickend und die Hand an den Griff seines Säbels legend.

„Sie werden doch die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes anerkennen?“ fragte der Marquis kalt und trocken.

Der wilde Schleichhändler wendete sich um, erkannte den Obergeneral der katholischen Armee und schwieg.

„Was gibt es denn, meine Herrn?“ fragte

der Marquis und warf forschende Blicke auf alle Gesichter umher.

„Das gibt es, Herr Marquis," erwiederte der Schleichhändler verlegen, wie ein gemeiner Mann, den einem vornehmen Herrn gegenüber zuerst das Joch des Vorurtheils gefesselt hält, der aber, sobald er diese Schranke überschritten hat, keine Gränze mehr kennt, „das gibt es, daß Sie sehr gelegen kommen. Ich kann nicht mit süßen Worten um mich werfen und will Alles rund heraus sagen. Ich habe während des ganzen letzten Kriegs fünfhundert Mann kommandirt. Seit wir wieder zu den Waffen gegriffen haben, wußte ich für den Dienst des Königs tausend Köpfe zu werben, die hart sind wie Eisen. Seit sieben Jahren trage ich meine Haut zu Markte für die gute Sache. Ich will Niemand einen Vorwurf machen, aber umsonst ist der Tod, und der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Um nun einmal anzufangen, so verlange ich, daß man mich Herr von Cottereau nenne. Dann soll man mich in dem Grad als Oberst anerkennen, und wo nicht, so unterhandle ich wegen meiner Unterwerfung mit dem ersten Consul. Sehen Sie, Herr Marquis, meine Leute und ich haben einen verdammt ungestümen Gläubiger, der sich nicht vertrösten läßt! Und

das ist dieser da!“ fügte er hinzu und klopfte auf den Bauch.

„Sind die Musikanten da?“ fragte der Marquis Madame Gua in spöttischem Tone.

Allein der Schleichhändler hatte einen wichtigen Gegenstand zu barsch besprochen, und diese eben so geldsüchtigen, als ehrgeitzigen Menschen waren allzulange schon mit Hoffnungen hingehalten worden, als daß die verächtliche Art, womit der junge Anführer den in Frage stehenden Gegenstand behandelte, diesem Auftritt ein Ziel setzen konnte.

Longuy trat schnell auf den Marquis zu und sagte zu ihm mit erzwungener Ruhe: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Marquis, Sie behandeln Männer, die einige Ansprüche auf die Erkenntlichkeit des Königs haben, den Sie hier repräsentiren, mit zu vieler Leichtigkeit. Wir wissen, daß Ihnen der König Vollmacht ertheilt hat, unsere Dienste zu attestiren, damit sie entweder in dieser oder in jener Welt ihre Belohnung finden, denn jeden Tag droht uns das Blutgerüste. Ich weiß, was mich betrifft, daß der Rang als Generallieutenant . . .“

„Sie wollen sagen: Generalmajor.“

„Nein, Herr Marquis, ich war schon im letzten Kriege, unter Charette, Generalmajor. Da mir dieser Rang nicht bestritten werden kann, so führe ich jetzt nicht meine Sache, son-

dern die aller meiner tapfern Waffenbrüder, deren Dienstleistungen constatirt werden müssen. Ihre Unterschrift und Ihre Versprechungen werden ihnen vorläufig genügen, und," fügte er ganz leise hinzu, „ich muß gestehen, daß sie da mit Wenigem zufrieden sind. Wann aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „eines Tages die Sonne im Schlosse von Versailles aufgehen und die glücklichen Tage der Monarchie beleuchten wird, werden dann die treuen Diener, die dem König Frankreich in Frankreich wieder erobern halfen, mit leichter Mühe Gnadenspenden für ihre Familien, Pensionen für ihre Wittwen, Wiedereinsetzung in ihre Güter erlangen? Ich zweifle daran. Dann, Herr Marquis, werden Zeugnisse über geleistete Dienste nicht ohne Nutzen seyn. Ich werde nie dem König mißtrauen, wohl aber diesem Geschmeiße von Ministern und Hofleuten, welche ihm die Ohren voll heulen werden von Rücksichten auf das öffentliche Wohl; Frankreichs Ehre, die Interessen der Krone, und was dergleichen Geschwätz mehr ist. Dann wird man sich über einen getreuen Vendéer oder wackern Chouan lustig machen, weil er alt ist und weil ihm sein Haudegen, den er für die gute Sache geführt hat, um die durch Entbehrungen und Beschwerden abgemagerten Beine baumelt. Haben wir Recht oder nicht?"

„Sie sprechen vortrefflich, Herr von Longuy, aber etwas zu früh," versetzte der Marquis.

„Hören Sie, Marquis," sagte der Graf von Bauvan leise, „er hat, meiner Treu', keine üblen Dinge vorgebracht. Sie, was Sie betrifft, sind immer sicher, das Ohr des Königs zu haben, aber wir sehen den Herrn nur je und je, und ich gestehe Ihnen offen, wenn Sie mir nicht Ihr Ehrenwort als Edelmann geben, daß ich im eintretenden Falle den Posten eines Oberstjägermeisters erhalten soll, so hole mich der Teufel, wenn ich meinen Hals noch länger daran setze. Dem König die Normandie erobern, ist keine Kleinigkeit, auch hoffe ich, das Großkreuz zu erhalten. Allein," fügte er erröthend hinzu, „wir haben noch Zeit, an das zu denken. Gott behüte mich, daß ich Ihnen zu Leibe gehen sollte, wie diese armen Schlucker da. Sie werden mit dem König von mir reden, und damit genug!"

Nun ergriff jeder der royalistischen Anführer, einer nach dem andern, die Gelegenheit, dem Marquis auf eine mehr oder minder versteckte Weise zu eröffnen, welchen Preis er auf seine Dienste setze. Der Eine verlangte das Gouvernement der Bretagne, der Andere eine Baronie, Der einen Rang, Jener ein Kommando. Pensionen wollten Alle.

„Nun, Renty!“ sagte der Marquis zu dem jungen Chevalier dieses Namens, „Du willst also nichts, Du!“

„Bei meiner armen Seele, Marquis, diese Herren da haben mir nichts übrig gelassen, als die Krone von Frankreich; so will ich denn in Gottes Namen damit vorlieb nehmen.“

„Ihr Herren!“ rief der Abbé Gudin mit donnernder Stimme aus, „bedenken Sie doch daß Sie mit Ihrer Voreiligkeit am Tage des Sieges Alles verderben werden. Wird nicht der König den Revolutionärs Concessionen machen müssen?“

„Den Jakobinern,“ schrie der Schleichhändler. „Was das anbelangt, so soll mich der König nur machen lassen, und ich stehe ihm dafür, daß ich mit meinen tausend Mann alle Jakobiner, groß und klein, henken werde.“

„Herr von Cottereau,“ sagte der Marquis, „ich sehe einige eingeladene Gäste kommen. Wir müssen wetteifern, sie zu vermögen, daß sie sich an unsere heilige Sache anschließen, und Sie werden leicht begreifen, daß dieser Augenblick nicht geeignet ist, Ihre Forderungen zu erwägen, so gerecht sie auch seyn mögen.“

Mit diesen Worten gieng der Marquis auf die Thüre zu, als ob er einigen Edelleuten der Nachbarschaft, die eingeladen waren, entgegen gehen

wollte; allein der kecke Schleichhändler vertrat ihm, obwohl mit einem respectvollen und unterwürfigen Wesen, den Weg.

„Nein, nein, Herr Marquis, verzeihen Sie! Allein die Jakobiner haben uns zu gut gelehrt, daß derjenige, der die Frucht einschneidet, nicht immer den Kuchen zu essen bekommt. Unterzeichnen Sie mir diesen Wisch da, und morgen führe ich Ihnen fünfzehnhundert Bursche zu, wo nicht, so unterwerfe ich mich . . .“

Der Marquis schaute mit stolzen Blicken um sich, allein er bemerkte, daß die Kühnheit und Entschlossenheit des alten Anführers keinem der Anwesenden mißfielen. Ein einziger Mann, der in einem Winkel saß, stopfte ruhig eine kleine irdene Pfeife, die er in der Hand hielt, und schien keinen Antheil an dem Auftritt zu nehmen. Seine bescheidene Haltung und der mitleidige Blick, dem der Marquis in seinen Augen begegnete, erregten seine Aufmerksamkeit, und er erkannte in ihm den alten Waldschützen von Charette.

„Und Du, was verlangst Du?“ fragte er rasch auf ihn zutretend.

„Oh! Herr Marquis! Wenn der König meinem jungen Herrn das Gut wieder giebt, das ihm die Blauen genommen haben, so will ich nie wieder einen Hirsch schießen, ohne mich freu-

dig zu erinnern, daß wir, nächst der heiligen Jungfrau von Auray, dem König Alles zu danken haben.“

„Aber Du für Dich.“

„Oh! Ich! Ich glaube, Sie machen sich lustig über mich, gnädiger Herr!“

Der Marquis drückte die schwielichte Hand des ehrlichen Waldschützen und sagte zu Madame Gua, der er sich genähert hatte: „Madame, der Tod kann mich ereilen, ehe ich noch Zeit gefunden habe, dem König einen getreuen Bericht über die katholische Armee der Bretagne zu erstatten. Wenn Sie die Restauration erleben, so vergessen Sie diesen wackern Mann nicht. Er besitzt mehr wahren Edelmuth, als alle diese Leute da.“

Mit diesen Worten deutete er auf die royalistischen Anführer, die mit Ungeduld erwarteten, daß der Marquis ihren Forderungen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Alle hielten in ihren Händen offene Papiere, ohne Zweifel Zeugnisse der royalistischen Generale aus dem früheren Kriege, und Alle begannen zu murren.

Mitten unter ihnen berathschlagten der Abbé Gudin, der Graf Bauvan und der Chevalier Renty, wie sie dem Marquis helfen könnten, so übertriebene Forderungen abzuweisen.

Plötzlich heftete der Marquis seine blauen Augen, voll ironischen Feuers, auf die Versamm-

lung und sagte mit klarer Stimme: „Meine Herrn! Ich weiß nicht, ob die Vollmacht, welche mir der König zu ertheilen geruhte, umfassend genug ist, Ihre Forderungen befriedigen zu können. Er hat vielleicht eine solche eifrige Ergebenheit nicht vorausgesehen. Sie sollen gleich selbst über meine Verpflichtungen urtheilen; vielleicht werde ich sie zu erfüllen wissen.“

Er entfernte sich und kam bald mit einer offenen Ordre, mit dem Siegel und der Unterschrift des Königs bekleidet, zurück.

„Hier, meine Herrn, ist die offene Vollmacht, in Folge welcher Sie mir Gehorsam zu leisten haben. Sie ermächtigt mich, die Provinz Bretagne im Namen des Königs zu regieren und die Dienste der Offiziere, welche sich unter seinen Truppen auszeichnen, zu belohnen.“

Eine Bewegung der Zufriedenheit zeigte sich in der Versammlung. Die Chouans traten auf den Marquis zu und bildeten um ihn einen respektvollen Zirkel. Alle Blicke waren auf die Unterschrift des Königs geheftet. Der Marquis, der vor dem Kamin stand, wendete sich um und warf die offene Ordre in das Feuer, das sie im Augenblick verzehrte.

„Ich will fürderhin keine andern Leute kommandiren,“ rief er, „als solche, die in dem König einen König erblicken, und nicht eine Beute,

in die sich gut theilen ist. Meine Herren! Es steht Ihnen frei, mich zu verlassen . . ."

Madame Gua, der Abbé Gudin, der Waldschütze, der Chevalier Renty und der Graf von Bauvan ließen ein begeistertes: Es lebe der König! ertönen. Die übrigen Anführer wurden, obwohl anfangs zögernd, zu gleichem Enthusiasmus hingerissen, und Alle baten den Marquis, das Vorgefallene zu vergessen, und versprachen ihm, auch ohne offene Ordre des Königs seinen Befehlen zu gehorchen.

„Laßt uns jetzt tanzen, und geschehe, was da wolle!" rief der Chevalier aus. „Uebrigens, meine lieben Freunde," fügte er munter hinzu, „ist es besser, sich an Gott selbst, als an seine Heiligen zu wenden. Wir wollen uns zuerst schlagen, dann wird sich das Weitere von selbst geben."

„Ah! Das ist wahr, das! Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Chevalier," sagte der Waldschütze mit gedämpfter Stimme, „ich habe noch nie gesehen, daß man am Morgen den Taglohn bezahlt hat."

Die Versammlung zerstreute sich jetzt in den Salons, wo schon einige Personen zugegen waren. Der Marquis versuchte vergebens seine düstere Miene zu verscheuchen. Die royalistischen Anführer konnten leicht wahrnehmen, welchen un-

günstigen Eindruck dieser Auftritt auf einen Mann gemacht hatte, dessen Ergebenheit noch von den verführerischen Illusionen der Jugend begleitet war, und sie fühlten sich beschämt darüber.

Jetzt brach eine ungeheuchelte laute Freude in dieser Versammlung aus, welche aus den überspanntesten Personen der royalistischen Parthei bestand, die von ihrer rebellischen Provinz aus die großen Ereignisse der französischen Revolution nicht beurtheilen konnten und mithin die unwahrscheinlichsten Hoffnungen für Wirklichkeiten nahmen. Die kühnen Operationen, womit der Marquis den Feldzug eröffnet hatte, sein Name, sein Glück. seine Fähigkeiten steigerten den Muth Aller und erzeugten jene politische Trunkenheit, die nicht anders als in Strömen von Blut abgekühlt wird, das meist zwecklos vergossen ist. In den Augen aller Anwesenden war die Revolution weiter nichts, als ein vorübergehender Aufstand im Königreich Frankreich. Für sie hatte sich nichts geändert, denn das flache Land in der Bretagne gehörte noch immer dem Hause Bourbon und die Royalisten hatten es so vollständig inne, daß vier Jahre zuvor der General H o c h e vielmehr einen bloßen Waffenstillstand, als den Frieden zuwege gebracht hatte. Die Adelichen nahmen daher die Revolution auf die leichte Achsel, und die Damen schickten sich in so guter

Laune zum Tanzen an, als ob sie schon das Fest der Restauration feierten. Nur einige der Anführer, welche sich mit den Blauen geschlagen hatten, kannten die Schwierigkeit der gegenwärtigen Krisis; aber sie wußten, daß ihre unwissenden Landsleute sie doch nicht verstehen würden, und schwiegen daher.

Madame Gua, welche die Honneurs auf dem Ball machte, spannte die Ungeduld der tanzlustigen Damen auf die Folter, indem sie jeder von ihnen zuvor die üblichen Complimente sagte. Schon hörte man die kreischenden Töne der Instrumente, welche gestimmt wurden, als Madame Gua auf den Marquis zutrat, auf dessen Gesicht sie noch immer Spuren von Düsterkeit bemerkte.

„Ich hoffe nicht,“ sagte sie, „daß diese Alltagsscene, welche Sie mit diesen Bauernlümmeln hatten, es ist, was Sie drückt?“

Sie erhielt keine Antwort, denn der Marquis, in seine Träumereien versunken, schien im Geist die Warnungen zu wiederholen, welche ihm Fräulein von Verneuil mit prophetischer Stimme im Schlosse von Vivetière in der Mitte dieser nämlichen Anführer zugerufen hatte, um ihn zu vermögen, den Streit der Könige gegen die Völker zu verlassen. Aber er besaß zu viel Seelenadel, zu viel Stolz, zu viele Ueberzeugung

vielleicht, um das Werk seines Geistes aufzugeben, und selbst in diesem Augenblicke des Zweifels beschloß er, trotz aller Hindernisse es muthig zu vollenden. Er erhob stolz sein Haupt, und jetzt verstand er, was ihm Madame Gua sagte.

„Sie sind ohne Zweifel zu Fougères,“ fuhr die Dame bitter fort. „Ah, mein Herr! Ich gäbe mein Blut darum, sie in ihre Arme zu liefern und Sie glücklich mit ihr zu sehen.“

„Warum dann, wenn das wahr ist, haben Sie so pünktlich nach ihr gezielt?“

„Weil ich sie entweder todt wünsche oder in Ihren Armen. Ja, mein Herr, ich konnte den Marquis von Montauran lieben, an dem Tage, wo ich einen Helden in ihm zu sehen glaubte. Jetzt fühle ich nur noch eine schmerzliche Freundschaft für ihn, da ich ihn durch das nomadische Herz einer Operntänzerin vom Ruhm getrennt erblicke.“

„Was Liebe betrifft,“ erwiederte der Marquis ironisch, „so beurtheilen Sie mich sehr schlecht! Wenn jemals diese Dirne ... Madame, ich würde weniger nach ihr verlangen ... und ohne Sie vielleicht würde ich schon nicht mehr an sie denken.“

„Da ist sie!“ rief Madame Gua rasch aus.

Die Eile, womit der Marquis den Kopf drehte, gab ihr einen Stich in's Herz, aber das

helle Licht der Kerzen ließ sie die leichtesten Wechsel in den Gesichtszügen dieses Mannes erkennen, den sie so heftig liebte, und sie glaubte darinn einige Hoffnung für ihre Liebe zu entdecken, als er ihr das Gesicht wieder zukehrte und über diese weibliche List lächelte.

„Worüber lachen Sie denn?“ fragte der Graf Bauvan.

„Ueber eine Seifenblase, die platzt!“ antwortete Madame Gua ganz vergnügt. „Der Marquis, wenn es anders gewiß ist, wundert sich jetzt selbst, wie sein Herz nur einen Augenblick für jene Dirne schlagen konnte, welche, wie Sie wissen, sich für Fräulein von Verneuil ausgab.“

„Diese Dirne!“ wiederholte der Graf im Tone des Vorwurfs. „Madame, wer Urheber des Uebels ist, muß es auch wieder gut machen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß das Fräulein wirklich die Tochter des Herzogs von Verneuil ist.“

„Herr Graf,“ sagte der Marquis tief ergriffen, „welchem von Ihren beiden Ehrenworten soll man glauben, dem von Vivetière oder dem von Saint-James?“

In diesem Augenblick kündigte eine durchdringende Stimme Fräulein von Verneuil an. Der Graf stürzte der Thüre zu, bot der

schönen Unbekannten mit allen Zeichen der tiefsten Achtung die Hand, stellte sie mitten unter der neugierigen Menge dem Marquis und Madame Gua vor und erwiederte dem bestürzten Marquis: „Glauben Sie nur meinem heutigen Worte!“

Madame Gua erblaßte, als sie wirklich diese unselige Pariserin wieder erblickte, die einen Augenblick stehen blieb und stolze Blicke auf die Versammlung warf, in der sie die Gäste des Schlosses Vivetière suchte. Sie wartete die gezwungene Begrüßung ihrer Nebenbuhlerin ab, und, ohne nur einen Blick auf den Marquis zu werfen, ließ sie sich durch den Grafen auf einen Ehrenplatz führen. Er wieß ihr einen Sitz neben Madame Gua an; diese grüßte sie, und das Fräulein gab den Gruß mit leichtem Anstand und einer Art Protectionsmiene zurück. Madame Gua hatte so viel weiblichen Takt, um ihren Verdruß nicht merken zu lassen, und nahm sogleich ein freundschaftliches und gefälliges Wesen an.

Der geschmackvolle Anzug und die Schönheit des Fräulein von Verneuil erregten ein augenblickliches Gemurmel im Saale. Als der Marquis und Madame Gua ihre Blicke auf die Gäste des Schlosses Vivetière warfen, sahen sie dieselben in einer respectvollen Haltung, die auf-

richtig schien, und Jeder von ihnen dachte auf Mittel, bei dem Fräulein wieder in Gunst zu gelangen.

Die Feinde stunden sich also gegenüber.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Sie sind eine wahre Zauberin, Fräulein! Die Leute so zu überraschen! Das kann Niemand, als Sie. So ganz allein zu kommen!“ sagte Madame Gua.

„Ganz allein,“ wiederholte das Fräulein, „und somit, Madame, werden Sie diesen Abend sonst Niemand umzubringen haben, als mich.“

„Haben Sie Nachsicht,“ erwiederte Madame Gua. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel Vergnügen es mir macht, Sie wieder zu sehen. Das Andenken an mein Unrecht gegen Sie drückte mich ganz zu Boden, und ich wünschte längst eine Gelegenheit zu finden, es gut zu machen.“

„Ihr Unrecht anbelangend, verzeihe ich Ihnen gerne, was Sie gegen mich begangen haben, aber der Tod der Blauen, welche Sie ermorden ließen, liegt mir auf dem Herzen. Vielleicht könnte ich mich auch noch über Ihre seltsame Correspondenz vom Felsen Sanct Sulpicius

herüber beklagen . . . doch ich vergebe Alles um des Dienstes willen, den Sie mir geleistet haben."

Madame Gua verlor dießmal die Besonnenheit, als ihre schöne Nebenbuhlerin ihr die Hand drückte und ihr mit einer beleidigenden Grazie zulächelte.

Bis diesen Augenblick war der Marquis unbeweglich geblieben. Jetzt aber faßte er den Grafen kräftig am Arme.

„Sie haben mich schändlich getäuscht," sagte er zu ihm; „Sie haben meine Ehre auf's Spiel gesetzt. Ich bin nicht der Geronte in der Komödie, ich muß Ihr Leben haben, oder Sie das meinige."

„Marquis," versetzte der Graf in hohem Tone, „ich bin bereit, Ihnen jede Genugthuung zu gewähren, welche Sie verlangen."

Sie giengen in ein benachbartes Zimmer. Alle Anwesenden, wenn sie auch nicht in das Geheimniß dieses Auftritts eingeweiht waren, fiengen doch an, dessen Interesse zu begreifen, so daß, als die Musik das Zeichen zum Tanze gab, Niemand sich von der Stelle rührte.

„Fräulein, welchen außerordentlichen Dienst hatte ich denn die Ehre Ihnen zu leisten, um zu verdienen . . ." fragte Madame Gua, während sie sich vor Wuth in die Lippen biß.

„Madame, haben Sie mir nicht über den wahren Charakter des Marquis von Montauran Licht gegeben? Mit welcher Gleichgültigkeit gab mich dieser abscheuliche Mann dem Tode Preis! Ich überlasse ihn Ihnen von ganzem Herzen."

„Was haben Sie alsdann hier zu suchen?" erwiederte lebhaft Madame Gua.

„Die Achtung, Madame, welche Sie mir zu Vivetière geraubt haben. Was das Andere betrifft, so können Sie ruhig seyn. Wenn er auch zu mir zurückkehrte, so weiß ich so gut als Sie, daß eine solche Rückkehr keine Liebe ist."

Madame Gua ergriff jetzt die Hand des Fräulein mit jener gewinnenden Artigkeit, welche die Weiber, besonders in Gegenwart von Männern, unter sich zur Schau tragen."

„Ei, meine liebe Kleine! Es freut mich, Sie so vernünftig zu sehen, und wenn der Dienst, den ich Ihnen geleistet, im Anfang auch etwas unfreundlich war, so ist er doch um so vollständiger gewesen," versetzte Madame Gua und drückte des Fräuleins Hand, welche sie lieber mit Nägeln zerrissen hätte.

„Ich kenne," fuhr sie mit einem listigen Lächeln fort, „den Charakter des Marquis, er würde Sie getäuscht haben, er will und kann Niemand heirathen."

„Ah! . . .“

„Ja, Fräulein, er hat seinen gefährlichen Auftrag blos in der Absicht übernommen, dadurch die Hand des Fräulein von Rohan zu erwerben, zu welcher Verbindung ihm der König seinen ganzen Einfluß versprochen hat.“

„Ah! Ah! . . .“

Das Fräulein fügte kein Wort zu diesem scherzhaften Ausruf hinzu. Der Chevalier Renty, der vor Ungeduld brannte, sich den Scherz verziehen zu sehen, der zu Vivetière das Signal zu den Beleidigungen gegeben hatte, zog sie ehrerbietig zum Tanze auf. Sie reichte ihm die Hand und stellte sich in der Quadrille auf, in welcher Madame Gua figurirte.

Der Anzug der Damen, deren Toilette die Moden des verbannten Hofs in Erinnerung brachte und die alle gepudert waren, erschien lächerlich, wenn man ihn mit dem reichen geschmackvollen Costüme verglich, das die Pariser Mode Fräulein von Verneuil zu tragen berechtigte. Diese Kleidung wurde von den Damen zwar öffentlich getadelt, aber insgeheim beneidet. Die Herren hingegen bewunderten laut den Anzug des Fräulein sowohl, der in richtigem Verhältniß zu den Formen des Körpers stund, als die Schönheit des natürlich gelockten, ungepuderten Haares.

Jetzt kehrten der Marquis und der Graf in den Saal zurück und stellten sich hinter das Fräulein, das sich nicht umwandte. Wenn auch nicht ein Spiegel gegenüber ihr die Anwesenheit des Marquis verrathen hätte, so würde schon die Haltung der Madame Gua, welche die Ungeduld, womit sie den Kampf erwartete, der früher oder später zwischen den beiden Liebenden ausbrechen mußte, unter einem anscheinend gleichgültigen Wesen schlecht verbarg, sie ihr kund gethan haben.

Obgleich der Marquis sich mit dem Grafen und zwei andern Personen unterhielt, so konnte er doch die Urtheile der Tänzer und Tänzerinnen hören, welche nach den Wechseln des Contretanzes für einen Augenblick den Platz des Fräulein und ihrer Nachbarn einnahmen.

„Mein Gott! Ja, Madame, sie ist ganz allein gekommen," sagte der eine.

„Dazu gehört viel Muth," erwiederte die Tänzerin.

„Wenn ich so gekleidet wäre," sagte eine andere Dame, „würde ich mich für nackt halten."

„Dieses Costüme ist allerdings nicht anständig," versetzte der Tänzer, „aber sie ist so schön, und es steht ihr so gut!"

„Ich schäme mich für sie, daß sie so vollkommen tanzt. Finden Sie nicht, daß sie ganz das

Ansehen einer Operntänzerin hat?“ entgegnete die eifersüchtige Dame.*

„Glauben Sie, daß sie hieher gekommen ist, um im Namen des ersten Consuls zu unterhandeln?“ fragte eine dritte Tänzerin.

„Das ist Scherz!“ entgegnete der Tänzer.

„Sie wird nicht viel Unschuld als Heiraths-gut mitbringen,“ sagte lachend die Tänzerin.

Der Marquis drehte sich rasch, um das Weib zu sehen, das sich diese beißende Rede erlaubt hatte. Madame Gua sah ihn mit einem Blicke an, der ihm unverholen sagte: Da siehst Du, wie man von ihr denkt!

„Madame,“ sagte der Graf lachend zu der Feindin des Fräulein, „bis jetzt haben ihr blos die Damen ihre Unschuld genommen.“

Der Marquis verzieh nun in seinem Innern dem Grafen alles begangene Unrecht. Er warf einen entzückten Blick auf seine Geliebte, deren Reize durch den Schein der Kerzen noch gehoben wurden. Sie kehrte ihm den Rücken zu, als sie an ihren Platz zurückkam, und unterhielt sich mit ihrem Tänzer. Sie legte die süßesten Töne in ihre Stimme, und das lauschende Ohr des Marquis sog sie mit Wonne ein.

„Der erste Consul,“ sagte der Chevalier Renty zu ihr, „schickt uns sehr gefährliche Botschafter.“

„Mein Herr,“ erwiederte sie, „das haben Sie mir schon zu Vivetière gesagt.“

„Sie haben leider ein so gutes Gedächtniß, als der König,“ versetzte der Chevalier, den der Bock verdroß, welchen er geschossen hatte.

„Um Beleidigungen zu verzeihen, muß man sich ihrer zuvor erinnern,“ entgegnete sie mit einem Lächeln, das geeignet war, ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen.

„Sind wir Alle in dieser Amnestie begriffen?“ fragte der Marquis.

Sie stürzte sich mit kindischer Trunkenheit in den Tanz und ließ ihn ohne Antwort. Er sah ihr mit einer düstern Melancholie nach. Sie nahm es wahr und neigte ihr Haupt in einer koketten Haltung, welche das schöne Verhältniß ihres Schwanenhalses und das richtige Ebenmaaß ihres ganzen Körpers zeigte, auf die Seite. Sie zog an sich wie die Hoffnung, und entwischte wie ein Gedanke. Wer sie so sah, mußte wünschen, sie um jeden Preis zu besitzen. Sie wußte dieß, und das Gefühl ihrer überlegenen Schönheit verbreitete einen unaussprechlichen Reiz auf ihrem Gesichte. In dem Herzen des Marquis erhob sich ein Sturm von Liebe, Thorheit und Raserei; er drückte heftig die Hand des Grafen und gieng.

„Nun, er ist fort!“ sagte das Fräulein, als sie an ihren Platz zurückkam.

Der Graf eilte in den benachbarten Saal, nachdem er seiner Schutzbefohlenen ein Zeichen des Einverständnisses gegeben hatte. Er brachte den Marquis zurück.

Er ist mein! dachte das Fräulein, nachdem sie das von Hoffnung strahlende Gesicht des Marquis im Spiegel betrachtet hatte.

Sie empfieng ihn stumm und truzend; als sie aber ihren Platz wieder verließ, lächelte sie ihm zu. Er war allen anwesenden Männern so überlegen, daß sie sich stolz fühlte, ihn beherrschen zu können, und sie wollte ihn einige gute Worte theuer erkaufen lassen, damit er ihren Preis schätzen lerne, ein Instinkt, dem alle Weiber mehr oder weniger gehorchen.

Nachdem der Contretanz beendigt war, sammelten sich alle Edelleute vom Schlosse Vivetière um sie, und Jeder suchte die Verzeihung seines Irrthums durch mehr oder minder wohl ersonnene Schmeicheleien nach; aber Der, den sie gerne zu ihren Füßen gesehen hätte, näherte sich dem Zirkel nicht, in welchem sie herrschte.

Er glaubt sich noch geliebt, dachte sie, und will nicht mit den Gleichgültigen vermischt werden.

Sie schlug das Tanzen aus, und als ob dieses Fest ihr zu Ehren veranstaltet wäre, gieng

sie, gestützt auf den Arm des Grafen von Bauvan, dem sie einige Familiarität zu bezeugen geruhte, von Quadrille zu Quadrille.

Der Auftritt auf dem Schlosse Vivetière war jetzt, Dank den Bemühungen der Madame Gua, welche, indem sie das Fräulein und den Marquis auf solche Weise blosstellte, ihrer Vereinigung ein Hinderniß mehr in den Weg zu legen hoffte, in Jedermanns Munde. Der Marquis und das Fräulein waren dadurch der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden.

Der Marquis wagte nicht, sich seiner Geliebten zu nähern, denn das Gefühl seines Unrechts und die Heftigkeit seiner neu entbrannten Leidenschaft machten sie ihm fast furchtbar. Von ihrer Seite hatte das Fräulein immer ein Auge auf ihn, obwohl sie sich bloß mit dem Balle zu beschäftigen schien.

„Es ist hier entsetzlich heiß," sagte sie zu ihrem Cavalier. „Ich sehe, daß die Stirne des Marquis ganz feucht ist. Führen Sie mich in das andere Zimmer, daß ich frische Luft schöpfen kann. Es ist zum Ersticken."

Der Graf führte sie in den anstoßenden Saal, worin gespielt wurde. Der Marquis folgte ihnen nach. Er hoffte, daß sie sich bloß in der Absicht, ihn zu sprechen, von der Menge entferne, und diese eingebildete Gunst gab seiner Leidenschaft,

die ohnedieß durch seine Bemühung, sie zu unterdrücken, in diesen wenigen Tagen eine furchtbare Höhe erreicht hatte, eine unerhörte Heftigkeit. Das Fräulein machte sich eine Lust daraus, ihn zu martern. Ihr Blick, für den Grafen so sanft, so umflort, wurde düster und trocken, wenn er zufällig den Augen des Marquis begegnete.

Der Marquis nahm alle seine Kräfte zusammen und fragte mit dumpfer Stimme: „Werden Sie mir denn niemals verzeihen?"

„Die Liebe," antwortete sie kalt, „verzeiht nichts oder Alles. Aber," fügte sie hinzu, da sie ihn eine Bewegung der Freude machen sah, „zuerst muß man lieben."

Sie nahm den Arm des Grafen und gieng in ein Kabinet, das an das Spielzimmer stieß. Der Marquis folgte ihr.

„Sie müssen mich anhören," rief er.

„Sie könnten glauben machen, mein Herr," erwiederte sie, „daß ich Ihretwegen hieher gekommen sey, und nicht aus Achtung für mich selbst. Wenn Sie diese peinliche Verfolgung noch länger fortsetzen, so muß ich gehen."

„Gut!" sagte er, „lassen Sie mich nur so lange mit Ihnen reden, als ich diese glühende Kohle in meiner Hand halte."

Er bückte sich zum Kamin und nahm eine glühende Kohle in die Hand. Das Fräulein er-

röthete, entzog heftig ihren Arm dem Grafen und betrachtete den Marquis mit Staunen. Der Graf entfernte sich sachte und ließ sie allein. Die tolle Handlung ihres Geliebten hatte ihr Herz erschüttert, denn in Sachen der Liebe ist nichts überzeugender, als eine Dummheit.

„Sie beweisen mir dadurch," sagte sie, indem sie ihn zu vermögen suchte, die Kohle wegzuwerfen, „daß Sie mich noch einmal der grausamsten Marter preisgeben würden. Alles, was Sie thun, ist überspannt. Auf das Wort eines Thoren und die Verläumdungen eines Weibs hin haben Sie diejenige, welche Ihnen eben das Leben gerettet hatte, für fähig gehalten, Sie um Geld zu verkaufen."

„Ja," sagte er bitter lächelnd, „ich war grausam gegen Sie. Vergessen Sie es, ich werde es nie vergessen. Hören Sie mich! Ich bin schändlich getäuscht worden, aber es zeugten an diesem unseligen Tage so viele Umstände gegen Sie."

„Und diese Umstände waren hinreichend, Ihre Liebe zu erlöschen?"

Er zauderte mit der Antwort, sie machte eine Geberde der Verachtung und stand auf.

„O, Marie! Ich will jetzt nie mehr glauben, daß Sie . . ."

„Werfen Sie doch diese Kohle weg! Sind

Sie denn toll? Oeffnen Sie Ihre Hand, ich will es haben."

Er setzte ihren Bemühungen einen schwachen Widerstand entgegen, um etwas länger das süße Vergnügen zu genießen, von ihren zarten Fingern gedrückt zu werden. Endlich gelang es ihr, diese Hand zu öffnen, und sie hätte sie küssen mögen. Das rinnende Blut hatte die Kohle ausgelöscht.

„Wozu hat Ihnen das jetzt genützt?" — sagte sie.

Sie zog Charpie aus ihrem Sacktuche und bedeckte damit die kleine Wunde, über welche der Marquis den Handschuh anzog.

Madame G u a schlich auf den Zehenspitzen in das Spielzimmer und warf verstohlene Blicke auf die beiden Liebenden, deren Aufmerksamkeit sie entgieng, indem sie sich bei jeder ihrer Bewegungen rückwärts bog.

„Wenn Alles das, was man Ihnen von mir sagte, wahr wäre, so müssen Sie selbst gestehen, daß ich nicht besser gerächt seyn könnte, als ich es in diesem Augenblick bin," sagte das Fräulein mit einem Ausdruck von Bosheit, der den Marquis erbleichen machte.

„Und welches Gefühl hat Sie denn hieher geführt?"

„Hören Sie, mein Freund Sie sind ein

gewaltiger Thor! Glauben Sie denn, ein Weib, wie ich bin, ungestraft verachten zu dürfen? Ich kam für Sie und für mich," fuhr sie nach einer Pause fort und legte die Hand auf den Griff des Dolches, der in ihrem Gürtel steckte.

Was soll Alles das heißen! dachte Madame Gua.

„Aber," begann sie auf's neue, „Sie lieben mich noch! Sie tragen wenigstens Verlangen nach mir, und die Thorheit, welche Sie eben begiengen," fügte sie hinzu und faßte seine Hand, „hat mir den Beweis davon gegeben. Ich bin wieder geworden, was ich zu seyn wünschte, und nun reise ich als eine Glückliche ab. Wer uns liebt, ist immer absolvirt. Wenn ich geliebt bin, so habe ich die Achtung des Mannes wieder erlangt, der in meinen Augen die ganze Welt repräsentirt."

„Sie lieben mich noch?" fragte der Marquis.

„Habe ich das gesagt!" erwiederte sie in scherzhaftem Tone. „Mußte ich nicht Opfer bringen, um hieher zu kommen? Ich habe den Grafen Bauvan vom Tode gerettet, und aus Dankbarkeit hat er mir sein Vermögen und seinen Namen angeboten. Sie haben niemals diesen Gedanken gehabt!"

Der Marquis, durch diese letzten Worte in Bestürzung versetzt, unterdrückte die Wuth, die

er in sich aufsteigen fühlte, da er sich von dem Grafen hintergangen glaubte, und antwortete nicht.

„Ha! Sie besinnen sich?“ fuhr sie mit bitterem Lächeln fort.

„Fräulein, Ihr Zweifel rechtfertigt den meinigen.“

„Mein Herr, lassen Sie uns gehen!“ rief das Fräulein, als sie einen Zipfel von dem Kleide der Madame G u a erblickte. Sie erhob sich, aber das Verlangen, ihre Nebenbuhlerin zur Verzweiflung zu bringen, hielt sie noch im Zimmer zurück.

„Ah! Wollen Sie mich denn in der Hölle lassen!“ sagte der Marquis, ergriff ihre Hand und drückte sie heftig.

„War ich nicht seit fünf Tagen in der Hölle, und durch Sie? Lassen Sie mich nicht jetzt noch in der grausamsten Ungewißheit über die Wirklichkeit Ihrer Liebe?“

„Weiß ich denn, ob Sie nicht Ihre Rache so weit treiben, mein ganzes Leben zu nehmen, um es zu vergiften, statt meinen Tod zu wollen?“

„Ah! Sie lieben mich nicht; Sie denken an sich, und nicht an mich,“ erwiederte sie, und einige Thränen entfielen ihren Augen. Sie kannte die Macht ihrer Augen, wann sie in Thränen schwammen.

„Nimm mein Leben,“ sagte der Marquis außer sich, „aber trockne Deine Thränen!“

„Oh! Mann meines Herzens!“ sagte sie mit halb erstickter Stimme, „das sind die Worte, das ist der Ton, das ist der Blick, auf den ich hoffte, um Dein Glück dem meinigen vorzuziehen! Aber,“ fuhr sie fort, „ich verlange von Ihnen einen letzten Beweis Ihrer Neigung. Ich will nur so lange hier bleiben, als nöthig ist, Jedermann wissen zu machen, daß Sie mein sind. Nicht einmal ein Glas Wasser will ich in dem Hause nehmen, in welchem ein Weib wohnt, das mir zweimal nach dem Leben getrachtet hat, die vielleicht wieder irgend einen Verrath gegen uns spinnt, und die uns in diesem Augenblicke zuhört,“ fügte sie hinzu und deutete mit dem Finger auf den wehenden Zipfel des Kleides der Madame Gua.

Jetzt trocknete sie ihre Thränen und neigte sich zum Ohre des Marquis, der zitterte, als er sich von dem lieblichen Hauch ihres Athems angeweht fühlte.

„Bereiten Sie Alles zu unserer Abreise,“ sagte sie. „Sie bringen mich nach Fougères zurück, und dort erst sollen Sie erfahren, wie ich Sie liebe. Ich vertraue mich Ihnen zum zweitenmal an. Wollen Sie sich auch mir noch einmal vertrauen?“

„Ha! Marie, Sie haben mich so weit gebracht, daß ich selbst nicht mehr weiß, was ich thue. Ich bin trunken von Deinen Worten, Deinen Blicken, Deinem ganzen Ich, und ich bin zu Allem bereit, was Du verlangst."

„Machen Sie mich für einen Augenblick selig! Lassen Sie mich des einzigen Triumphs genießen, nach dem ich mich sehne. Kommen Sie, tanzen Sie mit mir."

Sie kamen mit einander in den Saal zurück, und obgleich das Fräulein den vollkommensten Triumph ihrer Liebe und ihrer Eitelkeit erlangt hatte, so bewahrten doch die undurchdringliche Milde ihrer Augen, das feine Lächeln ihrer Lippen, die raschen Bewegungen eines belebten Tanzes das Geheimniß ihrer Gedanken, wie das Meer das Geheimniß des Verbrechers, der ihm einen beschwerten Leichnam anvertraut.

„Graf," sagte Madame Gua, nachdem sie einen wüthenden Blick auf das tanzende Paar geworfen hatte, „sehen Sie nach, ob Pillemiche im Lager ist. Bringen Sie ihn zu mir, und für diesen leichten Dienst sollen Sie von mir Alles erlangen, was Sie nur immer wünschen mögen."

Der Graf von Bauvan gieng. Die Dame sah ihm nach und sagte für sich: „Meine Rache

kommt mich theuer zu stehen, aber dießmal will ich sie gewiß nicht verfehlen."

Bald darauf saßen der Marquis und das Fräulein in einem mit vier kräftigen Pferden bespannten Wagen. Ueberrascht, sie Hand in Hand und in so gutem Einvernehmen zu sehen, wagte Francine, die stumm da saß, sich kaum in ihrem Innern zu befragen, ob dieß bei ihrer Gebieterin Liebe oder Treulosigkeit sey. Die Dunkelheit der Nacht ließ den Marquis nicht wahrnehmen, wie die innere Bewegung des Fräuleins stieg, je mehr man sich Fougères näherte. Die schwachen Strahlen der Morgenröthe zeigten ihr in der Ferne den St. Leonhardsthurm, und sie sagte für sich: „Ich sterbe!"

Bei dem ersten Berge hatten die beiden Liebenden den gleichen Gedanken; sie stiegen aus und giengen zu Fuß die Anhöhe hinauf, gleichsam als Erinnerung an ihr erstes Begegnen. Nachdem das Fräulein den Arm des Marquis angenommen hatte, gab sie ihm durch ein Lächeln ihre Dankbarkeit zu erkennen, daß er ihr Stillschweigen geachtet hatte. Auf der Spitze des Hügels, von wo man Fougères erblickte, hielt das Fräulein an.

„Nun keinen Schritt weiter," sagte sie, „meine Macht würde jetzt nicht mehr hinreichen, Sie aus den Händen der Blauen zu retten."

Der Marquis schien überrascht, sie lächelte traurig, deutete mit dem Finger auf ein Felsstück, als ob sie ihm befehlen wollte, sich zu setzen, und blieb in einer melancholischen Haltung vor ihm stehen. Die Erschütterung ihres Herzens erlaubte ihr nicht mehr, jene Künste anzuwenden, womit sie bisher so verschwenderisch gewesen war, und sie würde auf glühende Kohlen gekniet seyn, ohne sie mehr zu fühlen, als der Marquis die Kohle gefühlt hatte, welche er in die Hand nahm, um die Heftigkeit seiner Leidenschaft darzuthun. Jetzt warf sie einen vom tiefsten Schmerz erfüllten Blick auf ihren Geliebten und sagte in dem Tone, in welchem man das Leben aufgiebt: „Alles, was Sie von mir vermuthet haben, ist wahr!“

Der Marquis machte eine heftige Geberde.

„Ah!“ sagte sie mit gefalteten Händen, „seyen Sie barmherzig und hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen! — Ich bin wirklich,“ fuhr sie mit gerührter Stimme fort, „die Tochter des Herzogs von Verneuil, aber seine natürliche Tochter. Meine Mutter büßte ihren Fehler durch fünfzehn trauervolle Jahre und starb zu Alençon. Erst auf ihrem Todtbette verwendete sie sich für mich bei dem Manne, der sie verlassen hatte, weil sie mich ohne Freunde, ohne Vermögen, ohne Zukunft sah. Ich kam bei meinem Vater an und

fand ihn ohne Gewissensbisse. Er hatte meine Mutter vergessen. Gleichwohl nahm er mich freundlich auf und erkannte mich als Tochter an, weil ich schön war, und weil er vielleicht in mir sich wieder jung erblickte. Er gehörte zu jenen Edelleuten, die unter der alten Regierung ihren Ruhm darein setzten, zu zeigen, wie man Verzeihung eines Verbrechens erlangen kann, weil man es mit Anstand begangen hat. Ich will nichts weiter hinzufügen, es war mein Vater!"

„Vernehmen Sie nun, wie mein Aufenthalt zu Paris nothwendig mein Herz verderben mußte. Die Gesellschaft des Herzogs von Verneuil und die Zirkel, in welche er mich einführte, waren mit jener spöttischen Philosophie eingeimpft, die damals in Frankreich Mode war. Die glänzenden Unterhaltungen, die meinem Ohre schmeichelten, waren verführerisch durch scharfsinnige Urtheile und eine geistreiche Verachtung aller positiven Religion. Die Männer, indem sie sich über das Gefühl lustig machten, stellten es um so besser dar, je weniger sie es empfanden; sie verführten eben so sehr durch ihre epigrammatischen Ausdrücke, als durch die Bonhommie, womit sie ein ganzes Abentheuer in ein einziges Wort zu legen wußten; oft jedoch fehlten sie durch allzuviel Geist und ermüdeten die Weiber, indem sie aus der Liebe mehr eine Kunst, als eine Lei-

denschaft machten. Ich widerstand diesem Strome nur schwach. Inzwischen war meine Seele, verzeihen Sie mir diesen Stolz, edel genug, um zu fühlen, daß der Geist alle Herzen vertrocknet hatte; aber das Leben, welches ich damals führte, hatte das Ergebniß, einen beständigen Kampf zwischen meinen natürlichen Gefühlen und den fehlerhaften Gewohnheiten, die ich angenommen hatte, zu unterhalten. Einige hervorragende Geister hatten Gefallen daran gefunden, in mir jene Freiheit des Gedankens, jene Verachtung der öffentlichen Meinung zu entwickeln, welche dem Weibe jene Bescheidenheit rauben, ohne welche ihre Seele an Reiz verliert. Leider vermochte das Unglück die Fehler nicht zu vernichten, die ich mir im Glücke angeeignet hatte."

„Mein Vater, der Herzog von Verneuil," fuhr sie mit einem Seufzer fort, „starb, nachdem er mich durch ein Testament, welches das Vermögen meines Bruders, seines legitimen Sohns, bedeutend verminderte, als Tochter anerkannt hatte. So fand ich mich eines Morgens ohne Zufluchtsort und ohne Schutz. Mein Bruder focht das Testament an, das mich reich machte. Drei Jahre, im Schooße einer reichen Familie zugebracht, hatten meine Eitelkeit entwickelt. Indem mein Vater alle meine Launen befriedigte, hatte er mir Bedürfnisse des Luxus, Gewohnhei-

ten geschaffen, deren Gefahren und Tyrannei mein junges, noch unerfahrenes Herz nicht ahnte. Ein Freund meines Vaters, der Marquis von Navailles, ein Mann von siebenzig Jahren, bot sich mir zum Vormund an. Ich willigte ein und befand mich, einige Tage nach dem Beginnen dieses unangenehmen Processes, in einem prächtigen Hause, worin ich alle die Annehmlichkeiten genoß, welche die Grausamkeit eines Bruders mir auf dem Sarge unsers Vaters versagte. Jeden Abend brachte der alte Marquis einige Stunden bei mir zu, und ich vernahm aus seinem Munde nur sanfte und trostreiche Worte. Seine weißen Haare und die rührenden Beweise seiner väterlichen Zuneigung, die er mir gab, bewogen mich, die Gefühle meines Herzens dem seinigen zuzuwenden, und es that mir wohl, mich für seine Tochter zu halten. Ich nahm die Geschenke an, die er mir anbot, und verhehlte ihm keine meiner Launen, da ich sah, wie glücklich es ihn machte, sie zu befriedigen. Eines Tages erfuhr ich, daß ganz Paris mich für die Maitresse dieses alten Mannes hielt, daß ich nun nimmer im Stande sey, den Ruf der Unschuld wieder zu erwerben, den mir Jedermann ohne Weiteres raubte, und daß der Mann, der meine Unerfahrenheit mißbraucht hatte, kein Geliebter seyn konnte und kein Gatte seyn wollte. In der

Woche, in welcher ich diese furchtbare Entdeckung machte, und den Tag zuvor, der zu unserer Vereinigung bestimmt war, denn ich hatte seine Hand, als die einzig mögliche Art, meine Ehre zu retten, von ihm gefordert, reiste der Marquis nach Coblenz ab, und ich wurde schmählich aus der Wohnung gejagt, in welche er mich gebracht hatte, und die ihm nicht eigen gehörte."

Bis jetzt habe ich Ihnen die reine Wahrheit gesagt, als wäre ich vor dem Angesicht Gottes gestanden. Fordern Sie nun nicht von einer Unglücklichen weitere Rechenschaft der Leiden, welche sie gerne auf ewig der Vergessenheit übergeben möchte. Eines Tages, mein Herr, fand ich mich mit Danton vermählt. Kurz darauf stürzte der Sturm die ungeheure Eiche, die ich mit meinen Armen umschlungen hatte. Nun wieder dem tiefsten Elend preisgegeben, beschloß ich meinem Leben ein Ende zu machen. Ich weiß nicht, war es Liebe zum Leben, war es die Hoffnung, endlich das Unglück zu ermüden, waren es die Ueberredungskünste eines jungen Mannes von Alençon, der seit zehn Jahren sich an mich hängt, wie eine Schlange um die Zweige eines Baumes, in der Hoffnung ohne Zweifel, daß mich endlich das äußerste Unglück in seine Arme liefern werde, kurz, ich weiß nicht, wie es kam, daß ich für die Summe von 300,000 Franken

den schändlichen Auftrag übernommen habe, einen Unbekannten in mich verliebt zu machen, um ihn der Polizei zu überliefern."

„Ich sah Sie, mein Herr, und erkannte Sie sogleich mittelst einer jener Ahnungen, die uns nie täuschen; aber ich wollte zweifeln, denn je mehr ich Sie liebte, um so drückender war mir die Gewißheit. Indem ich Sie aus den Händen des Obersten Hulot befreite, entsagte ich demnach meiner Rolle und beschloß, nicht das Schlachtopfer, sondern die Henker zu täuschen. Ich that Unrecht, auf solche Weise mit Menschen, ihrem Leben, ihrer Politik, mit mir selbst zu spielen, mit der Unbesonnenheit eines Weibes, das in der Welt nur Gefühle sieht. Ich glaubte mich geliebt und ließ mich gehen, in der Hoffnung, ein neues Leben zu beginnen, allein Alles, und ich selbst vielleicht, hat Ihnen meinen früheren ungeordneten Lebenslauf aufgedeckt, denn Sie mußten einem so leidenschaftlichen Weibe, wie ich bin, mißtrauen."

„Mögen strenge Richter meine Liebe und meine Verstellung mißbilligen! Mir schien es, als sey ich, wieder sechzehn Jahre alt, aus einem peinlichen Schlafe erwacht. War ich nicht zu Alençon, wo mir meine Kindheit ihre reinen und züchtigen Erinnerungen lieh? Ich war thöricht genug, zu glauben, daß mir die Liebe die

Wiedertaufe der Unschuld geben würde. Ich hielt mich einen Augenblick noch für Jungfrau, weil ich noch niemals geliebt hatte. Gestern Abend aber erschien mir Ihre Leidenschaft als wahr, und eine Stimme rief mir zu: Warum ihn täuschen!"

„So wissen Sie denn, Herr Marquis, und merken Sie wohl, ich bin ein entehrtes, Ihrer unwürdiges Geschöpf. Von diesem Augenblicke an nehme ich meine Rolle einer verlorenen Dirne wieder an, denn ich bin es müde, die Rolle eines Weibes zu spielen, der Ihre Liebe ihren ganzen Seelenadel zurückgegeben hatte. Die Tugend ist mir zur Last. Ich würde Sie verachten, wenn Sie so schwach wären, mich zu heirathen. Ein Graf Bauvan könnte eine solche Thorheit begehen, aber Sie, mein Herr, seyen Sie Ihrer Zukunft würdig und scheiden Sie von mir ohne Kummer. Das Freudenmädchen würde Sie anders lieben, als das Kind von sechzehn Jahren, das einen Augenblick die Hoffnung hegte, Ihnen eine edle, würdige Gattin zu werden, und dem dieses Gefühl den Muth gab, Ihnen ein Leben des Lasters und der Schande zu enthüllen, und zwischen sich und Ihnen unübersteigliche Schranken zu errichten. Ich opfere Ihnen Ehre und Glück. Der Stolz, den mir dieses Opfer gibt, wird mich in meinem Elend aufrecht erhalten.

Mag das Schicksal über mich verfügen, wie es will, nie werde ich Sie Ihren Feinden überliefern! Ich kehre nach Paris zurück. Dort wird Ihr Name mir ein anderes Ich seyn, und der Ruhm, womit Sie ihn bedecken werden, wird meinen Kummer lindern. Was Sie betrifft, Sie sind ein Mann, und werden mich vergessen. Leben Sie wohl!"

Nach diesen Worten stürzte sie sich auf der Straße nach Fougères fort und war verschwunden, ehe der Marquis sich erhoben hatte, um sie zurückzuhalten; aber sie kehrte wieder um, versteckte sich hinter ein Felsstück und belauschte den Marquis, der, wie ein zu Boden gedrückter Mensch, vorwärts schritt, ohne zu wissen wohin.

„Wäre er denn doch ein Schwachkopf! Hat er mich nicht begriffen!" sagte sie, als er verschwunden war, und sie sich auf immer von ihm getrennt fühlte.

Sie schauderte zusammen; dann eilte sie plötzlich mit großen Schritten Fougères zu, als ob sie befürchtete, der Marquis möchte ihr in eine Stadt folgen, worin er den Tod gefunden hätte.

„Nun, Francine!" fragte sie ihre treue Dienerin, „was hat er gesagt?"

„Ach, Marie! Ich hatte Mitleid mit ihm. Ihr vornehmen Damen durchbohrt einem Menschen das Herz mit der Zunge."

„Wie war er denn, als er an Dir vorüberkam?“

„Als ob er mich gesehen hätte! O, Marie, er liebt Dich!“

„Oh! Er liebt mich, oder er liebt mich nicht! Diese beiden Worte sind für mich das Paradies oder die Hölle; aber es sind zwei Extreme, zwischen denen ich nicht Platz genug finde, meinen Fuß hinzusetzen.“

Nachdem nun das Fräulein ihr furchtbares Geschick vollendet hatte, konnte sie sich ganz ihrem Schmerz hingeben, und ihr Gesicht, bis dahin durch so verschiedenartige Gefühle aufrecht erhalten, verlor nach einem Tage, während dessen sie beständig zwischen dem Vorgefühle des Glücks und der Verzweiflung geschwebt hatte, den Glanz ihrer Schönheit und jene Frische, deren Princip der Abmangel jeder Leidenschaft oder die Trunkenheit befriedigter Liebe ist.

Der Oberst und Corentin, neugierig, das Ergebniß ihres tollen Unternehmens zu erfahren, waren bald nach ihrer Ankunft in ihre Wohnung gekommen. Sie empfieng sie mit einem lachenden Wesen.

„Nun,“ sagte sie zum Oberst, dessen ernstes Gesicht einen sehr interrogativen Ausdruck hatte, „der Fuchs kommt Ihnen in den Schuß, und Sie werden bald einen rühmlichen Sieg erfechten.“

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Corentin und warf dem Fräulein einen jener schiefen Blicke zu, durch welche die Diplomaten den Gedanken ausspähen.

„Ah!“ erwiederte sie, „der Bursche ist mehr als je in mich verliebt, und ich habe ihn vermocht, uns bis an die Thore von Fougères zu begleiten.“

„Es scheint,“ fiel Corentin ein, „daß da Ihre Macht zu Ende gieng, und daß die Furcht des Ci-devant doch größer ist, als seine Liebe.“

Das Fräulein warf einen Blick der Verachtung auf ihn.

„Sie beurtheilen ihn nach sich,“ erwiederte sie.

„Je nun, warum haben Sie ihn nicht in dieses Haus gebracht?“

„Wenn er mich wirklich liebt, Oberst,“ sagte sie zu Hulot, „würden Sie mir es verdenken, wenn ich ihn rettete, indem ich ihn außerhalb Frankreich führte?“

Der alte Soldat trat lebhaft auf sie zu, ergriff ihre Hand, um sie zu küssen, mit einer Art Enthusiasmus, sah sie dann fest an und sagte mit düsterer Miene: „Sie vergessen meine beiden Freunde und meine drei und sechszig Mann!“

„O, Oberst!“ erwiederte sie mit dem Eifer

der Leidenschaft, „dafür kann er nichts, er ist durch ein böses Weib getäuscht worden, durch die Maitresse von Charette, die, glaube ich, das Blut der Blauen trinken würde.“

„Lassen Sie doch, Marie!“ fiel Corentin ein, „machen Sie sich nicht lustig über den Oberst, er ist noch nicht auf der Höhe Ihrer Scherze.“

„Schweigen Sie,“ versetzte das Fräulein, „und vergessen Sie nicht, daß der Tag, an welchem Sie mir etwas zu sehr mißfallen, keinen Morgen für Sie hat.“

„Ich sehe,“ sagte der Oberst ruhig, „daß ich mich bereit halten muß, zu schlagen.“

„Sie sind ihnen nicht gewachsen, lieber Oberst! Ich habe zu Saint-James in ihrem Lager mehr als sechstausend Mann gesehen, regelmäßige Truppen, Artillerie und englische Offiziere. Aber was wären diese Leute ohne ihn! Ich denke, wie der Minister, sein Kopf ist Alles.“

„Nun, werden wir diesen Kopf haben?“ fragte Corentin ungeduldig.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte sie mit größter Unbefangenheit.

„Engländer!“ rief der Oberst zornig aus, „das fehlte nur noch, um ihn zum vollendeten

Räuber zu machen! Ah! Warte nur, ich will Dich und Deine Engländer! . . ."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Es scheint, Bürger Diplomat," sagte der Oberst zu Corentin, nachdem sie einige Schritte vom Hause entfernt waren, „daß Du dich periodisch von diesem Mädchen da in die Flucht schlagen lässest."

„Es ist sehr natürlich, Bürger Oberst," versetzte Corentin mit nachdenklicher Miene, „daß Du in allem dem, was sie uns sagte, nichts als Feuer gesehen hast. Ihr Soldaten wißt nicht, daß es verschiedene Arten, Krieg zu führen, gibt. Die Leidenschaften der Männer oder der Weiber als Springfedern zum Besten des Staats geschickt in Bewegung zu setzen, die Räder dieser großen Maschine drehen, welche wir eine Regierung nennen, mit den unbändigsten Leidenschaften sein Spiel treiben und ihre Federn, wie ein leichtes Uhrwerk, in sicherer Hand halten, heißt das nicht schaffen, und sich, wie Gott, in die Mitte des Universums stellen?"

„Mit Deiner Erlaubniß," erwiederte der alte Soldat trocken, „ziehe ich mein Handwerk



dem Deinigen vor. Mache mit Deinen Rädern, was Du willst, was mich betrifft, so erkenne ich keinen andern Vorgesetzten an, als den Kriegsminister; ich habe meine Befehle, ich werde mit meinen Hezhunden in's Feld rücken, und dem Feinde, den Du von hinten angreifen willst, das Weiße im Auge zeigen."

„Oh! Mache Dich nur fertig zum Ausrücken. Nach dem, was ich errathen habe, so undurchdringlich Dir dieses Mädchen auch scheint, wirst Du bald Arbeit finden, und ich werde Dir in Kurzem das Vergnügen eines tête-à-tête mit diesem Räuberhauptmann verschaffen."

„Wie das?" fragte der Oberst und trat einen Schritt zurück, um diesen seltsamen Menschen besser in's Auge fassen zu können."

„Das Fräulein liebt den Marquis," fuhr Corentin mit gedämpfter Stimme fort, „und vielleicht ist sie von ihm geliebt. Ein Marquis, rothes Band, jung und geistreich, vielleicht auch noch reich, welche Versuchungen! Sie wäre einfältig, wenn sie nicht für ihre Rechnung arbeitete, und lieber ihn heirathete, als uns auslieferte. Sie sucht uns hinzuhalten. Allein ich habe in ihren Augen einige Ungewißheit gelesen. Die beiden Liebenden werden wahrscheinlich ein Rendez-vous haben, und vielleicht ist es bereits bestellt. Somit werde ich morgen meinen Mann

an beiden Ohren haben. Bis jetzt war er bloß der Feind der Republik, aber seit einigen Augenblicken ist er auch der meinige geworden. Ihr müßt aber wissen, daß alle diejenigen, welche zwischen mich und dieses Mädchen traten, auf dem Schaffot gestorben sind, selbst Danton."

Nachdem Corentin diese Worte gesprochen hatte, verfiel er wieder in tiefes Nachdenken und bemerkte nicht den sichtbaren Eckel, der sich in den Zügen des ehrlichen Soldaten abmalte, als er den tief angelegten Plan dieser Intrike und den Mechanismus der von Fouché angewendeten Springfedern entdeckte. Deßhalb entschloß sich der Oberst, Corentin in Allem entgegenzuarbeiten, was nicht wesentlich den Wünschen und Erfolgen der Regierung schaden würde und diesem Feinde der Republik Gelegenheit zu geben, ehrenvoll mit den Waffen in der Hand umzukommen, bevor er die Beute des Henkers würde, als dessen Lieferanten sich dieser Sbirre der hohen Polizei offen und schamlos bekannte.

„Wenn der erste Consul," sagte er für sich und wandte Corentin den Rücken, „meinem Rathe folgen wollte, ließe er diese Füchse da die Aristokraten bekämpfen, sie sind einander werth, und dann könnte man die Soldaten zu andern Dingen brauchen."

Corentin warf einen kalten Blick auf den

Soldaten, dessen Worte er halb gehört, halb errathen hatte. Sein Gesicht nahm einen sardonischen Ausdruck an, die Geistesüberlegenheit dieses noch subalternen Machiavel anzudeuten.

„Zieht,“ sagte er für sich, „diesen Halbmenschen drei Ellen blaues Tuch an und hängt ihnen ein Stück Eisen an die Seite! Meinen denn diese Dummköpfe, daß man seine politischen Feinde nur auf eine Art tödte!“

Hierauf gieng er langsam einige Minuten auf und ab und fuhr halblaut fort: „Ja, der Augenblick ist da, dieses Weib muß und wird mein seyn! Seit zehn Jahren hat sich der magische Kreis, den ich um sie ziehe, allmählig geschlossen; ich halte sie fest, und mit ihr werde ich in der Regierung so hoch steigen, als mein Freund Fouché. Ja, nachdem sie den ersten Mann, den sie liebte, verloren hat, wird der Schmerz sie mir mit Leib und Seele überliefern. Jetzt muß man nur noch Tag und Nacht wachen, um ihr Geheimniß auszuspähen.“

Bald darauf erblickte man das bleiche und schmächtige Gesicht dieses Kundschafters der hohen Polizei hinter dem Fenster eines Hauses, von dem er Alles wahrnehmen konnte, was zum Sct. Leonhardsthor hereinkam.

Mit der Geduld einer Katze, die einer Maus auflauert, war Corentin noch am folgenden

Morgen auf seinem Posten, aufmerksam auf das geringste Geräusch und jeden Eingehenden der strengsten Prüfung unterwerfend. Es war ein Markttag. Obgleich in diesen bedrängten Zeiten die Landleute sich wenig in die Stadt wagten, so sah doch Corentin einen kleinen Mann von finsterem Ansehen, mit einer Ziegenhaut bedeckt und einen kleinen runden Korb am Arm, auf das Haus des Fräulein von Verneuil zugehen, nachdem er zuvor ziemlich unbesorgte Blicke um sich geworfen hatte. Corentin gieng auf die Straße, in der Absicht, den Landmann bei seinem Herausgehen zu erwarten; plötzlich aber fiel ihm ein, daß er vielleicht mit einem einzigen Blicke die in dem Korbe dieses Emissärs verborgenen Geheimnisse entdecken könnte, wenn er das Fräulein in ihrer Wohnung unvorbereitet überraschte. Im übrigen wußte er, daß es fast unmöglich sey, mit Erfolg gegen die undurchdringlichen Antworten der Bretagnischen und Normännischen Bauern anzukämpfen.

„Galoppe-Chopine!“ rief das Fräulein aus, als Francine den Chouan einführte „Liebt er mich denn?“ fügte sie leise hinzu.

Eine instinktmäßige Hoffnung färbte ihr Gesicht mit den glänzendsten Farben und schwellte ihr pochendes Herz bis zum Zerspringen an. Galoppe-Chopine betrachtete abwechselnd das

Fräulein und Francine und warf auf diese letztere mißtrauische Blicke; aber ein Zeichen der erstern beruhigte ihn.

„Madame," sagte er, „gegen zwei Uhr wird er bei mir seyn und auf Sie warten."

Die Gemüthsbewegung erlaubte dem Fräulein keine andere Antwort, als ein Kopfnicken, aber selbst ein Samojede würde dessen ganze Bedeutung begriffen haben. In diesem Augenblicke hörte man Corentins Tritte im Salon. Galoppe-Chopine gab nicht das geringste Zeichen von Verwirrung von sich, als die Blicke und das Zittern des Fräulein ihm eine nahende Gefahr ankündeten, und so wie der Spion sein verschmitztes Gesicht durch die Thüre steckte, erhob der Chouan so gewaltig seine Stimme, daß sie einem den Kopf hätte zerreißen können.

„Ah! Ah!" rief er Francine zu, „es giebt Bretagnische Butter und Bretagnische Butter. Sie wollen Butter von Gibarry und bieten nur eilf Sous für das Pfund? Dann hätten Sie nicht nach mir schicken sollen. Das ist gute Butter, das!"

Mit diesen Worten deckte er seinen Korb auf und zeigte zwei Butterballen.

„Man muß leben und leben lassen, meine gute Dame! Legen Sie einen Sou zu!"

Seine schwammichte Stimme verrieth nicht

die mindeste innere Bewegung, und seine grünen Augen, von großen grauen Augbraunen überschattet, hielten fest Corentins durchdringenden Blick aus.

„Schweige, guter Freund, Du bist nicht hiehergekommen, Butter zu verkaufen, denn Du hast es mit einer Frau zu thun, die in ihrem Leben keine Marktwaare eingekauft hat. Das Handwerk, das Du treibst, Alter, wird dich eines Tages um einen Kopf kürzer machen."

Mit diesen Worten klopfte ihm Corentin vertraulich auf die Schulter und fügte hinzu: „Man kann nicht lange der Mann der Chouans und der Blauen zugleich seyn."

Galoppe-Chopine bedurfte seiner ganzen Geistes-Gegenwart, um seine Wuth hinunterzuschlucken und diese Anschuldigung, die vielleicht nicht ungegründet war, nicht von sich zu weisen. Er begnügte sich zu erwiedern: „Der Herr will sich lustig über mich machen.'

Corentin hatte ihm den Rücken gekehrt. Während er das Fräulein begrüßte, deren Herz ängstlich schlug, konnte er leicht den Chouan im Spiegel beobachten. Galoppe-Chopine, der sich unbemerkt glaubte, fragte Francine durch einen Blick um Rath. Sie deutete mit der Hand auf die Thüre und sagte: „Kommt

mit mir, guter Freund, wir wollen schon einig werden."

Nichts war Corentin entgangen, weder das Zusammenziehen der Lippen, welches das Fräulein durch ein erzwungenes Lächeln schlecht verbarg, noch ihre Röthe und der Wechsel ihrer Gesichtszüge, noch die Unruhe des Chouan, noch der Wink der Zofe, er hatte Alles wahrgenommen. Ueberzeugt, daß Galoppe-Chopine ein Emissär des Marquis sey, hielt er ihn in dem Augenblicke, da er das Zimmer verlassen wollte, an den langen Haaren seiner Ziegenhaut fest, stellte ihn sich gegenüber, sah ihn starr an und sagte: „Wo wohnst Du, guter Freund, ich brauche Butter?"

„Mein lieber Herr," erwiederte der Chouan, „die ganze Stadt Fougères weiß, wo ich wohne, ich bin gleichsam von . . ."

„Corentin!" rief das Fräulein, die Antwort des Chouan unterbrechend, aus, „Sie sind sehr keck, daß Sie um diese Stunde zu mir kommen und mich auf solche Art überraschen! Ich bin kaum angekleidet. Lassen Sie diesen Bauer in Ruhe, er begreift so wenig Ihre Ränke, als ich deren Beweggrund. Geht, guter Mann, geht!"

Galoppe-Chopine zögerte einen Augenblick. Diese natürliche oder erkünstelte Unschlüs-

sigkeit eines armen Teufels, der nicht wußte, wem er gehorchen sollte, täuschte bereits Corentin, als der Chouan, auf einen gebietenden Wink des Fräulein, sich schwerfällig entfernte.

Jetzt sahen das Fräulein und Corentin sich stillschweigend an. Dießmal konnten Mariens feuchte Augen den Blitz des trockenen Feuers nicht ertragen, der aus den Blicken dieses Menschen strömte. Das entschlossene Wesen, womit er in ihr Zimmer gedrungen war, ein Ausdruck des Gesichts, den sie bis jetzt noch nicht an ihm kannte, der matte Ton seiner hellen Stimme, seine ganze Haltung, Alles an ihm erschreckte sie. Sie sah ein, daß ein geheimer Kampf zwischen ihnen begann, und daß er alle Hülfsmittel seines unseligen Einflusses gegen sie entwickelte. Sie erhielt eine deutliche und vollständige Ansicht von dem Abgrunde, vor welchem sie stand, aber ihre Liebe gab ihr die Kraft, gegen die Schwierigkeiten und die Ahnungen eines schlimmen Ausgangs zu kämpfen.

„Corentin," sagte sie mit einer Art munterer Laune, „ich hoffe, daß Sie mir jetzt erlauben werden, meine Toilette zu machen."

„Marie," erwiederte er, „gestatten Sie mir diesen Namen, Marie, Sie kennen mich noch nicht! Hören Sie, ein minder scharfsichtiger Mann, als ich bin, hätte Ihre Liebe zu dem

Marquis von Montauran schon entdeckt. Ich habe Ihnen wiederholt Herz und Hand angeboten. Sie haben mich Ihrer nicht würdig gehalten, und vielleicht mit Recht; allein wenn Sie sich zu hoch gestellt, zu schön, zu groß für mich dünken, so werde ich Sie wohl bis zu mir herabzuziehen wissen. Mein Ehrgeiz und meine Grundsätze haben Ihnen wenig Achtung für mich eingeflößt. Sie haben Unrecht. Die Menschen sind nicht mehr werth, als ich sie schätze, d. h. fast nichts. Ich werde gewiß eine hohe Stufe ersteigen, und Sie werden deren Ehre mit mir theilen. Wer wird Sie mehr lieben, wer wird Sie unumschränkter über sich herrschen lassen, als der Mann, der Sie seit zehn Jahren liebt! Auf die Gefahr hin, daß Sie eine ungünstige Meinung von mir fassen, denn Sie begreifen nicht, daß man aus Uebermaaß der Liebe einer angebeteten Person entsagen kann, will ich Ihnen den Maaßstab der Uneigennützigkeit geben, womit ich Sie anbete. Wiegen Sie nicht so spöttisch Ihren schönen Kopf! Wenn der Marquis Sie liebt, so heirathen Sie ihn, aber überzeugen Sie sich zuvor wohl von seiner Aufrichtigkeit. Ich würde verzweifeln, wenn ich Sie getäuscht sähe, denn ich ziehe Ihr Glück dem meinigen vor. Mein Entschluß mag Sie in Verwunderung setzen, aber schreiben Sie ihn bloß der Klugheit eines Mannes zu, der

nicht so einfältig ist, ein Weib gegen ihren Willen besitzen zu wollen. Auch klage ich nicht Sie, sondern mich wegen der Nutzlosigkeit meiner Bemühungen an. Ich hoffte, durch Ergebenheit und Unterwürfigkeit Ihre Liebe zu erlangen, denn seit langer Zeit schon suche ich, wie Sie wissen, Sie nach meinen Principien glücklich zu machen; aber Sie haben mir nicht die geringste Gunst erwiesen."

„Ich habe Sie um meine Person geduldet," erwiederte sie mit Hochmuth.

„Fügen Sie hinzu, daß Sie auch das bereuen!"

„Soll ich Ihnen für die schändliche Unternehmung, worein Sie mich verwickelt haben, noch Dank wissen?"

„Indem ich Ihnen ein Unternehmen vorschlug," erwiederte er keck, „das die Alltagsmenschen allerdings tadeln werden, hatte ich bloß Ihr Glück vor Augen. Was mich betrifft, mag es gelingen oder scheitern, so werde ich jetzt jede Art von Resultat zum Erfolg meiner Plane zu benützen wissen. Heirathen Sie den Marquis von Montauran, so werde ich zu Paris, wo ich Mitglied des Clubbs von Clichy bin, der Sache der Bourbons mit Nutzen dienen. Wenn mich die Umstände in Berührung mit den Prinzen bringen, so werde ich die Republik aufgeben, die

ohnedieß ihrem Verfalle entgegengeht. Der General Bonaparte ist zu einsichtsvoll, um nicht zu fühlen, daß er nicht zumal in Deutschland, in Italien und hier seyn kann, wo die Revolution unterliegt. Er hat ohne Zweifel den 18. Brumaire bloß in der Absicht gemacht, von den Bourbons größere Vortheile zu erlangen, indem er über ganz Frankreich mit ihnen unterhandelt. Er ist ein Mann von Geist, allein die weitsehenden Politiker müssen ihm auf dem Wege voraneilen, den er einschlägt. Frankreich verrathen, ist abermals einer jener Skrupel, die wir Leute von höheren Einsichten den Thoren überlassen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich die nöthigen Vollmachten habe, mit den Anführern der Chouans Unterhandlungen anzuknüpfen, so wie ich ebenmäßig ermächtigt bin, sie auf jede Art zu vernichten, denn mein Freund Fouché ist kein oberflächlicher Mensch, er hat immer doppeltes Spiel gespielt, er war für Robespierre und für Danton zugleich."

„Für Danton, den Sie feigerweise verlassen haben."

„Einfalt! Er ist todt, vergessen Sie ihn! Reden Sie aufrichtig mit mir, ich gebe Ihnen das Beispiel dazu. Dieser Oberst ist verschmitzter, als er scheint, und wenn Sie seine Wachsamkeit täuschen wollten, so würde ich Ihnen nicht ohne

Nutzen seyn. Bedenken Sie, daß er Contre-Chouans in die Umgegend ausgeschickt hat und Sie bei Ihren Zusammenkünften sehr schnell überraschen würde. Wenn Sie hier unter seinen Augen bleiben, sind Sie sicher vor seiner Polizei. Sie sehen, wie schnell er erfahren hat, daß dieser Chouan hier bei Ihnen war. Sein militärischer Scharfblick wird ihm sagen, daß Ihre geringsten Bewegungen ihn auf die Spur des Marquis führen, wenn Sie von ihm geliebt sind."

Corentin schien die Aufrichtigkeit selbst, das Fräulein hatte ihn noch nie so treuherzig gesehen. Ihr Herz war so empfänglich für edelmüthige Eindrücke, daß sie im Begriff stand, ihr Geheimniß dieser Schlange anzuvertrauen. Inzwischen bedachte sie doch, daß nichts die Aufrichtigkeit dieser verschmitzten Sprache beweise, und nun machte sie sich kein Gewissen daraus, ihn ihrerseits zu täuschen.

„Je nun, Corentin," erwiederte sie, „Sie haben es errathen! Ja, ich liebe den Marquis, aber er liebt mich nicht. Wenigstens fürchte ich es. Vielleicht ist das Rendez-Vous, das er mir giebt, nur eine Schlinge, die er mir legen will."

„Aber Sie haben uns ja gestern gesagt, daß er Sie bis Fougères begleitet hat. Wenn er Gewaltthaten gegen Sie hätte ausüben wollen, wären Sie jetzt nicht hier."

„Sie haben ein vertrocknetes Herz, Corentin. Sie können über die Ereignisse des menschlichen Lebens scharfsinnige Combinationen machen, aber auf Leidenschaften verstehen Sie sich nicht. Daher vielleicht kommt der unüberwindliche Widerwille, den ich gegen Sie fühle. Weil Sie doch so scharfsichtig sind, so erklären Sie mir, wie es kommt, daß ein Mann, von dem ich mich vorgestern gewaltsam trennte, mich heute mit Ungeduld erwartet und meiner auf der Straße von Mayenne, gegen Abend in einem Hause von Florigny . . .“

Bei diesem Geständniß, das in einer sehr natürlichen Aufwallung diesem freimüthigen und leidenschaftlichen Wesen entwischt schien, erröthete Corentin und warf verstohlen einen jener durchdringenden Blicke auf sie, die bis auf den Grund der Seele gehen. Das Fräulein spielte die Unbefangene so gut, daß sie ihn täuschte, und er erwiederte mit erkünstelter Gutmüthigkeit: „Soll ich Ihnen von weitem folgen? Ich will verkleidete Soldaten mit mir nehmen, und wir werden auf jeden Ihrer Winke bereit seyn.“

„Ich nehme es an, aber versprechen Sie mir auf Ihre Ehre . . . Nicht doch, daran glaube ich nicht . . . Bei Ihrer ewigen Seligkeit . . . Aber Sie glauben ja nicht an Gott! . . . Bei Ihrer Seele . . . Sie haben vielleicht keine. Welche Si-

cherheit können Sie mir denn für Ihre Treue leisten? Und ich soll mich Ihnen vertrauen! Ich soll mehr als mein Leben, meine Liebe oder meine Rache in Ihre Hände legen!“

Das leichte Lächeln, das auf Corentins bleichem Gesicht aufstieg, zeigte dem Fräulein die Gefahr, welche sie glücklich vermieden hatte. Der Sbirre der hohen Polizei ergriff ihre Hand, küßte sie mit Zeichen größter Hochachtung, machte ihr einen tiefen Bückling und verließ das Zimmer.

Drei Stunden nach diesem Auftritt verließ das Fräulein, welche Corentin's Rückkehr fürchtete, heimlich die Stadt durch das Sanct Leonhardsthor und schlug den schmalen Fußpfad ein, der in das Thal des Nançon führt. Sie glaubte sich geborgen, als sie durch das Labyrinth von Fußwegen gieng, welche zu Galoppe-Chopine's Hütte führten; die Hoffnung, endlich das Glück zu erhaschen, das Verlangen, ihren Geliebten den ihm drohenden Gefahren zu entziehen, beflügelten ihre Schritte.

Inzwischen hatte Corentin den Oberst aufgesucht. Er erkannte ihn kaum, als er ihn auf einem kleinen Platze fand, wo er sich mit kriegerischen Zubereitungen beschäftigte. Er hatte den Schnurrbart abgeschnitten, trug schwere Nagelschuhe, statt der blauen Uniform eine Ziegenhaut, Pistolen im Gürtel und eine schwere Büchse.

In diesem seltsamen Aufzug musterte er zweihundert Einwohner von Fougères, die eben so täuschend als Chouans verkleidet waren, daß sie das geübteste Auge irreführen konnten. Der kriegerische Geist dieser kleinen Stadt und der bretagnesche Charakter entwickelten sich in dieser Scene, welche übrigens nichts Ungewöhnliches war. Da und dort trugen Mütter oder Schwestern ihren Söhnen oder Brüdern eine Feldflasche mit Branntwein oder vergessene Pistolen zu. Männer von gereiften Jahren untersuchten die Zahl und den Gehalt der Patronen dieser als Contre-Chouans verkleideten Nationalgarden, deren lustige Laune eher auf eine Jagdparthie, als auf eine gefährliche Unternehmung deutete. Bei ihnen schien das Zusammentreffen der Chouanerie, wo die Bretagneschen Stadtleute sich mit dem Bretagneschen Landvolke schlugen, die alten Turniere der Ritterzeit ersetzt zu haben. Dieser patriotische Enthusiasmus entsprang vielleicht aus der Erwerbung von Nationalgütern, allein die in den Städten besser gewürdigten Wohlthaten der Revolution, der Partheigeist und eine gewisse nationale Neigung zum Kriege hatten nicht wenigen Antheil daran.

Der Oberst, ganz bezaubert von dem Geist und der Haltung dieser Truppe, gieng durch die Reihen. Der junge Gudin, auf den er

seit Merle's und Gérard's Tod seine ganze Freundschaft übertragen hatte, versah die Dienste seines Adjutanten. Corentin konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er den Oberst so umgewandelt fand. Er hatte das Ansehen eines Portraits, das dem Original nicht gleicht.

„Was giebt es denn Neues?“ fragte ihn Corentin.

„Ziehe mit uns aus, so wirst Du es erfahren,“ erwiederte der Oberst.

„Ich bin nicht aus Fougères,“ versetzte Corentin.

„Das sieht man wohl, Bürger,“ fiel Gudin ein.

Ein höhnisches Lachen ließ sich in den nächsten Gruppen hören.

„Meinst Du, man könne Frankreich nicht anders dienen, als mit Bayonetten!“

Mit diesen Worten drehte Corentin den Lachern den Rücken und fragte eine Frau um den Zweck und die Bestimmung dieser Expedition.

„Ha, mein lieber Freund! Die Chouans sind bereits zu Florigny. Man sagt, sie seyen über 3000 Mann stark, und rücken vor, um Fougères zu nehmen.“

„In Florigny,“ rief Corentin erbleichend aus. „Ist es das Florigny auf der Straße von Mayenne?“

„Es gibt nur ein Florigny,“ erwiederte das Weib und deutete auf den Weg, der über die Spitze des Hügels Pelerine führte.

„Suchen Sie den Marquis von Montauran auf?“ fragte Corentin den Oberst.

„Ein wenig,“ entgegnete dieser barsch.

„Er ist nicht zu Florigny,“ versetzte Corentin. „Lassen Sie Ihr Bataillon und die Nationalgarde gegen diesen Punkt marschiren; aber behalten Sie einige Ihrer Contre-Chouans bey sich und warten Sie hier auf mich.“

„Er ist zu bösartig, um ein Narr zu seyn,“ sagte der Oberst und sah Corentin nach, der sich mit großen Schritten entfernte. „Das ist der König der Spione!“

Der Oberst gab nun Befehl zum Abmarsch. Das Bataillon und der größte Theil der Contre-Chouans setzte sich, still und ohne Trommelschlag, in der Richtung von Mayenne in Marsch. Der Oberst blieb mit Gudin und etlichen zwanzig der gewandtesten Contre-Chouans auf dem Platze zurück und wartete auf Corentin, dessen geheimnißvolles Wesen seine Neugierde rege gemacht hatte.

Corentin hatte inzwischen von Francine erfahren, daß ihre Gebieterin abwesend sey. Er zog weitere Erkundigungen ein und erfuhr, daß sie das Sct. Leonhardsthor passirt habe.

Nun eilte er auf die Promenade und kam zum Unglück noch zeitig genug, um sie zu erblicken, wie sie den Fußpfad hinaufstieg. Er erkannte sie sogleich, obwohl sie einen grünen Mantel über ihre Kleidung geworfen hatte, um sich von ferne unkenntlicher zu machen.

„Ah! Du sollst nach Florigny kommen,“ rief er aus, „und Du steigst in das Thal Gibarry hinab! Ich bin ein rechter Thor, daß ich mich so von ihr anführen ließ. Aber nur Geduld, ich zünde meine Lampe an, der Tag . . .“

Corentin, der jetzt den Ort des Rendez-Vous der beiden Liebenden so ziemlich errieth, lief auf den Platz, als eben der Oberst ihn verlassen und seiner Truppe folgen wollte.

„Halt!“ rief er dem Oberst zu, der sich umwandte.

In wenigen Worten machte er nun den alten Soldaten mit den Ereignissen bekannt, deren Spur er so geschickt aufgefunden hatte. Hulot, von dem Scharfsinne des Diplomaten ergriffen, faßte heftig seinen Arm.

„Tausend Donnerwetter, Du hast Recht, Bürger Spürhund! Die Räuber machen da unten einen falschen Angriff. Die beiden mobilen Colonnen, die ich auf die Straße von Antray und Vitré geschickt habe, sind noch nicht zurück, mithin werden wir im Felde Verstärkungen finden,

die wir ohne Zweifel brauchen können, denn der Bursche ist nicht so einfältig, sich irgendwo auszusetzen, ohne seine verdammten Nachteulen in der Nähe zu haben."

„Gudin," fuhr er fort, „lauf' dem Hauptmann Lebrun nach und sage ihm, daß er mich nicht braucht, um sich da unten zu Florigny an den Räubern zu reiben, und komm geschwind wieder zurück. Du kennst alle Fußwege, und ich warte auf Dich, um zur Jagd gegen den Cidevant auszuziehen und den Meuchelmord zu Vivetière zu rächen."

„Donnerwetter, wie er lauft!" fügte der Oberst hinzu. „Gérard hätte gewiß eine herzliche Freude an dem Burschen gehabt!"

Bei seiner Zurückkunft fand Gudin den kleinen Haufen durch einige Soldaten verstärkt, die man von den verschiedenen Posten der Stadt entnommen hatte. Der Oberst ließ ihn ein Dutzend seiner zu der schwierigen Rolle der Contre-Chouans tauglichsten Mitbürger auswählen und in der Richtung abmarschiren, in welcher Galoppe-Chopine's Hütte lag. Er selbst nahm den Ueberrest der Truppe und gewann durch das Thor Sanct Sulpicius den Gipfel der Berge, wo er die Abtheilung des Sergeanten Schönfuß an sich ziehen und einen Cordon einzelner Posten bilden wollte.

Corentin begab sich auf die Promenade, um das Ganze der Dispositionen des Obersten zu überschauen. Er sah den Haufen, den Gudin anführte, durch das Thal des Nançon debouschiren, während Hulot den steilen Fußpfad längs dem Schlosse von Fougères erklimmte und seinen Marsch nach dem Gipfel der Berge des heiligen Sulpicius nahm. Die beiden Abtheilungen entwickelten sich demnach auf zwei parallelen Linien.

Nachdem der Oberst auf dem Plateau angekommen war, entsendete er von seinem Haufen alle Soldaten, die in Uniform waren. Corentin sah sie eine weite Linie von Plänklern bilden, die auf der einen Seite mit Hulot, auf der andern mit Gudin in Verbindung war, so daß kein Zweig eines Gebüsches und kein Feld undurchsucht blieb.

„Er versteht sein Handwerk, dieser alte Wehrwolf," sagte Corentin und rieb sich vergnügt die Hände, „der Bursche ist fertig!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die zwölf jungen Männer von Fougères, welche der Adjutant Gudin führte, erreichten

bald den Abhang, welchen die Felsen von Sanct Sulpicius bilden, indem sie sich in kleinen Hügeln in das Thal von Gibarry niedersenken. Jetzt verließ ihr junger Anführer den Weg und sprang behende über das Thor des ersten Ginsterfeldes, auf das er stieß; sechs seiner Gefährten folgten ihm; die andern sechs zogen sich in die Felder rechts, um beide Seiten des Wegs auszuspähen.

Gudin gieng rasch auf einen Apfelbaum zu, der mitten im Ginsterfelde stand. Der Sergeant Schönfuß war mit sieben bis acht Mann in diesem Felde. Als er das Geräusch der Schritte der Contre-Chouans hörte, verbarg er sich mit seinen Leuten hinter einigen Kastanienbäumen, die auf dem Erdwall, womit das Feld umgeben war, in die Höhe ragten.

„Stille! Da sind sie!“ sagte Schönfuß und blickte vorsichtig durch die Zweige. „Sie kommen uns da recht in den Schuß, und der Teufel soll Eure Krautköpfe holen, wenn Ihr sie fehlt. Dann wären wir nicht einmal werth, Soldaten des Pabstes zu seyn!“

Inzwischen hatten Gudins scharfe Augen entdeckt, daß einige Flintenläufe gegen seinen kleinen Haufen gerichtet waren. In demselben Augenblicke aber riefen acht starke Stimmen: „Wer da?“ und zu gleicher Zeit giengen acht Flintenschüsse los. Die Kugeln pfiffen um die

Köpfe der Contre-Chouans. Der eine von ihnen erhielt eine Kugel in den Arm und ein anderer fiel. Die fünf übrigen, welche unverletzt geblieben waren, erwiederten das Feuer. Hierauf eilten sie schnell auf ihre Feinde los, um sie zu erreichen, ehe sie wieder laden konnten.

„Wir haben es gemacht, wie ächte Bretagner," rief der Adjutant Gudin aus, als er die blauen Uniformen erkannte, „wir haben uns geschlagen, ehe wir wußten, mit wem."

Die acht Soldaten waren bestürzt, als sie Gudin erkannten.

„Hole mich der Teufel, Adjutant!" rief der Sergeant Schönfuß schmerzhaft aus, „wer würde Euch unter Euern verfluchten Ziegenhäuten nicht für Chouans halten!"

„Es ist ein Unglück, wofür wir Alle nichts können, weil man Euch von dem Abmarsch unserer Contre-Chouans nicht in Kenntniß gesetzt hatte. Aber wie steht es bei Euch?" fragte Gudin.

„Adjutant," erwiederte Schönfuß, „wir sind hinter einem Dutzend Chouans her, die uns an der Nase herumführen. Wir laufen, wie vergiftete Ratten, aber diese verfluchten Feldthore und Hecken, über die wir jeden Augenblick setzen mußten, und die der Teufel holen soll, haben uns müde Füße gemacht, und da ruhten wir ein

wenig aus. Die Räuber müssen jetzt dort bei jener großen Baracke herum seyn, aus welcher Sie Rauch aufsteigen sehen."

„Gut!" sagte Gudin. „Ihr zieht euch jetzt gegen den Berg Sanct Sulpicius zurück und verstärkt die Linie der Plänkler, die der Oberst dort aufgestellt hat. Ihr dürft nicht bei uns bleiben, weil Ihr in Uniform seyd. Wir wollen einmal mit diesen Hunden zu Ende kommen, denn der Bursche ist bei ihnen. Unsere Kameraden werden euch das Weitere sagen. Zieht Euch rechts und schießt nicht auf sechs unserer Ziegenhäute, wenn Ihr auf sie stoßt. Ihr werdet unsere Contre-Chouans an ihren Halstüchern erkennen, die ohne Knopf um den Hals geschlungen sind."

Gudin ließ seine beiden Verwundeten unter dem Apfelbaum und wandte sich dem Hause von Galoppe-Chopine zu, das ihm Schönfuß gewiesen hatte, und dessen Kaminrauch ihm als Wegweiser diente.

Inzwischen hatte der Oberst auf der Operationslinie den dem Adjutanten gegenüberliegenden Punkt erreicht. Der alte Soldat zog sich in tiefer Stille längs der Hecken hin und sprang noch mit ziemlicher Flüchtigkeit über die Eingangsthore der Felder. Er warf seine Augen auf Höhen und Tiefen, und das geringste Geräusch entgieng ihm nicht. Im dritten Feldstück, das

er passirte, erblickte er ein Weib von etlichen dreißig Jahren, welche das Feld mit dem Spaten umgrub und emsig arbeitete, während ein Junge von sieben bis acht Jahren mit einer Sichel die Köpfe der Disteln abhieb, die hie und da aufsproßten.

Bei dem Geräusch, das der Oberst machte, als er auf der andern Seite des Feldthors schwerfällig den Boden berührte, erhoben der Junge und seine Mutter ihre Köpfe. Der Oberst konnte leichtlich dieses noch junge Weib für ein altes Mütterchen halten, denn frühzeitige Runzeln hatten ihre Stirne und die Haut ihres Halses gefurcht. Sie hatte eine Ziegenhaut umgeworfen, und ohne den schmutzigen Unterrock von gelber Leinwand, welchen sie trug, hätte Hulot nicht wissen können, welchem Geschlechte sie angehörte, denn die langen Flechten ihrer schwarzen Haare waren unter einer rothwollenen Mütze verborgen. Durch die Lumpen, welche kaum die Blöße des Jungen deckten, erblickte man seine Haut.

„Ho! Alte,“ schrie Hulot in tiefem Tone dem Weibe zu, „ho! Wo ist der Bursche?“

In diesem Augenblicke sprangen die zwanzig Contre-Chouans, die dem Oberst folgten, über die Hecke.

„Ah! Um zu dem Burschen zu gelangen, müßt Ihr dahin zurückkehren, woher Ihr gekom-

men seyd," antwortete das Weib mit mißtrauischen Blicken auf die Truppe.

„Will ich denn den Weg in die Vorstadt der Burschen zu Fougères von Dir wissen, alte Hexe?" erwiederte der Oberst barsch. „Ich frage Dich bei der heiligen Anna von Auray, hast Du den Burschen vorbeikommen sehen?"

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt," sagte das Weib und bückte sich, um ihre Arbeit fortzusetzen.

„Verdammte alte Hure, willst Du uns in die Hände der Blauen liefern, die auf unsern Fersen sind?" schrie der Oberst.

Bei diesen Worten erhob das Weib den Kopf wieder, warf abermals einen mißtrauischen Blick auf die Contre-Chouans und versetzte: „Wie können die Blauen Euch auf den Fersen seyn, ich habe ja ihrer sieben bis acht gesehen, die dort unten nach Fougères zurückgegangen sind!"

„Sollte man nicht meinen, sie wolle uns mit ihrer Nase beißen!" fuhr der Oberst fort. „Seh' einmal dorthin, alte Vettel!"

Mit diesen Worten deutete der Oberst rückwärts auf seine Plänkler-Linie, deren blaue Uniformen und Gewehre leicht zu erkennen waren.

„Willst Du diejenigen umkommen lassen, die Bodenfest dem Burschen zu Hülfe schickt,

weil die Leute von Fougères ihn aufheben wollen?" fuhr er zornig fort.

„Ah! verzeiht," sagte das Weib, „aber man wird so leicht getäuscht! Aus welchem Kirchspiel seyd Ihr denn?"

„Aus Saint-Georges," schrieen einige der Contre-Chouans in Niederbretagne'scher Sprache, „und wir sind halbtodt vor Hunger."

„Nun denn!" erwiederte das Weib, „seht Ihr jenen Rauch da unten? Das ist mein Haus. Wenn Ihr den Fußwegen rechts folgt, so werdet Ihr von oben her dort hinkommen. Ihr findet vielleicht meinen Mann unterwegs. Galoppe-Chopine muß aufpassen, um den Burschen zu warnen, denn Ihr wißt ja, daß er heute zu uns kommt," fügte sie hochmüthig hinzu.

„Schönen Dank, gutes Weib!" sagte der Oberst. „Vorwärts jetzt, Ihr Leute, Donnerwetter!"

Bei diesen Worten folgte die ganze Abtheilung dem Obersten, der die bezeichneten Fußwege einschlug. Als das Weib diesen so unkatholischen Fluch des angeblichen Chouan hörte, erbleichte sie. Sie betrachtete die Gamaschen und die Ziegenhäute der Contre-Chouans genauer, setzte sich auf den Boden, drückte den Knaben in ihre Arme und sagte: „Heilige Jungfrau von Auray, heiliger Labre, erbarme dich unser! Ich glaube

nicht, daß das von unsern Leuten sind, sie haben keine Nägel in den Schuhen."

„Laufe den untern Weg und warne Deinen Vater!" sagte sie zu dem Knaben, der wie ein gejagtes Reh durch das verwachsene Distelfeld setzte.

Fräulein von Verneuil hatte auf ihrem Wege keine der Abtheilungen der Chouans und der Blauen getroffen, die sich in dem Labyrinth der Felder verfolgten, welche Galoppe-Chopine's Hütte umgaben. Als sie den bläulichen Rauch erblickte, der aus dem halbverfallenen Kamin dieser traurigen Wohnung aufstieg, fühlte sie ihre Brust beengt, und alles Blut stieg ihr zum Herzen. Sie stand still, stützte sich mit der Hand auf einen Baumzweig und sah diesem aufsteigenden Rauch zu, der den Freunden und Feinden des royalistischen Anführers auf gleiche Weise zum Leuchtthurm dienen sollte. Noch nie hatte sie eine so tödtliche Beengung gefühlt.

„Ach! ich liebe ihn allzusehr," sagte sie mit einer Art Verzweiflung, „ich werde mich vielleicht heute nicht bemeistern können . . ."

Jetzt legte sie vollends den Weg zurück, der sie noch von der Hütte trennte. Der große Hund stürzte ihr bellend entgegen, aber auf ein einziges Wort von Galoppe-Chopine wedelte er mit dem Schwanze und schwieg.

Als das Fräulein in die Hütte eintrat, warf sie einen Blick um sich. Der Marquis war noch nicht da. Sie athmete jetzt leichter und bemerkte mit Vergnügen, daß der Chouan in dem einzigen schmutzigen Zimmer des Hauses einige Reinlichkeit hergestellt hatte. Galoppe-Chopine nahm seine Entenflinte, grüßte stillschweigend seinen Gast und entfernte sich mit seinem Hunde.

Das Fräulein trat auf die Schwelle und sah ihm nach; er schlug den Fußweg rechts ein. Bald darauf erblickte sie einen Mann, der mit der Schnelle eines Hirsches über die Feldthore und Hecken setzte.

„Das ist er!“ sagte sie.

Einfach gekleidet, wie ein Chouan, trug er seinen Tromblon im Bandelier hinten auf seiner Ziegenhaut, und ohne die Grazie seiner Bewegungen wäre er unkenntlich gewesen.

Das Fräulein gieng schnell in die Hütte zurück. Gleich darauf stand er vor ihr am Kamin, in dem ein helles Feuer brannte. Beide schwiegen, fürchteten sich anzublicken, oder nur eine Bewegung zu machen. Eine gleiche Hoffnung vereinigte ihre Gedanken, ein gleicher Zweifel trennte sie.

„Mein Herr,“ sagte endlich das Fräulein mit bewegter Stimme, „die Sorge für Ihre Sicherheit hat mich allein hieher geführt.“

„Meine Sicherheit?“ wiederholte er bitter.

„Ja,“ erwiederte sie, „so lange ich zu Fougères bleibe, steht Ihr Leben in Gefahr, und ich liebe Sie zu sehr, um nicht diesen Abend schon abzureisen. Suchen Sie mich also dort nicht weiter.“

„Fortgehen, mein lieber Engel, ich folge Dir!“

„Mir folgen? Wo denken Sie hin? Die Blauen!“

„Meine liebe Marie, was haben die Blauen und unsere Liebe mit einander zu schaffen!“

„Es scheint mir aber schwierig, daß Sie in Frankreich bei mir bleiben, und noch schwieriger, daß Sie es mit mir verlassen.“

„Ist denn für den, der liebt, etwas unmöglich?“

„Ja, ich glaube, es ist Alles möglich. Hatte ich doch den Muth, um Ihretwillen Ihnen zu entsagen!“

„Wie! Du hast Dich einem Wesen hingegeben, das Du nicht liebtest, und Du willst nicht das Glück eines Mannes machen, der Dich anbetet, dessen ganzes Leben Du ausfüllen wirst, und der Dir schwört, für immer nur Dein zu seyn? Marie, liebst Du mich?“

„Ja, ich liebe Dich!“

„So sey mein!“

„Haben Sie vergessen, daß ich die schändliche Rolle eines Freudenmädchens wieder aufgenommen habe? Wenn ich Sie fliehe, so geschieht es nur, damit nicht die Verachtung, welche mich treffen kann, auf Ihr Haupt zurückfalle. Ohne diese Furcht, vielleicht . . .“

„Wenn ich aber nichts fürchte?“

„Und wer bürgt mir dafür? Ich bin mißtrauisch, und wer wäre es nicht in meiner Lage? Wenn die Liebe, welche Sie mir einflößen, nicht dauerhaft ist, so muß sie wenigstens vollständig seyn, damit wir freudig die Ungerechtigkeit der Welt ertragen können. Was haben Sie für mich gethan? Sie verlangen nach mir. Glauben Sie dadurch hoch über denen zu stehen, die mich bis heute gesehen haben? Haben Sie für eine einzige vergnügte Stunde Ihre Chouans gewagt, ohne sich weiter darum zu kümmern, als ich um die ermordeten Blauen, nachdem Alles für mich verloren war? Und wenn ich Ihnen nun den Befehl ertheilte, allen Ihren Ideen, Ihren Hoffnungen, Ihrem König zu entsagen, der mir ein Dorn im Auge ist, und der sich vielleicht lustig über Sie macht, wenn Sie für ihn sterben? Ich aber weiß, daß ich für Sie mit der Hingebung eines Märtyrers sterben würde. Wenn ich verlangte, daß Sie dem ersten Consul Ihre Unterwerfung einschickten, damit Sie mir nach Pa-

ris folgen können; wenn ich forderte, daß wir nach Amerika überschiffen, um dort ferne von einer Welt zu leben, in der Alles eitel ist, damit ich dadurch erfahre, ob Sie mich um meiner selbst willen lieben, wie ich Sie? Mit einem Wort, wenn ich, statt mich zu Ihnen zu erheben, von Ihnen forderte, daß Sie sich bis zu mir herablassen sollen, was würden Sie thun?"

„Schweige, Marie, verläumde Dich nicht selbst! Armes Kind, ich habe Dich errathen! Wenn mein erstes Verlangen Leidenschaft geworden ist, so ist jetzt meine Leidenschaft Liebe. Herz meines Herzens, Du bist eben so edel, als Dein Name, eben so erhaben, als schön, und ich, ich fühle den stolzen Muth in mir, Dich der Welt aufzuzwingen. Meine Liebe zu Dir ist gränzenlos, und ich kann ohne Dich nicht mehr leben. Mein Leben würde mir zur Last seyn, wenn Du nicht immer bei mir wärest . . ."

„Wie, bei Ihnen?"

„Oh! Marie, willst Du mich denn nicht errathen?"

„Ah! Glauben Sie mir denn eine besondere Ehre zu erweisen, wenn Sie mir Ihre Hand, Ihren Namen anbieten?" sagte sie mit anscheinender Geringschätzung, wobei sie jedoch den Marquis fest in's Auge faßte, damit ihr der geringste seiner Gedanken nicht entgehe. „Und wissen Sie

gewiß, daß Sie mich in sechs Monaten noch lieben werden? Was wäre dann meine Zukunft? Nein, nein, eine Maitresse ist das einzige Weib, welche der Gefühle eines Mannes gewiß ist, denn die Pflicht, die Gesetze, das Urtheil der Welt, das Interesse der Kinder, sind nicht ihre betrübten Helfer, und wenn sie den Mann zu fesseln weiß, so findet sie in seiner Liebe ein Glück, das sie den Hohn der Welt vergessen läßt. Ihr Weib seyn, auf die Gefahr, Ihnen eines Tages zur Last zu werden! Ich ziehe dieser Furcht eine vorübergehende, aber wahre Liebe vor, wären auch Elend und Tod ihr Ende. Ja, ich könnte, besser als jede andere, eine tugendhafte Mutter, eine treue Gattin seyn, aber um solche Gefühle in der Seele eines Weibes zu unterhalten, darf ein Mann sie nicht in einem Anfall von Leidenschaft heirathen. Und weiß ich denn selbst, ob Sie mir morgen noch gefallen werden? Nein, ich will Sie nicht unglücklich machen, ich verlasse die Bretagne, ich kehre nach Fougères zurück, und Sie werden mich dort nicht aufsuchen . . .“

„Wenn Du übermorgen auf den Felsen des heiligen Sulpicius Morgens Rauch aufsteigen siehst, so werde ich am Abend bei Dir seyn, als Geliebter, als Gatte, als was Du mich haben willst. Ich trotze allen Gefahren.“

„Du liebst mich also von Herzen,“ sagte sie liebetrunken, „daß Du so Dein Leben wagst?“

Er betrachtete sie schweigend, sie schlug die Augen nieder; aber er las in ihrem glühenden Gesicht ein dem seinigen ähnliches Verlangen, und er breitete die Arme nach ihr aus. Sie sank trunken an seine Brust. Kaum aber ruhte einen Augenblick ihr Kopf auf seiner Schulter, als sich von außen ein leichtes Geräusch hören ließ. Sie entriß sich seinen Armen und eilte aus der Hütte.

Sie erblickte den Sergeanten Schönfuß und gab ihm ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Soldat verstand sie sogleich, kehrte um und that, als ob er nichts gesehen hätte.

Jetzt gieng sie in das Zimmer zurück, legte den Finger auf den Mund und ermahnte durch dieses Zeichen den Marquis zum tiefsten Stillschweigen.

„Sie sind da!“ sagte sie leise mit schreckenbleichem Gesicht.

„Wer?“

„Die Blauen!“

„Ah! Ich werde nicht sterben, ohne zuvor . . .“

Sie beobachteten jetzt aus dem Zimmer Alles, was um sie her vorgieng, ohne sich selbst sehen zu lassen. Der Marquis erblickte Gudin an der Spitze von zwölf Mann, welche den Abhang

des Couesnon-Thales besetzt hielten; er wandte sich gegen die umzäunten Felder, das nächste Feldthor war von sieben Soldaten besetzt; jetzt stieg er auf das Ciderfaß, das im Zimmer lag, und stieß das Dach ein, um hinaufzusteigen; aber er zog schnell seinen Kopf zurück, denn Hulot mit seinen Leuten stand auf der Höhe und schnitt ihm den Weg nach Fougères ab.

Der Marquis sah das Fräulein an. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Gehen Sie zuerst hinaus," sagte er, „Sie werden mich gegen den ersten Anlauf decken."

Sie stellte sich mechanisch vor die Thüre, während der Marquis den Hahn seines Tromblon spannte. Hierauf maß er mit den Augen den Raum zwischen der Thürschwelle und dem Feldthor, warf sich plötzlich auf die sieben Blauen, feuerte ihnen die Ladung seines Tromblon in's Gesicht und bahnte sich einen Weg mitten durch sie hin. Die drei Haufen der Feinde stürzten auf das Feldthor zu, über welches der royalistische Anführer gesprungen war, und sahen ihn mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Feld hin enteilen.

„Feuer! Feuer! In's Teufels Namen! Feuer, wenn Ihr Franzosen seyd!" rief der Oberst mit donnernder Stimme.

Alle Abtheilungen gaben eine allgemeine Sal-

ve, aber in der Eile hatten sie schlecht gezielt, und keine Kugel traf.

Der Marquis war schon am Ende des ersten eingezäunten Feldes, aber in dem Augenblicke, als er über die zweite Umzäunung sprang, hatte ihn Gudin, der ihm mit nicht geringerer Geschwindigkeit nachgeeilt war, beinahe erreicht. Als der Marquis seinen Gegner hinter sich hörte, beschleunigte er seinen Lauf; gleichwohl kamen Beide fast zur nämlichen Zeit am Feldthore an. Jetzt warf der Marquis seinen Tromblon so geschickt an Gudin's Kopf, daß dadurch sein Lauf aufgehalten wurde.

Bei'm dritten Feldthore bückte sich Gudin, um etwas aufzuheben, und ließ dadurch den Marquis, der ihm absichtlich seine Brieftasche zugeworfen hatte, einen Vorsprung gewinnen. Jetzt, als beide Läufer sich einem kleinen Gehölze näherten, zog sich Gudin schnell zurück und barg sich hinter einem Apfelbaum. Nun traten plötzlich etliche zwanzig Chouans, die bisher nicht geschossen hatten, aus Furcht, ihren Anführer zu treffen, aus dem Walde, und der Baum, hinter welchem Gudin stand, wurde von Kugeln durchlöchert. Nun rückte der Oberst mit seinem ganzen Haufen vor, um Gudin zu retten, der unbewaffnet war und von Baum zu Baum zurückgieng, indem er jedesmal den Au-

genblick benützte, wo die Jäger des Königs ihre Gewehre wieder luden. Seine Gefahr war nur kurz. Die Contre=Chouans, mit den Blauen vermischt, eilten ihm zu Hülfe. Jetzt erblickte Gudin seinen Gegner, der ganz erschöpft auf einem Baumstamme saß; er verließ seine Kameraden, die hinter einer Hecke vor auf die Chouans schossen, wandte sich seitwärts und stürzte mit ungeheurer Schnelligkeit auf den Marquis los. Die Chouans stießen ein großes Geschrei aus, um dadurch ihren Anführer zu warnen. Zu gleicher Zeit schossen sie mit gutem Erfolg auf ihre Gegner. Die Contre=Chouans sprangen nun muthig über die Hecke und rückten ihren Gegnern auf den Leib.

Die Chouans schlugen jetzt einen Weg ein, der längs dem Felde hinlief, in welchem das Gefecht geliefert worden war, und bemächtigten sich der Anhöhe, welche der Oberst unklugerweise verlassen hatte. Hier setzten sie sich zwischen den Felsen fest, von wo sie ohne Gefahr auf ihre Gegner feuern konnten, wenn diese etwa eine Bewegung machten, sie anzugreifen.

Während der Oberst, von einigen Soldaten begleitet, langsam auf das Gehölze zugieng, um Gudin dort zu suchen, blieben seine Leute zurück, um die gefallenen Chouans zu plündern und die noch Lebenden vollends niederzumachen, denn

in diesem blutigen Bürgerkriege machten die beiden Partheien keine Gefangene. Da der Marquis gerettet war, so erkannten die Chouans und die Blauen gegenseitig die Stärke ihrer Stellungen und die Nutzlosigkeit eines ferneren Kampfes, so daß beide Theile nur auf ihren Rückzug dachten.

„Wenn mir dieser junge Mann da verloren ist," sagte der Oberst, indem er den Wald aufmerksam durchsuchte, „so will ich keinen Freund mehr haben."

„Ah! Ah!" sagte einer der Contre-Chouans, indem er einen Todten plünderte, „da ist ein Vogel, der gelbe Federn hat."

Mit diesen Worten wieß er seinen Kameraden einen mit Goldstücken angefüllten Beutel, den er in der Tasche eines dicken schwarzgekleideten Mannes gefunden hatte.

„Was hat er denn da?" rief ein Anderer aus und zog aus dem Ueberrocke des Verstorbenen ein Brevier heraus.

„Das ist geweihtes Brod, es ist ein Priester!" fuhr er fort und warf das Brevier auf den Boden.

„Der Dieb, er macht uns bankerutt," sagte ein Dritter, der bei einem andern Chouan nur zwei Sechslivresthaler fand.

„Aber er hat ein paar treffliche Schuhe,"

fiel ein Soldat ein und schickte sich an, sie ihm auszuziehen.

„Du bekommst sie, wenn sie auf Dein Loos fallen," erwiederte ihm der erste Contre-Chouan, indem er sie von den Füßen des Todten riß und auf den Haufen der gemeinschaftlichen Beute warf.

Ein vierter Contre-Chouan nahm das Geld in Empfang, um es auszutheilen, wann alle Leute der Abtheilung beisammen seyn würden.

Als der Oberst mit seinem jungen Adjutanten zurückkam, fand er etliche zwanzig Soldaten und etliche dreißig Contre-Chouans um eilf feindliche Todte versammelt.

„Soldaten," rief ihnen der Oberst mit ernster Stimme zu, „ich verbiete Euch, diese Lumpen zu theilen. In Reihe und Glied, und das schnell!"

„Mein Oberst," sagte ein Soldat, indem er auf seine Schuhe deutete, aus denen die fünf Zehen hervorsahen, „was das Geld betrifft, so will ich keines, aber diese Schuhe da würden trefflich an meinen Fuß passen."

„Du willst englische Schuhe an Deinen Füßen?" fragte der Oberst."

„Oberst," sagte nun einer der Contre-Chouans, „wir haben es während des ganzen Krieges so gehalten, und die Beute getheilt."

„Was Euch betrifft, so hindere ich Euch nicht, Eurem Gebrauche zu folgen,“ versetzte der Oberst in hartem Tone.

„Hier, Gudin, da ist eine Börse mit drei Louisd'or.“ — „Du hast Dich angestrengt, und Dein Oberst wird nichts dagegen haben, daß Du sie nimmst,“ sagte einer der Landsleute des Adjutanten.

„Das ist meines Oheims Börse!“ rief der junge Mann erbleichend aus.

So erschöpft er auch war, so trat er doch auf den Leichenhaufen zu, und der erste Leichnam, der sich seinen Blicken darbot, war gerade der seines Oheims; aber kaum hatte er das röthlich-blaue Gesicht, die schlaffen Arme und die tödtliche Wunde gesehen, so rief er mit einem erstickten Schrei aus: „Fort von hier! Laßt uns gehen!“

Sie setzten sich in Marsch. Der Oberst reichte seinem jungen Freunde den Arm und sagte, in der Meinung, ihn zu trösten: „Nun, er war doch nur ein Feind der Republik!“

„Aber er ist todt, er ist gestorben!“ erwiederte Gudin. „Er war mein einziger Verwandter. Er liebte mich. Wäre der König zurückgekommen, und hätte das ganze Land meinen Kopf gefordert, so würde mich der gute Mann unter seinem Priesterrock verborgen haben.“

„Der Einfaltspinsel!“ sagten die Contre-Chouans, die zurückgeblieben waren, um die Beute zu theilen; „der gute Mann ist reich, und so hat er nun keine Zeit gehabt, ein Testament zu machen, wodurch er seinen Neffen enterbt hätte!“

Nachdem die Beute getheilt war, folgten die Contre-Chouans der Abtheilung der Blauen nach.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Eine furchtbare Unruhe zog in Galoppe-Chopine's bisher so sorglose Hütte ein. Barbette und ihr Junge, beide mit Futter für das Vieh beladen, kamen Abends in ihre Wohnung zurück. Sie suchten vergebens mit den Augen den Mann und Vater. Der Heerd ohne Feuer, die Stille, die Dunkelheit, Alles verkündete ihnen ein Unglück.

Barbette zündete ein helles Feuer und zwei Harzlichter an. Sie horchte auf das mindeste Geräusch; oft getäuscht durch einen Windstoß, gieng sie unter die Thüre ihrer ärmlichen Hütte und kam ganz traurig zurück, da sie Niemand fand. Sie reinigte zwei Krüge, füllte sie

mit Cider und stellte sie auf die lange nußbaumene Tafel. Sie sah wiederholt ihren Knaben an, der Waizenfladen auf den Kohlen fertig machte, aber sie vermochte nicht zu sprechen. Einen Augenblick hafteten die Augen des Knaben auf den beiden Nägeln, an welchen die Entenflinte seines Vaters zu hängen pflegte, und Barbette stieß einen Seufzer aus, als sie die Stelle leer sah. Die Stille wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Brüllen der Kühe und durch die Tropfen, die periodisch von dem Ciderfaß auf den Boden fielen. Das arme Weib bereitete seufzend eine Suppe aus Milch, Waizenfladen und gekochten Kastanien.

„Sie haben sich in dem Feldstücke geschlagen, das zu Benaudiere gehört," sagte der Junge.

„So geh' und sehe dort nach."

Der Junge sprang fort, sah im Mondschein den Leichenhaufen, fand seinen Vater nicht darunter und kam freudig pfeifend zurück, weil er einige Fünffrankenstücke aufgelesen hatte, welche die Sieger verloren und unter die Füße getreten hatten.

Er fand seine Mutter auf einem Schemel am Feuer sitzend und mit Spinnen beschäftigt. Er machte seiner Mutter, die an nichts Glückliches zu glauben wagte, ein verneinendes Zeichen; dann legte er sich nieder, nachdem er ein

Gebet an die heilige Jungfrau von Auray gemurmelt hatte.

Als es Tag war, stieß Barbette, die nicht geschlafen hatte, einen Freudenschrei aus, denn sie hörte von ferne das Geräusch schwerer Nagelschuhe, und bald darauf trat Galoppe-Chopine in das Zimmer.

„Gelobt sey der heilige Labre, dem ich eine schöne Wachskerze versprochen habe, der Bursche ist gerettet! Vergiß nicht, daß wir jetzt dem Heiligen drei Kerzen schuldig sind!“ sagte Galoppe-Chopine im Eintreten.

Nach diesen Worten faßte er einen Ciderkrug und trank ihn aus, ohne abzusetzen. Nachdem ihm sein Weib die Flinte abgenommen und die Suppe vorgesetzt hatte, sagte er, an das Feuer rückend: „Wie sind denn die Blauen und die Contre-Chouans daher gekommen? Man schlug sich zu Florigny. Wer Teufels hat ihnen verrathen, daß der Bursche bei uns war? Es wußte ja Niemand darum, als er, seine schöne Burschin, und wir Beide.“

Das Weib erbleichte.

„Die Contre-Chouans,“ erwiederte sie zitternd, „haben mich überredet, daß sie Bursche von Saint-Georges seyen, und ich sagte ihnen dann, wo der Bursche war.“

Jetzt erblaßte auch Galoppe-Chopine und ließ sein Teller am Rand des Tisches stehen.

„Ich habe Dir unsern Jungen geschickt, um Dich zu warnen, er hat Dich nicht gefunden,“ sagte Barbette mit Entsetzen im Ton und Blicke.

Der Chouan stand auf und schlug sein Weib so gewaltsam, daß sie todtenbleich auf das Bett zurücksank.

„Verfluchtes Weib,“ rief er, „Du bist mein Tod!“

Gleich darauf aber faßte er sie wieder in seine Arme und schrie ihr in die Ohren: „Barbette! Barbette! Heilige Jungfrau, ich habe meine Hand zu schwer gemacht!“

„Glaubst Du,“ fragte sie, die Augen wieder öffnend, „daß Bodenfest es wisse?“

„Der Bursche,“ sagte der Chouan, „hat zu untersuchen befohlen, woher diese Verrätherei komme.“

„Hat er es Bodenfest aufgetragen?“

„Pillemiche und Bodenfest waren zu Florigny.“

Jetzt athmete Barbette leichter.

„Wenn sie ein Haar auf Deinem Haupte berühren,“ sagte sie, „so werde ich ihr Glas mit Essig spülen.“

„Oh! ich habe keinen Hunger mehr!“ rief Galoppe-Chopine traurig aus.

Sein Weib schob den andern Ciderkrug vor ihn hin, aber er nahm es nicht einmal wahr. Da entfielen zwei dicke Thränentropfen den Augen des Weibes und rollten über ihre gefurchten Wangen herab.

„Höre, Weib, Du mußt morgen frühe auf dem Felsen Sanct Sulpicius Reisach zusammenlesen und ein Feuer anmachen. Das ist das zwischen dem Burschen und dem alten Pfarrer von Saint-Georges festgesetzte Signal.“

„Er geht also nach Fougères?“

„Ja, zu seiner schönen Burschin! Ich hatte heute deßhalb zu laufen! Ich glaube gar, er wird sie heirathen und entführen; er hat mir befohlen, Pferde zu miethen und sie auf der Straße nach Saint-Malo zu vertheilen.“

Galoppe-Chopine, ermüdet wie er war, legte sich auf einige Stunden zur Ruhe und gieng dann wieder fort, seine Aufträge zu besorgen. Am andern Morgen kehrte er in seine Hütte zurück, nachdem er die von dem Marquis ihm übertragenen Geschäfte pünktlich vollzogen hatte. Als er erfuhr, daß Bodenfest und Pillemiche sich noch nicht gezeigt hatten, beruhigte er sein Weib, die nun ganz unbesorgt auf den Felsen Sanct Sulpicius gieng, auf des-

sen Gipfel sie den Tag zuvor Reisbüschel zugerichtet und mit Ginster bedeckt hatte. Sie nahm ihren Jungen mit sich, der in einem zerbrochenen Holzschuh glühende Kohlen trug.

Kaum hatten sich sein Weib und sein Knabe entfernt, so hörte Galoppe-Chopine zwei Menschen über das Eingangsthor seines Feldes springen.

Das ist Pillemiche und Bodenfest! dachte er schaudernd.

Bald erschienen wirklich diese Beiden im Zimmer.

„Guten Morgen, Galoppe-Chopine!“ sagte Bodenfest mit ernstem Wesen.

„Guten Morgen, Herr Bodenfest!“ erwiederte demüthig Galoppe-Chopine. „Wollt Ihr einen Schluck Cider nehmen? Ich habe auch Waizenfladen und frische Butter.“

„So etwas läßt sich annehmen, Vetter!“ erwiederte Pillemiche.

Dieser Anfang hatte nichts Furchtbares. Galoppe-Chopine füllte aus seinem Faß drei Krüge, während Bodenfest und Pillemiche an den langen Tisch saßen und ihren Waizenfladen mit Butter bestrichen. Galoppe-Chopine setzte die Ciderkrüge vor seine Gäste und nun aßen und tranken die drei Chouans miteinander. Von Zeit zu Zeit warf jedoch Galoppe-

Chopine einen besorgten Blick auf Bodenfest, den er eifrig mit Essen und Trinken bediente.

„Gieb mir Deine Tabacksdose!“ sagte Bodenfest zu Pillemiche.

Der Chouan nahm mehrere starke Prise und schnupfte heftig, als ob er sich zu irgend einer ernsten Handlung stärken wollte.

„Es ist kalt,“ sagte Pillemiche und schloß den oberen Theil der Thüre.

Galoppe-Chopine hatte die Krüge zum zweitenmal gefüllt und stellte sie vor seine Gäste hin. Sie weigerten sich zu trinken, legten ihre großen Hüte ab und nahmen auf einmal ein feierliches Wesen an. Ihre Geberden und die Blicke, welche sie sich zuwarfen, erfüllten Galoppe-Chopine mit Schrecken; er glaubte Blut unter ihren rothen Mützen zu sehen.

„Bringe uns Dein Beil!“ sagte Bodenfest.

„Was wollt Ihr denn damit machen, Herr Bodenfest?“

„Vetter, was fragst Du?“ erwiederte Pillemiche und faßte seine Tabaksdose, die ihm sein Spießgeselle zurückgab, fester. „Du bist verurtheilt!“

Bei diesen Worten erhoben sich die beiden Chouans zumal und ergriffen ihre Büchsen.



„Herr Bodenfest, ich habe nichts von dem Burschen verrathen."

„Bringe uns Dein Beil!" erwiederte der Chouan.

Der unglückliche Galoppe-Chopine wankte gegen die plumpe Bettlade, in welcher sein Knabe schlief, und drei Fünffrankenstücke rollten auf den Boden. Pillemiche las sie auf.

„Oh! Oh!" rief Bodenfest aus. „Die Blauen haben Dir ganz neue Thaler gegeben."

„Bei der heiligen Jungfrau von Auray und bei'm heiligen Labre, ich habe nichts verrathen! Barbette hat die Contre-Chouans für die Bursche von Saint-Georges gehalten, das ist Alles!"

„Warum sprichst Du von Geschäften mit Deinem Weibe?" erwiederte Bodenfest barsch.

„Und überhaupt, Vetter," fiel Pillemiche ein, „verlangen wir keine Gründe von Dir, sondern Dein Beil. Du bist verurtheilt!"

Bodenfest gab jetzt ein Zeichen, und beide Chouans zumal ergriffen ihr Schlachtopfer. Als Galoppe-Chopine sich in ihren Händen sah, sanken ihm Kraft und Muth, er fiel auf die Kniee nieder und hob verzweiflungsvoll seine Hände zu seinen Henkern empor.

„Meine lieben Freunde, mein guter Vetter,"

rief er wehmüthig aus, „was soll aus meinem Weib und meinem Kinde werden?“

„Ich werde für sie sorgen,“ antwortete Bodenfest.

„Meine theuren Kameraden,“ fuhr er weinend fort, „ich bin nicht gefaßt zum Tode. Wollt Ihr mich ohne Beichte sterben lassen? Ihr habt das Recht, mein Leben zu nehmen, aber die ewige Seligkeit dürft Ihr mir nicht rauben.“

„Das ist billig,“ sagte Bodenfest und sah Pillemiche an.

Die beiden Chouans waren einen Augenblick in großer Verlegenheit nnd wußten nicht, wie sie diese Gewissenszweifel lösen sollten. Galoppe-Chopine horchte auf das geringste Geräusch, das der Wind machte, als ob er auf irgend einen Retter hoffte. Plötzlich faßte ihn sein Vetter am Arm, zog ihn in einen Winkel und sagte: „Beichte mir Deine Sünden! Ich werde sie einem Priester der wahren Kirche wieder sagen; er wird mir die Absolution ertheilen, und wenn Büßungen auferlegt werden, so will ich sie in Deinem Namen verrichten.“

Galoppe-Chopine gewann einige Zeit durch die Art, womit er seine Sünden beichtete, aber trotz der Zahl und Umstände der Verbrechen, deren er sich anklagte, gelangte er doch zuletzt an's Ende seines Rosenkranzes.

„Ach!“ sagte er am Schlusse, „Alles wohl erwogen, mein Vetter, weil ich zu Dir als einem Beichtvater spreche, schwöre ich Dir bei Gott, daß ich mir nicht viel weiter vorzuwerfen habe, als daß ich hie und da mein Brod etwas zu dick mit Butter bestrich, und ich rufe den heiligen Labre, der hier über meinem Kamin ist, zum Zeugen an, daß ich nichts von dem Burschen ausgesagt habe. Nein, meine lieben Freunde, ich bin kein Verräther!“

„Schon gut, Vetter, stehe nur auf! Du kannst Alles das dem lieben Gott sagen!“

„Laßt mich nur meiner Barbette ein paar Worte zum Abschied sagen . . .“

„Auf!“ erwiederte Bodenfest, „und wenn Du willst, daß man Dir nicht mehr thue, als nöthig ist, so betrage Dich als ein wackerer Bretagner, und mache es kurz!“

Jetzt faßten ihn die beiden Chouans auf's neue und legten ihn auf die Bank nieder. Der arme Mensch gab keine andern Zeichen des Widerstandes von sich, als jene, durch den animalischen Instinct hervorgebrachten convulsivischen Bewegungen, die alsbald aufhörten, nachdem der schwere Schlag des Beils ertönt hatte. Sein Kopf wurde mit einem Streiche abgehauen. Bodenfest nahm das blutige Haupt an den Haaren, gieng aus der Hütte, suchte und fand am

Eingang einen großen Nagel, befestigte den Kopf daran und ließ ihn hängen, ohne ihm nur die Augen zu schließen.

Die beiden Chouans wuschen sich in einem großen Becken ohne Uebereilung und mit großer Ruhe die Hände, setzten ihre Hüte auf, nahmen ihre Büchsen zur Hand und entfernten sich, indem sie über die Umzäunung sprangen.

In diesem Augenblicke kehrte Barbette, mit dem Knaben an der Hand, vom Felde zurück. Als sie in den Hof kam, fuhr sie auf einmal zurück und stieß einen dumpfen Schrei aus.

„Was ist Dir denn, Mutter?“ fragte der Knabe.

„Gehe allein!“ erwiederte das Weib und stieß ihn von sich, „Du hast weder Vater noch Mutter mehr!“

Der Knabe rieb sich schreiend die Schulter, blickte auf und sah das an dem Nagel hängende Haupt seines Vaters. Sein frisches, lachendes Gesicht zog sich krampfhaft zusammen. Er öffnete seine großen Augen und starrte mit einem stupiden Wesen, das keine Rührung verrieth, den blutigen Kopf seines Vaters an, bis zuletzt seine durch Unwissenheit thierisch gewordenen Züge gar eine wilde Neugierde ausdrückten.

Plötzlich faßte Barbette die Hand des Knaben, drückte sie heftig und zog ihn mit sich

zu die Hütte. Während Pillemiche und Bodenfest Galoppe-Chopine auf die Bank niedergelegt hatten, war einer seiner Schuhe unter seinen Hals gefallen und hatte sich ganz mit Blut angefüllt, und dieser Schuh war der erste Gegenstand, welcher der Wittwe in die Augen fiel.

„Ziehe Deinen Schuh aus!“ sagte sie zu dem Knaben. „Stelle Deinen Fuß da hinein! So! Und jetzt,“ rief sie ihm mit dumpfer Stimme zu, „vergiß nie Deines Vaters blutigen Schuh, und so oft Du einen Schuh an Deinen Fuß ziehst, denke an den mit dem Blute Deines Vaters gefüllten Schuh, das die Chouans vergossen haben! Tödte, tödte, tödte die Chouans!“

Sie schüttelte jetzt ihr Haupt so krampfhaft, daß die Flechten ihres schwarzen Haares auf ihren Hals herabfielen und ihrem Gesicht einen düstern, gespensterartigen Ausdruck gaben.

„Ich nehme,“ fuhr sie fort, „den heiligen Labre zum Zeugen, daß ich Dich den Blauen weihe! Du sollst Soldat werden, um Deinen Vater zu rächen! Tödte, tödte die Chouans! Sie haben das Haupt meines Mannes genommen, ich will das des Burschen den Blauen geben!“

Sie sprang mit einem Satze auf das Bett, nahm aus einem Versteck einen Geldsack zu sich, faßte die Hand ihres erstaunten Knaben, zog ihn heftig mit sich fort, ohne ihm Zeit zu lassen,

seinen Holzschuh anzuziehen, und Beide eilten mit schnellen Schritten Fougères zu, ohne daß eines von Beiden den Kopf nach ihrer verlassenen Hütte zurückwandte.

Nachdem sie auf dem Gipfel des Felsen Sanct Sulpicius angekommen waren, schürte Barbette das Reisachfeuer, und ihr Knabe half ihr grüne Distel darauf werfen, um dadurch den Rauch dichter zu machen.

„Dein Vater ist todt, und wann dieses Feuer ausgebrannt hat, so wird auch der Bursche sterben!“ sagte das Weib in wildem Tone, indem sie das Haupt des Knaben der Flamme zukehrte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Während die Wittwe des Galoppe-Chopine und sein Sohn mit dem blutigen Fuß mit einem düstern Ausdruck der Rache und Neugier den Rauch des Feuers aufsteigen sahen, hatte Fräulein von Verneuil die Augen auf denselben Felsen geheftet und suchte, jedoch vergebens, das von dem Marquis angekündigte Signal zu entdecken, denn ein dicker Nebel hatte die ganze Gegend unter seinen Schleier gelegt.

Seit zwei Tagen hatten sich ihre Ideen seltsam geändert. Die herben und ordnungslosen Ausbrüche ihrer Leidenschaften waren allmählig dem Einfluß einer gleichen Temperatur gewichen, welche die wahre Liebe dem Leben gibt. Die Gewißheit, geliebt zu seyn, welche sie durch so viele Gefahren erkauft hatte, erzeugte in ihr den Wunsch, in die socialen Verhältnisse zurückzukehren, welche das Glück heiligen, und aus welchen sie bloß aus Verzweiflung herausgetreten war. Nur kurze Zeit lieben, schien ihr Ohnmacht. Dann sah sie sich mit einem Schlage aus der Hefe der Staatsgesellschaft, wohin das Unglück sie geschleudert hatte, wieder in den hohen Rang versetzt, auf den sie ihr Vater eine Zeitlang gestellt hatte. Ihre Eitelkeit, durch die grausamen Wechselfälle einer verzweifelten Leidenschaft auf einen Augenblick unterdrückt, wachte wieder auf und ließ sie alle Annehmlichkeiten einer hohen Stellung erkennen. Gewissermaaßen geborene Marquise, jetzt Gattin des Marquis von M o n t a u r a n, kehrte sie in die ihr eigenthümliche Sphäre zurück. Nachdem sie die Wechsel eines abentheuerlichen Lebens erfahren hatte, konnte sie besser, als ein anderes Weib, die Größe der Gefühle des Familienlebens würdigen, und die Ehe, die Muttersorgen, waren für sie weniger eine mühsame Pflicht, als eine angenehme Ruhe. Nach so vie-

len Stürmen erschien ihr dieses ruhige, tugendhafte Leben lieblich, gleichwie ein der Tugend müdes Weib einen Blick der Begehrlichkeit auf eine unerlaubte Leidenschaft werfen kann. Die Tugend wurde für sie eine neue Verführung.

„Vielleicht," sagte sie, von dem Fenster zurücktretend, ohne den Rauch auf dem Sanct Sulpicius-Felsen erblickt zu haben, „vielleicht war ich allzukokett mit ihm, aber ich habe dadurch erfahren, wie sehr er mich liebt. Francine, es ist kein bloßer Traum mehr! Diesen Abend noch werde ich Marquise von Montauran seyn. Was habe ich denn gethan, eines solchen Glückes werth zu seyn! Oh! Ich liebe ihn, und Liebe allein kann Liebe bezahlen. Vielleicht will Gott mich belohnen, daß ich mir mitten im Elend so viel Herz bewahrt habe, vielleicht will er meinen Leiden ein Ende machen, denn er und Du allein wissen, was ich gelitten habe."

„Diesen Abend Marquise von Montauran! Sie, Marie! So lange es nicht wirklich geschehen ist, werde ich es für einen Traum halten! Wer hat ihm denn gesagt, welchen inneren Werth Sie haben!"

„Mein liebes Kind, er hat nicht bloß schöne Augen, sondern auch ein Herz! Wenn Du ihn

in der Gefahr gesehen hättest, wie ich, den muthigen Mann!“

„Wenn Sie ihn so sehr lieben, warum leiden Sie dann, daß er nach Fougères kommt?“

„Hatten wir denn Zeit, uns noch ein Wort zu sagen, als wir überfallen wurden! Ist das übrigens nicht ein Beweis seiner Liebe! Und kann man je Beweise genug haben! Inzwischen frisire mich!“

„Du hast Recht, Francine!“ fuhr das Fräulein fort, „ich wünsche, wie Du, daß diese Heirath vorbei wäre. Dieser Tag ist der letzte meiner düstern Lebenstage, er geht schwanger mit meinem Glück oder mit meinem Tode. Dieser verdammte Nebel!“ fügte sie hinzu und blickte zornig zu dem noch immer verhüllten Gipfel des Sanct Sulpicius-Felsen hinauf.

Jetzt fieng sie in ihrer Ungeduld an, das Zimmer zu ordnen: „Francine, nimm allen den unnützen Kram auf dem Kamin dort weg und lasse bloß die Standuhr und die Vasen, in die ich selbst die Blumen ordnen werde, welche mir Corentin in diesem Neste aufzutreiben wußte. Alle Stühle hinaus! Ich will nur das Canapée und einen Lehnstuhl hier haben. Bürste den Teppich, stecke Wachskerzen in die Leuchter . . .“

Zwanzigmal hob das Fräulein den Vorhang

auf, in der Hoffnung, auf der Höhe des Felsen den Rauch aufsteigen zu sehen, aber der Nebel wurde von Minute zu Minute dichter. Endlich ließ sie verdrießlich den Vorhang fallen und gelobte sich, ihn nimmer zu heben.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Bist Du dessen gewiß, was Du mir da sagst, Alte?“ sagte der Oberst zu Barbette, die ihm, als sie durch das Thor von Fougères gieng, begegnet war und ihn angeredet hatte.

„Habt Ihr Augen? Thut sie auf! Schaut nach dem Felsen des heiligen Sulpicius!“

Corentin, der daneben stand, erhob seine Augen in der Richtung, welche ihm der Finger des Weibes anzeigte, und da eben der Nebel sich zu lichten begann, konnte er deutlich die Rauchsäule aufsteigen sehen, von welcher Barbette gesprochen hatte.

„Aber wann wird er kommen? He, Alte! Diesen Abend oder diese Nacht?“

„Das weiß ich nicht, mein guter Mann!“

„Warum verräthst Du deine Parthei?“ fragte der Oberst, nachdem er die Bäurin einige Schritte von Corentin weggezogen hatte.

„Ach! gnädiger Herr General! Seht einmal den Fuß meines Jungen an. Er ist in dem Blute meines Mannes gebadet, den die Chouans getödtet haben, vor Euren Ehren zu melden, wie ein Kalb, um ihn für die drei Worte zu strafen, die Ihr mir vorgestern von den Lippen gerissen habt, als ich im Felde arbeitete. Nehmt meinen Knaben, da Ihr ihm Vater und Mutter geraubt, aber macht aus ihm einen ächten Blauen, mein guter Mann, und daß er viele Chouans tödten möge. Seht, da sind siebenhundert Thaler, hebt sie ihm auf! Wenn er sie spart, wird er weit damit kommen, sein Vater hat zwölf Jahre daran gesammelt."

Der Oberst betrachtete mit Verwunderung dieses Weib; sie war blaß wie der Tod und ihre Augen thränenlos.

„Aber Du," sagte er, „Du, die Mutter, was soll aus Dir werden? Es ist besser, wenn Du dieses Geld behältst."

„Ich," erwiederte sie und schüttelte traurig das Haupt, „ich bedarf nichts mehr! Und wenn Ihr mich auf den untersten Grund des Melusinen-Thurms" (hier deutete sie auf einen der Thürme des Schlosses) „versteckte, die Chouans würden mich doch finden und tödten!"

Sie umarmte ihren Knaben mit einem Ausdruck schmerzlicher Gefühle, sah ihn an, trocknete

ein paar Thränen, die in ihrem Auge perlten, sah ihn wieder an, und war verschwunden.

„Oberst," sagte Corentin, „das ist einer jener Vorfälle, die, um sie auszubeuten, eher zwei gute Köpfe fordern, als einen. Wir wissen Alles und wissen doch nichts. Jetzt gleich das Haus des Fräulein von Verneuil bewachen lassen, hieße sie zu unserer Gegnerin machen. Wir Alle, Du, ich, Deine Contre-Chouans und Deine beiden Bataillone, sind diesem Weibe nicht gewachsen, wenn sie sich in den Kopf setzt, ihren Ci-devant zu retten. Der Marquis ist ein Hofmann und mithin verschmitzt, er ist jung und hat Muth. Wir können uns seiner Person nicht bemächtigen, wann er in die Stadt hereinkommt. Vielleicht ist er auch schon da. Haussuchungen machen? Das ist abgeschmackt! Man plagt die Einwohner und erfährt nichts!"

„Ich gehe," sagte der Oberst ungeduldig, „um der Schildwache vom Sanct Leonhardsthor den Befehl zu geben, drei Schritte weiter zu machen, damit sie sehen kann, wer bei der Dame aus- und eingeht. Ich werde mit jeder Schildwache ein Zeichen verabreden; ich werde auf der Wachstube bleiben, und wann man mir melden wird, daß irgend ein junger Mann einpassirt sey, so nehme ich einen Corporal und vier Mann, und . . ."

„Und," unterbrach Corentin den ungestümen Soldaten, „und wenn dieser junge Mann nicht der Marquis ist, und wenn der Marquis nicht zum Thor hereinkommt, und wenn er schon bei dem Fräulein ist, und wenn .... und wenn ..."

Corentin betrachtete den Oberst mit einer Miene von Ueberlegenheit, die etwas so Unverschämtes hatte, daß der alte Soldat ausrief: „Tausend Donnerwetter! Geh' zum Teufel, Du Höllenbürger! Was geht mich das Alles an? Wenn dieser Schmetterling sich in eine meiner Wachstuben verfliegt, so muß ich ihn freilich erschießen lassen; wenn ich erfahre, daß er in einem Hause ist, so muß ich es freilich umringen, ihn greifen und niederschießen lassen. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich mir das Hirn verrücke, um meine Uniform zu beschmutzen!"

„Oberst, die Ordre der drei Minister befiehlt Dir, dem Fräulein von Verneuil Folge zu leisten."

„Bürger, sie mag selbst kommen, dann werde ich sehen, was ich zu thun habe."

„Wohl, Bürger!" erwiederte Corentin hochtrabend, „sie wird nicht säumen. Sie selbst wird Dir Stunde und Augenblick sagen, wann der Ci-devant hereingekommen ist. Vielleicht

wird sie nicht eher ruhig seyn, bis sie Dich die Schildwachen um ihr Haus hat aufstellen sehen."

„Der Teufel ist ein Mensch geworden!" sagte schmerzlich der alte ehrliche Soldat und blickte Corentin nach, der zum Sanct Leonhardsthor hineingieng.

„Er wird mir den Bürger Montauran, an Händen und Füßen geknebelt, überliefern," fuhr er fort, „und dann muß ich einem Kriegsgericht präsidiren! Im übrigen, Alles wohl erwogen, ist der Bursche ein Feind der Republik, er hat meinen armen Gérard umbringen lassen, und es ist dann doch immer ein Adelicher weniger auf der Welt. Zum Teufel also!"

Der Oberst drehte sich auf dem Absatz herum und visitirte alle Posten der Stadt, indem er das Marseiller Lied pfiff.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Fräulein von Verneuil saß in tiefen Gedanken auf ihrem Canapée. Der Schritt eines Mannes im Vorzimmer weckte sie aus ihren Träumereien. Die Thüre gieng auf, sie drehte den Kopf und erblickte Corentin.

„Kleine Heuchlerin," sagte der Sbirre la-

chend, „haben Sie noch einmal Lust, mich zu täuschen? Oh! Marie! Sie spielen ein sehr gefährliches Spiel, daß Sie mich an Ihrer Parthei nicht Theil nehmen lassen, und die Streiche führen, ohne mich vorher um Rath zu fragen. Wenn der Marquis seinem Schicksal entgangen ist . . .“

„So lag die Schuld davon nicht an Ihnen, nicht wahr?“ ergänzte das Fräulein mit verletzender Ironie. „Mein Herr!“ fuhr sie in ernstem Tone fort, „wer erlaubt Ihnen, in mein Haus zu kommen?“

„In Ihr Haus?“ fragte Corentin in bitterem Tone.

„Ah! Sie erinnern mich daran,“ erwiederte sie mit edlem Stolz, „ich bin nicht in meinem Hause. Sie haben vielleicht absichtlich dieses Haus gewählt, um Ihren Meuchelmord darin desto sicherer auszuführen. Ich werde es verlassen. Ich will lieber in einer Wüste wohnen, als länger den Anblick . . . von Spionen ertragen.“

„Dieses Haus gehört weder Ihnen noch mir, sondern der Regierung. Was das Verlassen dieses Hauses betrifft, so werden Sie es nicht verlassen, sondern darin bleiben,“ fügte er hinzu und warf einen teuflischen Blick auf das Fräulein. —

Sie erhob sich in einem Anstoß von Entrüstung und trat etliche Schritte vor; plötzlich aber blieb sie stehen, als sie Corentin den Fenster-Vorhang aufheben und sie zu sich winken sah.

„Sehen Sie diese Rauchsäule?“ fragte er mit diabolischer Ruhe.

„In welcher Beziehung steht mein Abgang aus diesem Hause mit schlechten Kräutern auf dem Felde, an die man Feuer gelegt hat?“ entgegnete sie.

„Warum ist Ihre Stimme so gebrochen?“ fuhr Corentin fort. „Arme Kleine, ich weiß Alles! Der Marquis kommt heute nach Fougères, und nicht in der Absicht, ihn uns zu überliefern, haben Sie dieses Zimmer so behaglich ausstaffirt.“

Das Fräulein erbleichte, als sie den Tod des Marquis in den Augen dieses menschlichen Tigers las. Sie fiel erschöpft auf die Ottomane.

Corentin blieb einen Augenblick mit gekreuzten Armen stehen, halb vergnügt über eine Seelenfolter, welche ihn für die Verachtung, womit ihn dieses Weib behandelte, und für die Spottreden rächte, womit sie ihn übergossen hatte, halb betrübt, ein Wesen leiden zu sehen, aus dessen Liebesbanden er sich nicht loszumachen vermochte.

„Sie liebt ihn!“ sagte er halblaut.

„Ihn lieben!“ rief sie aus. „Was will dieses Wort heißen? Corentin! Ich sage Dir, er ist mein Herz, meine Seele, der Hauch meines Lebens!“

Sie warf sich zu den Füßen dieses Menschen, dessen Ruhe sie mit Entsetzen erfüllte.

„Mensch!“ rief sie ihm zu, „ich will mich lieber erniedrigen, sein Leben zu retten, als es zu verkaufen. Ich will ihn retten um den Preis meines Herzbluts. Sprich, was verlangst Du?“

Corentin schauderte zusammen.

„Ich kam, um Ihre Befehle einzuholen,“ erwiederte er mit biegsamer Stimme und hob sie mit größter Höflichkeit in die Höhe. „Ja, Marie, selbst Ihre Kränkungen halten mich nicht ab, mich ganz Ihnen zu weihen, wenn Sie mich ferner nicht mehr täuschen wollen. Sie wissen, daß man mich niemals ungestraft täuscht.“

„Ah! Wenn Sie wollen, daß ich Sie liebe, Corentin, so helfen Sie mir ihn retten!“

„Nun denn! Zu welcher Stunde wird der Marquis kommen?“ sagte er, sichtbar bemüht, einen ruhigen Ton in diese Frage zu legen.

„Mein Gott! Ich weiß es nicht.“

Sie sahen sich Beide schweigend an.

Ich bin verloren, dachte das Fräulein bei sich.

Sie täuscht mich, dachte Corentin.

„Marie,“ fuhr er fort, „ich habe zwei

Maximen: die eine davon ist, nie ein Wort von dem zu glauben, was Weiber sagen, das ist das einzige Mittel, nicht ihr Einfaltspinsel zu werden; die andere ist, immer zu bedenken, ob sie nicht ein Interesse dabei haben, das Gegentheil von dem zu thun, was sie sagten, und sich im umgekehrten Sinne der Handlungen zu benehmen, deren Geheimniß sie uns anvertrauen. Wir werden uns jetzt, glaube ich, verstehen."

„Vollkommen," versetzte das Fräulein. „Sie verlangen Beweise meiner Aufrichtigkeit; allein ich will sie bis zu dem Augenblick aufsparen, wo Sie mir Proben Ihrer Aufrichtigkeit gegeben haben werden."

„Leben Sie wohl!" sagte Corentin trocken.

„Nun denn," fuhr das Fräulein lächelnd fort, „setzen Sie sich, seyen Sie kein Kind, sonst werde ich Ihrer Hülfe zu entbehren wissen und den Marquis allein retten. Was die 300,000 Franken betrifft, die Ihnen immer vor Augen schweben, so kann ich sie Ihnen in Gold geben, hier, auf diesem Kamin, in der Minute, wo der Marquis in Sicherheit seyn wird."

Corentin stand auf, trat einige Schritte zurück und heftete seine Blicke auf das Fräulein.

„Sie sind in kurzer Zeit reich geworden," sagte er in einem Tone, dessen Bitterkeit schlecht versteckt war.

„Der Marquis,“ erwiederte sie mitleidig lächelnd, „kann Ihnen noch weit mehr als Lösegeld anbieten. Beweisen Sie mir also, daß es in Ihrer Macht steht, ihn gegen jede Gefahr zu schützen und . . .“

„Können Sie ihn nicht gleich nach seiner Ankunft entwischen lassen? denn Hulot weiß die Stunde nicht, und . . .“

Er hielt inne, als ob er sich vergessen und bereits zu viel gesagt hätte.

„Aber,“ fuhr er lächelnd fort, „Sie haben wahrlich nicht nöthig, eine List von mir zu borgen. Hören Sie, Marie, ich bin von Ihrer Aufrichtigkeit überzeugt. Versprechen Sie mir, mich für Alles zu entschädigen, was ich in Ihrem Dienst verliere, und dann will ich diesen Einfaltspinsel von Oberst so einschläfern, daß der Marquis zu Fougères so frei seyn soll, wie zu Saint-James in der Mitte seiner Chouans.“

„Das verspreche ich Ihnen,“ sagte das Fräulein feierlich.

„Nicht also, schwören Sie mir es bei der Seele Ihrer Mutter.“

Das Fräulein schauderte, hob zitternd die Hand und leistete den Schwur, den dieser Mensch, dessen Betragen sich so plötzlich geändert hatte, von ihr verlangte.

„Jetzt können Sie über mich verfügen,“

sagte er. „Täuschen Sie mich nicht, dann werden Sie mich diesen Abend segnen.“

„Ich glaube Ihnen,“ rief das Fräulein wehmüthig aus.

Sie verabschiedete sich mit einem sanften Kopfneigen und lächelte ihm mit einer Gutmüthigkeit zu, die mit Staunen gemischt war, als sie auf seinem Gesichte einen Ausdruck melancholischer Zärtlichkeit erblickte.

„Welches bezaubernde Geschöpf!“ rief **Corentin** aus, nachdem er das Zimmer verlassen hatte. „Werde ich sie denn niemals besitzen, um aus ihr das Werkzeug meines Glücks und die Quelle meines Vergnügens zu machen! Sich mir zu Füßen zu werfen, sie! . . . Ja, ja, dieser Marquis muß sterben! Und wenn ich dieses Weib nicht anders bekommen kann, als wenn ich sie im Schlamme des Lasters umkehre, so soll es geschehen!“

„Sie traut mir jetzt,“ fuhr er fort, nachdem er auf den Platz gekommen war. „Hunderttausend Thaler auf der Stelle! Sie hält mich für geizig. Das ist eine List, oder sie hat ihn bereits geheirathet.“

Corentin, in Gedanken verloren, wagte keinen Entschluß zu fassen. Der Nebel, den die Sonne niedergedrückt hatte, war wieder so dicht

geworden, daß Corentin selbst in geringer Entfernung die Bäume nimmer sah.

„Ein neues Unglück!“ sagte er, langsam seiner Wohnung zugehend. „Man sieht nicht sechs Schritte weit. Das Wetter begünstigt sie. Wie soll man ein Haus bewachen, um das sich ein solcher Nebel gelagert hat!“

„Wer da?“ rief er und faßte den Arm eines Unbekannten, der mitten über die gefährlichsten Klippen auf die Promenade geklettert zu seyn schien.

„Ich bin es,“ antwortete eine Kinderstimme.

„Ah! Der Junge mit dem blutigen Schuh! Willst Du Deinen Vater nicht rächen?“ fragte ihn Corentin.

„Ja!“ erwiederte das Kind.

„Gut! Kennst Du den Burschen?“

„Ja!“

„Desto besser! Nun denn! Bleibe bei mir und thue pünktlich, was ich Dir sagen werde. Du wirst das Werk Deiner Mutter enden und harte Thaler gewinnen. Liebst Du die harten Thaler?“

„Ja!“

„Du liebst die harten Thaler und willst den Burschen tödten, ich werde für Dich sorgen.“

„Wohl denn," fuhr er nach einer Pause fort, „Du wirst ihn uns selbst ausliefern, Marie! Sie ist zu leidenschaftlich, um den Streich zu ahnen, den ich ihr spielen will. Leidenschaft überlegt nicht. Sie kennt des Marquis Handschrift nicht. Jetzt ist der Augenblick da, ihr die Schlinge zu legen, in der sich ihr ungestümer Charakter blind fangen wird. Aber um den Erfolg meiner List zu sichern, brauche ich diesen Hulot, ich gehe zu ihm."

Inzwischen berathschlagte sich das Fräulein mit Francine über die Mittel, den Marquis Corentins verdächtigem Edelmuth und Hulots Bayonetten zu entziehen.

„Ich will ihn selbst benachrichtigen," rief Francine lebhaft aus.

„Thörin, weißt Du denn, wo er ist? Ich selbst, durch den Instinct meines Herzens geleitet, könnte ihn lange suchen, ohne ihn zu finden."

Nachdem sie lange vergeblich auf Rettungsplane gesonnen hatten, rief endlich das Fräulein aus: Wann er da ist, wird mich seine Gefahr begeistern."

Sie gefiel sich nun, wie alle starken Geister, in dem Gedanken, ihren Entschluß erst im letzten Augenblicke zu ergreifen, indem sie sich auf ihren Glücksstern oder auf die instinctmäßige List verließ, die den Weibern selten fehlt. So blieb sie

lange sitzen, und nie vielleicht hatte ihr Herz solche Bangigkeiten empfunden.

Plötzlich hörte man in der Ferne einen heftigen Knall, die Wirkung von einem Dutzend Flintenschüssen.

„Ich sterbe, sie haben mir ihn getödtet!“ rief sie aus.

Der schwerfällige Tritt eines Soldaten ließ sich in dem Vorzimmer hören. Francine stand erschrocken auf und führte einen Corporal ein. Der Republikaner grüßte militärisch und überreichte dem Fräulein Briefe, deren Umschlag nicht sehr reinlich war. Da der Soldat keine Antwort erhielt, so sagte er: „Madame, es ist von meinem Oberst!“ und gieng.

Das Fräulein, voll trauriger Ahnungen, las einen der Briefe, den ohne Zweifel der Oberst in Eile geschrieben hatte:

„Mademoiselle! Meine Contre-Chouans „haben einen Boten des Burschen aufge„fangen. Von den aufgefangenen Briefen „kann Ihnen vielleicht der beifolgende von „einigem Nutzen seyn.“

„Dem Himmel sey Dank, es ist nicht er, den sie getödtet haben!“ rief sie aus und warf diesen Brief in's Feuer.

Sie athmete leichter und las begierig das

beigeschlossene Billet; es war vom Marquis und schien an Madame Gua gerichtet:

„Nein, mein Engel, ich komme diesen Abend „nicht nach Vivetière. Sie verlieren Ihre „Wette mit dem Grafen, und ich triumphire „über die Republik in der Person dieser köst„lichen Dirne, die doch gewiß eine Nacht werth „ist! Sie werden dieß selbst zugeben. Dieß „wird der einzige wirkliche Vortheil seyn, den „ich in diesem Feldzuge davon trage, denn „die Vendée unterwirft sich. Es ist nichts „mehr in Frankreich zu machen, und wir wer„den ohne Zweifel miteinander nach England „zurückkehren; doch die ernsten Geschäfte auf „morgen."

Das Billet entfiel ihrer Hand, sie schloß die Augen, sprach kein Wort, beugte sich zurück und legte ihren Kopf auf ein Kissen. Nach einer langen Pause hob sie die Augen zu der Standuhr, die jetzt auf die vierte Stunde zeigte.

„Und der Herr läßt auf sich warten!" sagte sie mit furchtbarer Ironie.

„Oh! Wenn er nur nicht käme!" fiel Francine ein.

„Wenn er nicht käme, würde ich ihn holen," erwiederte das Fräulein in dumpfem Tone. „Aber nein, er wird jetzt nicht zögern. Francine, bin ich schön?"

„ ie sind sehr bleich.“

„Siehe, dieses von Wohlgerüchen duftende Zimmer, diese Blumen, diese Lichter, dieser betäubende Dunst, Alles das muß Dem, den ich diese Nacht in Liebe berauschen will, himmlisch erscheinen.“

„Was ist denn mit Ihnen vorgegangen Marie?“

„Ich bin verrathen, getäuscht, mißbraucht, verloren, ich will ihn tödten, ich will ihm das Herz aus dem Leibe reißen. Ja, es lag immer in seinem Wesen eine schlecht verhehlte Verachtung, aber ich wollte sie absichtlich nicht sehen. O, es wird mein Tod seyn! Thörin, die ich bin,“ fuhr sie lachend fort, „er kommt, eine Nacht reicht hin, ihn zu lehren, daß, verheirathet oder nicht, ein Mann, der mich besessen hat, mich nimmer verlassen kann! Die Beleidigung soll der Maaßstab meiner Rache seyn, er soll in Verzweiflung sterben. Ich glaubte Seelenadel bei ihm zu finden, aber er ist ohne Zweifel der Sohn eines Lakaien. Er ist ein vollendeter Heuchler, denn noch kann ich kaum glauben, daß der Mann, der mich in die Hände von Pillemiche lieferte, bis zu den Schelmenstücken eines Scapin herabsteigen konnte. Ein liebendes Weib ist so leicht getäuscht, daß diese Täuschung die erbärmlichste aller Gemeinheiten ist. Mochte er mich tödten,

wohl! Aber mich belügen, er, den ich so hoch stellte! Auf's Schaffot! Auf's Schaffot! Ich möchte selbst seinen Kopf fallen sehen! Ja, ich will grausam seyn! Unter Liebkosungen und Küssen, die ihn erst des Lebens Werth lehren, soll er sterben . . ."

„Marie," sagte Francine mit himmlischer Sanftmuth, „seyen Sie, wie so viele Andere, das Opfer Ihres Geliebten, aber werden Sie weder seine Maitresse, noch sein Henker. Bewahren Sie sein Bild im Grunde Ihres Herzens und beflecken Sie sein Andenken nicht mit Grausamkeit. Wenn selbst hoffnungslose Liebe nicht noch einigen Reiz gewährte, was wären wir dann, wir armen Weiber! Dieser Gott, Marie, an den Sie niemals denken, wird uns einst dort belohnen, wenn wir unsern Beruf auf Erden erfüllt haben: zu lieben und zu dulden!"

„O, Du Kätzchen Du," erwiederte das Fräulein und streichelte ihre Hand, „wie sanft und verführerisch ist Deine Stimme! Wie anziehend wird die Vernunft aus Deinem Munde! Ich möchte Dir gerne gehorchen . . ."

„Sie verzeihen ihm also, Sie liefern ihn nicht aus?"

„Schweige, kein Wort mehr von diesem Menschen! Mit ihm verglichen, ist Corentin ein edles Geschöpf. Verstehst Du mich?"

Sie erhob sich und verbarg unter einem furchtbar ruhigen Gesicht den Wahnwitz, der sie ergriff, und ihren unauslöschlichen Durst nach Rache. Ihr langsamer, abgemessener Gang verkündete etwas Unwiderrufliches in ihren Entschlüssen. Ihren Gedanken zum Raube, ihre Beleidigung tief fühlend, aber zu stolz, die mindeste ihrer Qualen zu gestehen, gieng sie auf die Wache am Sanct Leonhardsthor und fragte nach der Wohnung des Obersten.

Kaum hatte sie das Haus verlassen, so kam Corentin.

„O, Herr Corentin," rief ihm Francine entgegen, „wenn Sie Antheil an diesem jungen Mann nehmen, so retten Sie ihn, das Fräulein will ihn ausliefern. Dieses elende Papier da hat Alles geändert."

Corentin nahm nachlässig den Brief und frag'e: „Wo ist sie hin?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich gehe ihr nach," sagte er, „um sie von ihrer eigenen Verzweiflung zu retten."

Er entfernte sich mit dem Briefe, gieng schnell aus dem Hause und sagte zu dem Knaben mit dem blutigen Fuß, der vor der Thüre spielte: „Wohin ist die Dame gegangen, die eben aus dem Hause kam?"

Der Knab· machte einige Schritte vorwärts

und zeigte Corentin die Straße, welche zum Sanct Leonhardsthor führte.

„Dahin zu!“ sagte er.

In diesem Augenblicke giengen vier Männer in das Haus des Fräulein von Verneuil, ohne weder von Corentin, noch von dem Knaben gesehen zu werden.

„Kehre auf Deinen Posten zurück!“ sagte der Spion. „Drehe den Riegel des Jalousieladen herum, als ob Du eifrig spieltest, aber habe wohl Acht und sehe Dich überall um, selbst auf den Dächern.“

Dreissigstes Kapitel.

Corentin eilte schnell in der Richtung fort, welche ihm der Junge angezeigt hatte; er glaubte das Fräulein mitten im Nebel zu erkennen, und traf sie wirklich, als sie eben aus dem Wachhause am Sanct Leonhardsthore kam.

„Wo gehen Sie hin?“ fragte er und bot ihr den Arm. „Sie sind sehr bleich. Was ist geschehen? Es schickt sich nicht, daß Sie so allein ausgehen. Nehmen Sie meinen Arm.“

„Wo ist der Oberst?“ fragte sie.

In diesem Augenblicke hörte man den Posten vor dem Sanct Leonhardsthor anrufen und ver-

nahm bald darauf die starke Stimme des Obersten.

„Donnerwetter!“ rief er, „da sieht man am hellen Tage nichts, wenn man die Runde macht! Dieser Ci-devant hat, glaube ich, das Wetter für sich so bestellt.“

„Worüber beklagen Sie sich?“ sagte das Fräulein und ergriff ihn am Arme. „Dieser Nebel kann in seinem Dunkel die Werkzeuge der Rache, wie die der Treulosigkeit verbergen. Oberst,“ fügte sie leise hinzu, „es sind jetzt mit mir Maaßregeln zu ergreifen, daß er heute nicht entwischen kann.“

Der Oberst schüttelte sich.

„Ist er bei Ihnen?“ fragte er mit bewegter Stimme.

„Nein, aber geben Sie mir einen sichern Mann, und dann werde ich Sie von der Ankunft dieses Marquis alsbald in Kenntniß setzen.“

„Was wollen Sie machen?“ sprach Corentin eilig. „Ein Soldat in Ihrem Hause würde Verdacht erregen, aber einem Kind, und ich werde eines finden, mißtraut man nicht . . .“

„Oberst, Dank diesem Nebel, den Sie verwünschen!“ fuhr das Fräulein fort. „Sie können gleich jetzt mein Haus umringen lassen. Stellen Sie überall Soldaten auf. Stellen Sie einen Posten in die Sct. Leonhardskirche, um sich der Espla-

nade zu versichern, auf welche die Fenster meines Salon gehen. Stellen Sie Leute auf die Promenade, denn obgleich das Fenster meines Zimmers zwanzig Fuß vom Boden ist, so leiht doch bisweilen die Verzweiflung eine Kraft, welche die gefährlichsten Räume zu überschreiten weiß. Hören Sie! Ich werde ihn wahrscheinlich zur Hausthüre hinauslassen; stellen Sie also einen tüchtigen, muthigen Mann dahin, denn," fügte sie seufzend hinzu, „Muth kann man ihm nicht absprechen, und er wird sich vertheidigen."

„Gudin!" rief der Oberst.

Der junge Adjutant trat aus der Abtheilung vor, welche den Oberst begleitet hatte und in einer gewissen Entfernung in Reihe und Glied gebieben war.

„Höre, mein Sohn!" sagte der alte Soldat mit gedämpfter Stimme zu ihm. „Diese verdammte Dirne liefert uns den Burschen aus, ohne daß ich weiß warum; aber gleichviel, das geht uns nichts an. Nimm zehn Mann und stelle Dich so auf, daß in dem Sackgäßchen, in welchem das Haus dieser Person liegt, Niemand weder aus noch ein kann; aber richte es so ein, gaß man weder Dich, noch Deine Leute sieht."

„Gut, mein Oberst, ich kenne das Terrain!"

„Nun denn, mein Sohn," fuhr der Oberst fort, „Schönfuß wird Dir Nachricht bringen,

wann der Tanz angeht. Suche es selbst mit dem Marquis aufzunehmen, und wenn Du ihn niedermachen kannst, und mir den Aerger und die Schmach ersparst, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen und erschießen zu lassen, so bist Du in vierzehn Tagen Lieutenant, oder ich will nicht Hulot heißen."

„Sehen Sie," sagte der Oberst zu dem Fräulein, „da ist ein Mann, wie Sie ihn brauchen. Er wird gute Wache vor Ihrem Hause halten, und wenn der Ci-devant herauskommt oder hinein will, so wird er ihm nicht entgehen."

Gudin gieng mit zehn Mann ab.

„Wissen Sie auch, was Sie thun?" sagte Corentin leise zu dem Fräulein.

Sie antwortete ihm nicht und schien mit Vergnügen der Abtheilung nachzusehen, die unter dem Befehl eines Unterlieutenants abmarschirte, um sich auf der Promenade aufzustellen. Eine andere Abtheilung stellte sich längs der dunkeln Mauern der Sanct Leonhardskirche auf.

„Es hängen einige Häuser mit dem meinigen zusammen," fuhr das Fräulein fort, „lassen Sie diese auch besetzen. Wir wollen alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln ergreifen, daß wir nichts zu bereuen haben."

Sie ist rasend! dachte Hulot.

„Bin ich nicht ein Prophet," sagte ihm Co-

rentin in's Ohr. „Ich werde jetzt den Jungen mit dem blutigen Fuß in ihr Haus schicken, und dann . . ."

Er vollendete nicht. Das Fräulein war plötzlich mit großen Schritten ihrem Hause zugeeilt, und Corentin folgte ihr pfeifend, wie ein Mensch, den eine wohlgelungene List glücklich macht. Als er sie einholte, hatte sie bereits die Schwelle des Hauses betreten, unter welchem der Knabe von Galoppe-Chopine stand.

„Fräulein," sagte er zu ihr, „nehmen Sie diesen Jungen mit sich, Sie können keinen unbefangeneren und thätigeren Emissär haben."

„Wann der Bursche herein ist, so mache Dich fort, was man Dir auch sagen mag, und bringe mir Nachricht auf die Wachstube. Dann sollst Du Dein ganzes Leben lang Kuchen bei mir zu essen haben."

Auf diese Worte, welche Corentin, so zu sagen, in das Ohr des Jungen hauchte, drückte ihm dieser zum Zeichen des Einverständnisses die Hand und folgte dem Fräulein.

„Jetzt mögt ihr meinetwegen hinter die Wahrheit kommen und euch wieder verständigen!" sagte Corentin, als die Thüre sich schloß. So viel weiß ich gewiß, mein kleiner Marquis, daß dein Grab für dich bereitet ist."

Corentin konnte sich nicht entschließen,

das Haus aus den Augen zu lassen. Er gieng auf die Promenade, wo er den Obersten fand, der einige Befehle ertheilte. Bald kam die Nacht. Zwei Stunden vergiengen, ohne daß die Wachen, welche von allen Seiten das Haus umgaben, das mindeste Verdächtige bemerkt hätten. Zwanzigmal war Cotentin von der Promenade auf die Wachstube gegangen, und eben so oft war seine Erwartung getäuscht worden; sein junger Spion hatte sich nicht sehen lassen. In Gedanken verloren, gieng der Sbirre langsam auf der Promenade auf und ab, ein Raub von drei furchtbaren Leidenschaften: der Liebe, der Habgier und dem Ehrgeitz. Es schlug acht Uhr. Der Mond gieng sehr spät auf. Nacht und Nebel hüllten den Ort, wo sich das Drama entwickeln sollte, in furchtbares Dunkel.

Der Sbirre wußte seine Leidenschaften zu bemeistern, kreuzte die Arme über die Brust und hütete mit den Augen das Fenster im Thurme. Wann sein Gang ihn auf die Seite des Thals, an den Rand der Abgründe, führte, suchte er mit seinen Blicken den Nebel zu durchdringen. Die tiefe Stille umher war nur unterbrochen durch das Murmeln des Flusses, durch die periodischen dumpfen Schläge der Thurmuhr, durch die schweren gleichförmigen Tritte der Schildwa-

chen oder durch das Geräusch der Waffen, wann von Stunde zu Stunde die Posten abgelöst wurden.

„Es ist schwarz wie in dem Rachen eines Wolfs!“ sagte in diesem Augenblicke Pillemiche.

„Nur vorwärts,“ erwiederte Bodenfest, „und schweige wie ein todter Hund.“

„Ich wage kaum zu athmen,“ versetzte Jener.

„Wenn der, der jetzt einen Stein hat rollen lassen, mein Messer im Leib haben will, so darf er es nur noch einmal thun,“ sagte Bodenfest mit so tiefer Stimme, daß sie sich in dem Murmeln des Gewässers verlor.

„Ich war es ja,“ versetzte Pillemiche.

„Nun denn, altes Ciderfaß, rutsche auf Deinem Bauche wie ein Aal, der sich durch die Hecken windet, wo nicht, so werden wir unsere Leichname bälder hier auf dem Platze lassen, als uns lieb ist.“

„He! Bodenfest!“ fuhr der unverbesserliche Pillemiche fort und rutschte zu seinem Kameraden. Als er ihn erreicht hatte, flüsterte er ihm mit so gedämpfter Stimme in's Ohr, daß die übrigen Chouans nicht eine Sylbe davon hörten.

„He! Bodenfest! Wenn unsere große Burschin wahr gesagt hat, so muß da oben

etwas Rechtes zu holen seyn. Wollen wir die Beute untereinander theilen?"

„Höre, Pillemiche!" erwiederte Bodenfest und blieb auf dem Bauche liegen.

Die ganze Truppe that das Gleiche, so erschöpft waren die Chouans von den Schwierigkeiten, die diese Abgründe ihrem Vorrücken darboten.

„Ich kenne Dich," fuhr Bodenfest fort, „Du bist einer jener guten Hans-Nimmt-Alles; aber wir kommen nicht hieher, unsere Taschen zu füllen, sondern um Mann gegen Mann zu kämpfen, und da werden wir unsere Arme brauchen. Die große Burschin schickt uns hieher, den Burschen zu retten. Er ist dort, hebe Deine Hundenase in die Höhe und blicke zu jenem Fenster auf, dort im Thurme!"

Jetzt schlug es Mitternacht. Der Mond gieng auf, und in seinem Lichte erschien der Nebel wie ein weißer Rauch. Pillemiche drückte heftig Bodenfest's Arm und zeigte ihm stillschweigend zehn Schritte über ihnen einige leuchtende Bayonette.

„Die Blauen sind schon da," sagte er, „wir werden nichts mit Gewalt ausrichten."

„Geduld," erwiederte Bodenfest, „wenn ich diesen Morgen Alles recht gesehen habe, so müssen wir unterhalb des Thurmes, zwischen den

Wällen der Promenade, einen kleinen Platz finden, wohin man immer Dung legt, und darauf kann man sich herabfallen lassen wie auf ein Bett."

„Wenn der heilige Labre," sagte Pille-miche, „das Blut, das fließen wird, in guten Cider verwandeln wollte, so würden die Einwohner von Fougères morgen genug zu trinken haben."

„Stille!"

Bodenfest hielt mit seiner breiten Hand den Mund seines Kameraden zu; dann gieng ein leise von ihm ertheilter Befehl von Mund zu Mund bis zu dem letzten der Chouans, die, halb in der Luft schwebend, über dem Abgrund hiengen.

Corentin hatte ein zu feines Gehör, um nicht das Knistern des Gesträuchs oder das leichte Geräusch einiger Steine zu hören, die in den Abgrund rollten. Er war jetzt bis an den Rand der Esplanade getreten.

Bodenfest, dessen scharfes Auge die Dunkelheit durchdrang, hatte entweder Corentin gesehen, oder hatte ihm sein feiner Geruch das Daseyn eines Menschen verrathen. Kurz, er hatte seinen Leuten den Befehl ertheilt, still und unbeweglich auf dem Bauche liegen zu bleiben.

Jetzt strengte der Spion vergebens Auge und Ohr an. Wenn er auch im zweifelhaften Lichte

des nächtlichen Nebels einige Chouans erblickte, so hielt er sie für Felsstücke, so sehr wußten sich diese menschlichen Körper den Anschein der leblosen Natur zu geben. Die Gefahr für die Chouans dauerte nur kurze Zeit.

Corentin wurde durch ein sehr deutliches Geräusch an das äußerste Ende der Promenade hingezogen. Als er dort ankam, sah er eine Gestalt wie durch einen Zauberschlag sich erheben, und als er den Arm ausstreckte, sich dieses phantastischen oder wirklichen Wesens zu bemächtigen, faßte er die runden, kernhaften Formen eines Weibes.

„Hol' Dich der Teufel, Weib!" sagte er murrend. „Hättest Du nicht mit mir zu thun gehabt, so hättest Du leicht eine Kugel in den Kopf bekommen können! Aber woher kommst Du und wohin gehst Du zu dieser Stunde? Bist Du stumm?"

Es ist doch gewiß und wahrhaftig ein Weib! dachte er, als er keine Antwort erhielt.

Da das Stillschweigen verdächtig war, so antwortete die Unbekannte mit einer Stimme, die Bestürzung verrieth: „Ach, mein lieber Mann, ich komme aus der Spinnstube!"

Das ist die sogenannte Mutter des Marquis! dachte Corentin. Mich führst Du durch Deine

Bauernsprache nicht an! Wir wollen doch sehen, was sie will!

„Nur da hinaus, Alte!" erwiederte er laut, indem er sich stellte, sie nicht zu kennen. „Links, wenn du nicht niedergeschossen seyn willst!"

Er blieb stehen, als er aber Madame Gua ihre Richtung gegen den Thurm nehmen sah, folgte er ihr von weitem.

Inzwischen hatten sich die Chouans auf dem Düngerhaufen, wohin Bodenfest sie geführt hatte, sehr passend aufgestellt.

„Da ist die große Burschin!" sagte Bodenfest leise und stellte sich auf seine Füße an die Mauer wie ein Bär.

„Wir sind da!" sagte er zu der Dame.

„Gut!" antwortete Madame Gua. „Wenn Du eine Leiter im Hause finden könntest, wäre der Bursche gerettet. Siehst Du das Fenster da oben? Er ist in einem Kabinet, das an das Schlafzimmer stößt, und dahin müssen wir gelangen. Diese Seite des Thurms, wo wir uns befinden, ist die einzige, welche nicht eingeschlossen ist. Die Pferde sind bereit, und wenn Du die Fuhrt über den Nançon besetzt hast, so ist er in einer Viertelstunde aus der Gefahr befreit, worein ihn seine Thorheit gestürzt hat. Wenn diese Dirne ihm folgen will, so stecht sie nieder."

Corentin sah einige der unbestimmten



Formen, die er im Anfang für Steine gehalten hatte, sich rühren und bewegen, und gieng nun sogleich auf die Wache am Sanct Leonhardsthor, wo er den Obersten angekleidet auf dem Feldbett schlafend fand.

„Lassen Sie ihn doch, er hat sich eben erst hingelegt!“ fuhr ihn Schönfuß barsch an.

„Was gibt es?“ fragte Hulot, aus dem leisen Schlafe des Soldaten aufgeschreckt.

„Die Chouans sind da.“

„Unmöglich, aber desto besser! So giebt es was zu thun!“ schrie der Oberst und fuhr auf.

Als Hulot auf der Promenade ankam, zeigte ihm Corentin im Schatten die sonderbare Stellung, welche die Chouans eingenommen hatten.

„Sie haben meine Posten entweder getäuscht oder erwürgt,“ sagte der Oberst. „Dieser verfluchte Nebel! Aber nur Geduld! Ich will fünfzig Mann mit einem Lieutenant am Fuß des Felsen aufstellen. Man darf sie hier nicht angreifen, denn diese Bestien sind so hartleibig, daß sie sich wie Steine den Abgrund hinabrollen ließen, ohne Schaden zu nehmen.“

Es schlug zwei Uhr, als der Oberst auf die Promenade zurückkam, nachdem er alle Anstalten getroffen hatte, die von Bodenseft befehligten Chouans nicht entwischen zu lassen. Alle Posten

waren verdoppelt worden, und das Haus des Fräulein war von einer ganzen Masse Soldaten umgeben.

Corentin heftete seine starren Blicke auf das Fenster im Thurme.

„Bürger," sagte der Oberst zu ihm, „ich glaube, der Ci-devant hält uns zum Besten, denn noch rührt sich nirgends etwas."

„Er ist da," erwiederte Corentin und deutete auf das Fenster. „Ich habe den Schatten eines Mannes an den Vorhängen gesehen. Ich begreife nicht, was aus meinem Jungen mit dem blutigen Fuße geworden ist. Sie haben ihn entweder umgebracht oder verführt. Siehst Du, Oberst? Da ist ein Mann! Laß uns eindringen!"

„Donnerwetter, ich will ihn nicht im Bett aufheben! Ist er hinein, so wird er auch wieder herauskommen. Dann wird ihn Gudin schon fassen."

„Oberst, ich fordere Dich im Namen des Gesetzes auf, sogleich gegen dieses Haus zu marschiren."

„Du bist ein sauberer Zeisig, mich zu zwingen!"

Corentin erwiederte ruhig: „Du wirst mir gehorchen!"

Mit diesen Worten zog er ein Papier aus der Tasche.

„Hier ist eine in aller Form ausgestellte und von dem Kriegsminister unterzeichnete Ordre, welche Dich dazu zwingen wird,“ — fuhr er fort. „Meinst Du, wir seyen so einfältig, diese Dirne da ganz nach ihren Launen handeln zu lassen?“

„Bürger,“ versetzte trocken der Oberst, „ich bin so frei, Dich zu allen Teufeln zu schicken! Verstehst Du mich? Und damit Basta! Vorwärts Marsch! Laß mich in Ruhe, und mach' geschwind, daß Du aus dem Felde kommst!“

„So lese doch!“

„Was gehen mich Deine Aufträge an!“ rief der Oberst, empört, daß er von einem so verächtlichen Wesen Befehle empfangen sollte.

In diesem Augenblicke war der Knabe mit dem blutigen Fuß mitten unter ihnen, wie eine aus dem Boden geschlüpfte Ratte.

„Der Bursche ist unterwegs!“ rief er.

„Wohin zu?“

„Gegen der Sanct Leonhardsstraße.“

„Schönfuß,“ sagte der Oberst, „melde es dem Adjutanten, er soll auf das Haus losrücken und ein kleines niedliches Heckenfeuer eröffnen lassen. Du verstehst mich!“

Schönfuß eilte fort.

„Linksum, ihr Andern, vorwärts gegen den Thurm!“ rief der Oberst.

Einunddreissigstes Kapitel.

Nachdem die Leidenschaften eine Katastrophe erreicht haben, berauschen sie uns weit mehr, als

Wein oder Opium je vermögen. Die Lucidität, welche die Ideen annehmen, die Reizbarkeit allzuüberspannter Gefühle bringen dann die seltsamsten und unerwartetsten Wirkungen hervor. Wenn man sich dann unter der Tyrannei eines nämlichen Gedankens befindet, so faßt man oft die am wenigsten wahrnehmbaren Gegenstände klar auf, während die in die Augen fallendsten Dinge für die Wahrnehmung gleichsam nicht vorhanden sind. Das Fräulein war ein Raub jener Art Trunkenheit, die aus dem wirklichen Leben das Leben einer Somnambüle macht, als sie, nachdem sie den Brief des Marquis gelesen hatte, sich beeilte, Alles anzuordnen, daß er ihrer Rache nicht entgehen könne, wie sie kurz zuvor Alles für ein Fest der Liebe bereitet hatte.

Als sie aber durch ihre eigene Fürsorge ihr Haus von einer dreifachen Reihe von Bayonetten umgeben sah, gieng ein plötzliches Licht in ihrer Seele auf; sie fällte ein Urtheil über ihr eigenes Benehmen und dachte mit Abscheu daran, daß sie ein Verbrechen begangen hatte. In einem ersten Anfalle von Angst stürzte sie der Thüre ihres Hauses zu und blieb dort einen Augenblick unbeweglich stehen, nach einem Gedanken haschend, ohne einen zu finden. Sie erinnerte sich so wenig an das, was sie gethan hatte, daß sie sich darüber besann, warum sie in dem Vorzimmer ihrer Wohnung sey und ein unbekanntes Kind an der Hand führe. Vor ihren Augen schwammen tausend Feuerfunken in der Luft, wie feurige Zungen, die sich nach ihr ausstreckten. Sie schritt vorwärts, um die furchtbare Betäubung von sich zu schütteln, aber wie einer Nachtwandlerin erschien ihr kein Gegen-

stand in seinem wahren Lichte. Sie drückte die Hand des Knaben mit ungewöhnlicher Heftigkeit und zog ihn mit so beflügelten Schritten fort, als ob der Ungestüm des Wahnsinns sie getrieben hätte.

Als sie durch den Salon gieng, wurde sie von drei Männern begrüßt, die aus einander traten, um ihr freien Durchgang zu lassen. Sie sah nichts davon.

„Da ist sie!“ sagte einer der Männer.

„Sie ist sehr schön!“ — rief ein Anderer aus.

„Ja,“ sagte der Dritte, „aber so bleich und aufgeregt . . .“

„Und zerstreut,“ fügte der Erste hinzu, „sie sieht uns nicht.“

An der Thür ihres Zimmers begegnete ihr Francine, die ihr ganz vergnügt in die Ohren flüsterte: „Er ist da, Marie!“

Jetzt wachte sie aus ihrer Betäubung auf, dachte nach, betrachtete den Knaben, den sie an der Hand führte, erkannte ihn und antwortete: „Francine, schließe diesen Jungen ein, und wenn Du willst, daß ich lebe, so lasse ihn ja nicht entwischen!“

Jetzt machte sie sachte die Thüre ihres Zimmers auf und sah den Marquis vor dem Kamin stehen. Bei diesem Anblicke fand sie ihre ganze Geistesgegenwart wieder. Ihre Lippen zogen sich zusammen, sie gieng langsam auf ihn zu, deutete mit dem Finger auf die Standuhr und sagte mit einer gewissen Munterkeit: „Ein Mann, der Liebe verdient, ist wohl werth, daß man auf ihn wartet.“

Erschöpft durch die Heftigkeit ihrer Gefühle, fiel sie auf den Sopha zurück.

„Meine liebe Marie, wie reizend sind Sie in Ihrem Zorne!" sagte der Marquis, setzte sich neben sie, ergriff ihre Hand, welche sie nehmen ließ, und bat um einen Blick, den sie ihm verweigerte.

„Ich hoffe," fuhr er mit liebkosender Stimme fort, „daß Marie bald bereuen wird, ihren Blick ihrem glücklichen Gatten entzogen zu haben."

Bei diesen Worten wandte sie rasch den Kopf und faßte ihn in's Auge.

„Was soll dieser furchtbare Blick heißen?" fuhr er lächelnd fort. „Wie heiß ist Deine Hand? Was ist Dir, mein Liebchen?"

„Mein Liebchen!" wiederholte sie in dumpfem Tone.

„Ja," sagte er, kniete vor ihr nieder und bedeckte ihre beiden Hände mit Küssen, „ja, mein Liebchen, ich bin Dein für immer!"

Sie stieß ihn heftig zurück und stand auf. Ihr Gesicht zog sich zusammen, sie stimmte ein wahnsinniges Gelächter an und sagte: „Du glaubst kein Wort von Allem, Mensch, der Du schurkischer bist, als der schändlichste Bösewicht!"

Sie ergriff rasch ihren Dolch, der auf dem Kamin lag und ließ ihn zwei Fingerspitzen von der Brust des Marquis blitzen.

„Bah!" sagte sie und warf ihn weg, „Du bist zu erbärmlich, als daß ich Dich tödten sollte! Dein Blut ist sogar zu schlecht, um von Soldaten vergossen zu werden, der Henker allein ist Dein Mann!"

Diese Worte kamen aus beengter Brust und sie stampfte dabei mit den Füßen wie ein ver-

wöhntes Kind. Der Marquis näherte sich ihr, um sie festzuhalten.

„Rühre mich nicht an!“ rief sie mit Abscheu aus und wich zurück.

„Sie ist wahnsinnig,“ sagte der Marquis in Verzweiflung.

„Ja, wahnsinnig!“ wiederholte sie, „aber noch nicht so sehr, um Dein Spielzeug zu seyn. Was würde ich nicht der Leidenschaft verzeihen, aber mich ohne Liebe besitzen zu wollen, und es dieser . . . dieser . . . zu schreiben!“ . . .

„An wen habe ich denn geschrieben?“ fragte er.

„An jenes züchtige Weib, die mich ermorden wollte.“

Der Marquis erbleichte, faßte krampfhaft die Lehne des Sessels, als ob er sie zerbrechen wollte und rief: „Ah! Wenn Madame Gua dieser Schandthat fähig war . . .“

Das Fräulein suchte den Brief, fand ihn nicht und rief Francine.

„Wo ist dieser Brief?“

„Herr Corentin hat ihn mitgenommen.“

„Corentin! Ah! Jetzt geht mir ein Licht auf, er hat den Brief geschrieben und mich durch teuflische Künste getäuscht.“

Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, fiel auf den Sopha und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen. Der Zweifel wie die Gewißheit war furchtbar. Der Marquis warf sich ihr zu Füßen, drückte sie an seine Brust und wiederholte zehnmal die Worte, die einzigen, die er hervorbringen konnte: „Warum weinen, mein Engel? Was ist es denn weiter? Du hast mich ja aus Uebermaaß der Liebe gekränkt. Meine

nicht! Ich liebe Dich! Ich werde Dich ewig lieben!"

Jetzt drückte sie ihn heftig an sich und sagte schluchzend: „Du liebst mich also?"

„Zweifelst Du noch daran?"

Sie entwand sich rasch seinen Armen und trat wie bestürzt und verwirrt, zwei Schritte zurück.

„Ob ich daran zweifle!" rief sie aus.

Der Marquis lächelte mit freundlicher Ironie, faßte sie an der Hand und führte sie auf die Thürschwelle. Sie sah im Hintergrunde des Saals einen in ihrer Abwesenheit schnell errichteten Altar. Der Priester im Ornat stand vor demselben. Kerzen brannten darauf. Sie erkannte in den beiden Männern, welche sie gegrüßt hatten, den Grafen Bauvan und den Chevalier Renty, welche der Marquis als Zeugen mitgebracht hatte.

„Versagst Du mir Deine Hand noch immer?" fragte der Marquis leise.

Bei diesem Anblick trat sie einen Schritt zurück, fiel auf die Kniee, hob die Hände zum Marquis auf und rief: „Oh! Verzeihung! Verzeihung! Verzeihung!"

Die Stimme versagte ihr, ihr Haupt fiel zurück, ihre Augen schlossen sich, und sie wurde von dem Marquis und Francine wie todt aufgefaßt. Als sie die Augen wieder öffnete, begegnete sie den liebenden Blicken des Marquis.

„Fasse Dich, Marie!" sagte er, „dieser Sturm ist der letzte."

„Der letzte," wiederholte sie.

Francine und der Marquis sahen sich verwundert an, aber sie gebot ihnen durch ein Zeichen Stille.

„Ruft den Priester,“ sagte er, „und laßt mich allein mit ihm.“

Sie giengen.

„Mein Vater,“ sagte sie zu dem Priester, „in meiner Kindheit sagte mir ein Greis mit weißen Haaren, wie Sie sind, zu wiederholtenmalen, daß man durch festen Glauben Alles von Gott erlange. Ist das wahr?“

„Es ist wahr,“ antwortete der Priester. „Der Alles geschaffen hat, verma Alles.“

Jetzt kniecte das Fräulein mit unbeschreiblichem Enthusiasmus nieder.

„O, Herr mein Gott!“ sagte sie in Entzückung, „mein Glaube an Dich gleicht meiner Liebe für ihn! Hauche mir Deinen Geist ein! Thue hier ein Wunder, oder nimm mein Leben hin!“

„Der Herr hat Dich erhört!“ sprach der Priester.

Jetzt, auf den Arm des ehrwürdigen Priesters gestützt, kehrte sie in den Saal zurück. Eine Heiterkeit, wie der Pinsel der Maler sie den Heiligen und Märtyrern leiht, gab ihrem Angesicht den Charakter der Hoheit. Sie reichte dem Marquis die Hand, sie traten zum Altar und knieeten nieder.

Ehe die feierliche Handlung begann, fragte der Priester nach dem Namen der Braut.

„Marie Nathalie, Tochter von Fräulein Blanca von Hautefeuille und Victor Amadeus, Herzog von Verneuil.“

„Geboren?“

„Am 11. Dec. 1774.“

„Wo?“

„Zu Alençon.“

„Ich glaubte nicht,“ sagte der Graf leise zum Chevalier, „daß Montauran die Thorheit begehen würde, sie zu heirathen. Die natürliche Tochter eines Herzogs, pfuy! Wenn es die natürliche Tochter des Königs wäre, dann gienge es noch an!“

Die Namen des Marquis waren im Voraus ausgefüllt worden. Das Brautpaar unterzeichnete, und nach ihm die Zeugen. Die Ceremonie begann. In diesem Augenblicke hörte die Braut das Geräusch der Waffen und den Tritt der Soldaten, welche die Posten ablösten. Sie schauderte und hob ihre Augen zum Kreuz auf dem Altar.

„Sie ist eine Heilige geworden,“ sagte Francine leise.

Als der Priester die übliche Frage an sie machte, war ihr Ja von einem Seufzer begleitet. Sie neigte sich zum Ohre ihres Gatten und sagte: „Bald wirst Du erfahren, warum ich meinem Schwur, Dich nicht zu heirathen, untreu geworden bin.“

Kaum hatte man sich nach der Trauung zur Tafel gesetzt, als Jeremias, der alte Diener, ganz bestürzt hereinkam. Das Fräulein führte ihn schnell hinaus, ehe er eine Unbesonnenheit begehen konnte. Bald darauf erschien sie wieder in einem prachtvollen Brautkleide. Ihr Gesicht war ruhig und sogar munter, während Francine den Schrecken in allen ihren Zügen trug.

„Meine Herren,“ sagte sie, „Sie sind heute Nacht meine Gäste, denn es wäre zu gefährlich für Sie, jetzt Fougères zu verlassen. Francine wird Sie in Ihre Zimmer führen.“

Eine Stunde darauf war sie allein mit ih-

rem jungen Gatten. Sie sah auf die Uhr und sagte für sich: „Sechs Stunden zu leben!“

— — — — — — — — — — —

„Ich habe also doch schlafen können,“ sagte die Marquise, als sie plötzlich aus dem Schlafe auffuhr. Sie sah auf die Uhr. Es war bald zwei Uhr Morgens. Sie wendete sich zu ihrem Gatten um und betrachtete ihn. Er schlief ruhig.

„Ah!“ sagte sie leise, „er hat den Schlaf eines Kindes! Aber konnte er mir mißtrauen, mir, die ich ihm ein namenloses Glück danke!“

Sie stieß ihren Gatten leicht an. Er erwachte. Sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten.

„Warum so traurig, meine Geliebte?“ fragte der Marquis.

Sie warf sich an seinen Busen und weinte.

„Armer Alphons, wohin glaubst Du denn, daß ich Dich geführt habe?“ fragte sie ihn zitternd.

„Zum Glück.“

„Zum Tod.“

Sie führte ihn an's Fenster, hob den Vorhang und zeigte ihm auf dem Platze etliche zwanzig Soldaten, Corentin, der unruhig auf und ab gieng, der mit gekreuzten Armen unbeweglich da stand. Der Nebel war gewichen und der Mond strahlte in seiner vollen Klarheit.

„Nun, sie stehen wohl da, Marie!“

„Du lachst, Alphons, ich habe sie da hingestellt!“

„Du träumst!“

„Nein!“

Der Marquis sah sie an; er errieth Alles,

schloß sie in seine Arme und sagte: „Ich liebe Dich doch ewig!“

„Es ist also noch nicht Alles verloren?“

„Noch ist Hoffnung da.“

In diesem Augenblicke hörten sie einen dumpfen Eulenschrei.

Francine kam aus dem Kabinet und rief freudig: „Peter ist da!“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Marquise und Francine verkleideten den Marquis als Chouan. Er lud seine Waffen. Jetzt trat er an das Fenster.

Ein schwarzes Gesicht zeigte sich unter der Oeffnung und eine rauhe Stimme sagte: „Schnell, mein General, die Blauen rühren sich!“

Der Marquis stieg die Leiter hinab. Seine Gattin folgte ihm.

Jetzt ertönte eine rauhe Stimme: „Halt, Feuer!“

Auf dieses Commando des Obersten folgte eine allgemeine Salve. Das Feuer der Republikaner war furchtbar und ununterbrochen. Die Opfer, die es hinraffte, fielen lautlos.

Der Sergeant Schönfuß trat zu dem Obersten: „Man hat ihm den Kopf mit Blei gewaschen, mein Oberst,“ meldete er. „Aber er hat Gudin getödtet und zwei Mann verwundet. Er focht wie verzweifelt. Ohne die Wache am Sanct Leonhardsthor hätte er das freie Feld gewonnen.“

Der Oberst eilte in die Wachstube. Ein blu-

tiger Körper lag auf dem Feldbett. Der Oberst nahm den Hut, der das Gesicht des Todten bedeckte.

„Ich dachte es doch!“ rief er aus, fiel auf einen Sessel und kreuzte die Arme über die Brust.

Die Soldaten starrten hin. Lange Weiberhaare fielen über das Gesicht des Todten herab.

Plötzlich wurde die Stille durch die Ankunft einer bewaffneten Schaar unterbrochen. Corentin trat in die Wachstube. Vier Soldaten folgten ihm. Sie trugen auf ihren Gewehren den Marquis von Montauran, der von mehreren Kugeln in die Hüfte getroffen war. Man legte ihn neben seine Gattin; er erkannte sie und faßte krampfhaft ihre Hand. Die Sterbende wandte mühsam das Haupt und murmelte fast unhörbar: „Ein Tag, der keinen Morgen hat! Du hast es selbst gesagt!“

„Tragt sie in den Spital!“ rief Corentin.

Der Oberst faßte den Sbirren so fest am Arme, daß sich alle fünf Finger in sein Fleisch drückten.

„Dein Tagewerk ist vollbracht,“ rief er ihm zu, „jetzt packe Dich! Und merke Dir wohl die Züge des Obersten Hulot, denn wenn du ihm je wieder in den Weg trittst, so wird er Dir seinen Säbel bis an's Heft in den Leib stoßen!“

Der alte ehrliche Soldat zog seinen Säbel halb aus der Scheide.

„Das ist auch einer der ehrlichen Leute, die es nie zu etwas bringen werden,“ sagte der Spion, als er vor der Wachstube war.





